Paed. Th. 2028

Hillebrand

~~Paed. 179 m~~

R

m

Verſuch
einer
allgemeinen
Bildungslehre,
wiſſenſchaftlich dargeſtellt
aus dem Principe
der
Weisheit
für
Gelehrte und Gebildete

von
Joſeph Hillebrand,
Profeſſor am Joſephinum in Hildesheim.

Τὸ δὲ Φυᾷ, κράτιστον ἅπαν.
Pindar. Olymp. IX.

Braunſchweig, 1816
bei Friedrich Vieweg.

R

40 B

Wer zum Menſchen geboren wurde, ſoll und kann nichts Edleres, Größeres und Beſſeres ſeyn, als — ein Menſch; und wohl ihm, wenn er weder mehr noch weniger ſeyn will.

Wieland, Pereg. Prot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Herrn Geheimen Kabinets-Rathe

Rehberg

in

Hannover

zum

Beweiſe hoher Achtung

für

ſeine ausgezeichneten Verdienſte um die Bildung und Gelehrſamkeit

gehorſamſt gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorrede.

Wie hat es der Menſch anzufangen, daß er im ganzen Umfange ſeines gegenwärtigen Lebens ſeine Menſchheit bewahre und in fortſchreitender Veredlung beſtändig erhöhe? — Die Löſung dieſes Problems in einer wiſſenſchaftlichen Form iſt der Gegenſtand nachfolgender Schrift.

Mehr als jemals wurde in den jüngern Zeiten über den Menſchen, deſſen Beſtimmung und Bildung beſonders von Deutſchen geredet und geſchrieben. Und worauf ſollte der eigentliche Philoſoph ſeinem Berufe gemäß wohl mehr ſeine Aufmerkſamkeit hinlenken und ſeine Forſchung richten? Der Menſch iſt und bleibt ewig für den Menſchen und ſein Denken der wichtigſte und edelſte Gegenſtand.

Indeß iſt es nicht zu verkennen, daß vorzugsweiſe nur die Erziehungslehre (Pädagogik) einer wiſſenſchaftlichen Behandlung gewürdiget ward; über den Menſchen im Allgemeinen wurden meiſtens nur mehr fragmentariſche Unterſuchungen geliefert. Freilich ſcheint nach den ſyſtematiſchen Bearbeitungen der Pädagogik eine Wiſſenſchaft der geſammten Menſchenbildung nicht einmal ſo ſehr nothwendig zu ſeyn, da die Grundprincipien

und die darauf gebauete Lehre für jene erſte auch für letztere gültig ſind und immer von dem eigentlichen Weſen des Menſchen und deſſen Beſtimmung hergenommen werden müſſen. Was in der Zeit der Mündigkeit der Menſch ſelbſt an ſich verrichten muß, das thut dort während der Periode der Unmündigkeit ein fremder Bildner als Stellvertreter. Hierin beſteht nebſt einigen zufälligen Modiſikationen der Hauptunterſchied in dieſer Hinſicht.

Deſſen ungeachtet wird es immer von Nutzen bleiben, die Menſchenbildungslehre in ihrer Allgemeinheit, ſo viel es ſich bewirken läßt, in ein Syſtem zu bringen; zumal wenn man den Bau ſo einzurichten ſtrebt, daß er auch von den minder gelehrten Kennern begriffen und überſehen werden kann. (S. die Einleitung.)

Aus dieſem Geſichtspunkte wünſcht der Verfaſſer, gegenwärtige Schrift beurtheilt zu ſehen. Nach welchen Grundſätzen er gearbeitet hat und wie, wird die Ausführung ergeben. Nur will er bemerken, daß er keinem fremden Syſteme ausſchließlich gefolgt iſt, obgleich er gegen die Lehren anderer Denker keinesweges neutral bleiben durfte. Vielmehr geſteht er freimüthig, daß er fremde Anſichten aufmerkſam beachtet hat, zumal wenn ſie ſeinen eigenen vorzüglich zuſagten.

Die platoniſche Philoſophie ſprach ihn von jeher am verwandteſten an, und ihren Spuren iſt er daher bei dieſer Arbeit oft gefolgt; ohne jedoch darum des Plato geſammte Lehre für ſeine ei=

gentlich philoſophiſche Ueberzeugung auszugeben. *)

Was die Einrichtung des Ganzen angeht, ſo mußte der Verfaſſer darauf Rückſicht nehmen, daß er nicht bloß für den Gelehrten von Profeſſion, ſondern auch für den Gebildeten ſchreiben wollte. Deshalb iſt die Form nicht überall ſo ſchulgemäß, als es eine ſtreng ſyſtematiſche Darſtellung ſonſt wohl erheiſcht; daſſelbe gilt von der Sprache. Wo es ohne Verletzung der wiſſenſchaftlichen Anordnung geſchehen konnte, hat er ſich in beiden Rückſichten oft einer größeren Freiheit bedient. Auch manche Wiederholungen müſſen daher erklärt und entſchuldiget werden.

Darum iſt ferner das Ganze, wie das Inhaltsverzeichniß ausweiſet, ſo einfach als möglich eingetheilt. Die erſte Abtheilung bildet die Teleologie (Zwecklehre), die zweite die Nomologie (Grundſatzlehre). Das Hauptprinzip machte ſeiner Natur nach dieſe Eintheilung nothwendig.

Jede Abtheilung zerfällt wiederum in Bücher nach jedesmaligen größeren Abſchnitten. Gegenſtände, die nach dem Zwecke der Schrift eine weitläuftigere Behandlung forderten, als ſolche ohne Planverwirrung im Kontexte Statt finden konnte,

---

*) Est enim benignum, ut arbitror, et plenum ingenui pudoris, fateri, per quos profeceris. — — Obnoxii profecto animi et infelicis ingenii est, deprehendi in furto malle, quam mutuum reddere, cum praesertim sors fiat ex usura.
Plin. Hist. nat. praef.

ſind im letzten Buche jeder Abtheilung beſonders beachtet worden.

Was die Citate betrifft, ſo hat der Verfaſſer nur einige Werke angeführt. Er geſteht, daß viele, dahin gehörende geſchätzte Schriften nicht angeführt ſind, theils weil er nicht Alles umfaſſen konnte, theils auch weil er die paſſenden Stellen ſelbſt nicht immer bemerkt hatte. Wie Vieles lieſt man nicht, ohne daran zu denken, wann oder wo man ſich darauf wieder beziehen möchte? — Da zudem bei einer Arbeit, wie gegenwärtige iſt, mehr ſelbſtſtändig geprüft, als auf Zeugniſſe geglaubt werden muß; ſo würden überhaupt alle Anführungen weggeblieben ſeyn, hätte der Verfaſſer nicht hin und wieder zeigen wollen, daß er bei einem ſo wichtigen Unternehmen nicht etwa augenblicklichen Einfällen gefolgt ſey, ohne die Meinungen größerer Denker mit ſeinen Anſichten verglichen zu haben. Es iſt daher nicht bloße Unkunde, wenn oft einſchlagende vortreffliche Arbeiten Anderer unangezeigt geblieben ſind.

Sollte man hier und da auf Bemerkungen ſtoßen, welche für unſere aufgeklärte Zeit eben nicht mehr paſſende Spätlinge ſcheinen dürften; ſo beſcheidet ſich der Verfaſſer dahin, daß er dieſen Glauben ſelber gern hegte, es aber leider in manchen Regionen noch ſo dunkel gefunden hat, daß die ganze Schrift noch für Viele als ein vorzeitiges Licht erſcheinen wird.

Wie ſich der Verfaſſer entſchließen mochte,

mit einem ſo wichtigen Gegenſtande ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zu beginnen, iſt eine Frage, die Mancher an ihn thun wird, und die er ſich ſelbſt oft that. — Der Gang ſeiner eigenen Bildung, gleich wie ſeine nachherige Lage, gaben ihm ſo häufig Gelegenheit, allerlei Mißgriffe bei der Bildung und Veredlung des Menſchen zu bemerken, daß er bei ſich den Wunſch nicht unterdrücken konnte, auch ſeinerſeits, wenn gleich nur Weniges, zum beſſeren Gedeihen dieſer erſten aller Angelegenheiten beizutragen. Gewitter ſteigen gewöhnlich am Lebenshimmel derjenigen auf, die ſich nicht geneigt fühlen, fremden Meinungen, die oft dazu nur leere Grillen ſind, überall zu folgen. Doch nicht immer ſchädlich ſind ſolche Gewitter; vielmehr fördern ſie meiſtens das Wachsthum der Weisheit und reinigen den Horizont des Denkens und Handelns. Aus Kampf, wenn er mit Muth und Beharrlichkeit beſtanden wird, erwächſt größeres Selbſtgefühl, und dieſes erzeugt wiederum dauerhafteren Frieden mit dem geſammten eigenen Seyn.

Uebrigens hat der Verfaſſer ſich, ſo viel möglich, unparteiiſcher Anſicht zu befleißigen geſucht, ohne ſeinen dermaligen Verhältniſſen ungebührenden Einfluß auf ſein Urtheil zu vergönnen. Er iſt der Meinung, daß jeder Schriftſteller ſich ſelbſt geben muß, wie er iſt und denkt, da, wo es auf die Behauptung der einen Wahrheit ankommt, und zwar mit Beſcheidenheit und edler Beſtimmtheit.

Wenn religiöſe Eiferer ihn beſchuldigen ſollten, ſo wird ihn das Bewußtſeyn beruhigen, daß ihm ſelbſt nichts theuerer iſt, als eine wahre, echte Religioſität, welche des Menſchen eigentliches Wohl fördert ohne Haß und Feindſchaft in Liebe und Pflichtgefühl.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen übergibt er denn dieſe erſte Frucht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bemühung dem Publikum mit ſchüchterner Hand, aber doch zugleich mit unbefangenem Gemüthe. *) Aufrichtiges Streben, Manchem ſeiner Mitmenſchen auf die Weiſe, wie es ihm ſein Stand am beſten erlaubte, nützlich zu werden, war der Grund dieſer ſeiner Arbeit. In wie weit ſie ihm gelang, in wie weit er ſeinen Zweck erreichte — wie könnte und dürfte er ſelbſt darüber urtheilen? Auf jeden Fall wird er ſich an das beſcheidene Wort des Römers erinnern:

Itaque etiam non assecutis, voluisse, abunde pulchrum atque magnificum est.

Plin. Hist. nat. praef.

Hildesheim, im Auguſt 1815.

J. Hillebrand.

---

*) In einem beſondern Werke — einem hiſtoriſchen Romane — wird es der Verfaſſer verſuchen, die in dieſer Theorie aufgeſtellten Grundſätze als praktiſch anwendbar darzuſtellen. Er hat ſich dazu einen der liebenswürdigſten Charaktere aus der Geſchichte zu wählen bemühet.

Inhalt.

Einleitung.

Ueber die Menſchenbildung als Wiſſenſchaft. Möglichkeit derſelben. Beſeitigung der Einwürfe dagegen. Nutzen einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Bildungslehre. Ihr Princip und Beleuchtung deſſelben. S. 1 bis 18

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Teleologie.

Erſtes Buch.

Charakter des Menſchen, als eines Weſens einer beſtimmten Gattung. Leib, Seele, innige Vereinigung beider zu einem abgeſchloſſenen Ganzen.

Kap. 1. Erſter Beſtandtheil des Menſchen iſt ſein Leib. Eigenthümlichkeiten und hervorſtechende Eigenſchaften deſſelben. 19 bis 33

Kap. 2. Zweiter Beſtandtheil des Menſchen iſt ſeine Seele. Ihre Vorzüge und Eigenſchaften. 33 bis 43

Kap. 3. Innige Vereinigung beider Beſtandtheile, des Leibes und der Seele, zu einem abgeſchloſſenen Ganzen. Reſultat. 43 bis 45

Zweites Buch.

Hauptzwecke des Menſchen und deſſen Beſtimmung. Jener ſind drei: Glückſeligkeit, Wahrheit, Tugend.

Kap. 1. Glückſeligkeit iſt ein Hauptzweck der menſchlichen Natur. S. 46 bis 56

Kap. 2. Erkenntniß der Wahrheit oder intellectuelle Veredlung iſt ein Hauptzweck der menſchlichen Natur. 57 bis 67

Kap. 3. Sittlichkeit oder Tugend iſt ein Hauptzweck der menſchlichen Natur. 67 bis 73

Kap. 4. Reſultat aus den vorhergehenden Kapiteln — eigentliche Beſtimmung des Menſchen. 74 bis 79

Kap. 5. Der Menſch kann dieſe Hauptzwecke ſeiner Natur realiſiren, oder ſeine Beſtimmung erreichen. 80 bis 86

Kap. 6. Widerlegung der Zweifel in Abſicht auf die Möglichkeit der Erreichung der Beſtimmung. 86 bis 95

Drittes Buch.

Einige Supplemente zur allgemeinen Teleologie, oder freiere Exkurſe über die Leidenſchaften, Tugend und Wahrheit (Aufklärung).

Kap. 1. Leidenſchaften (Triebe, Neigungen), allgemeine Anſicht derſelben. Ihre Verſchiedenheit, Urſachen derſelben. Ihr wichtiger Einfluß auf die geſammte menſchliche Exiſtenz, Nutzen, Schaden. Gerechte Herrſchaft der Vernunft über ſie — ungerechte. Betrachtung der ſtoiſchen Philoſophie in dieſer Hinſicht ſo wie der anachoretiſchen Lebensweiſe. Reſultat. 96 bis 116

Kap. 2. Aufklärung (Wahrheit oder intellectuelle Veredlung.) Allgemeine Anſicht. Begriff der Wahrheit und der Aufklärung. Umfang derſelben, Inhalt und Art. Fehler gegen die intellectuelle Veredlung. Reſultat. 116 bis 126

Kap. 3. Tugend (ſittliche Veredlung). Allgemeine Anſicht und Begriff. Tugend zeigt ſich ganz eigentlich erſt in der That. Uneigennützigkeit derſelben Ein allgemeiner Grundſatz der Sittlichkeit kann nicht wohl ſtatt finden. Schönheit iſt eine nothwendige Eigenſchaft der Tugend. Fehler dagegen. Rigorismus, Charakterloſigkeit, verkehrte Demuth. Quellen dieſer letzten, Unterſchied von der wahren Demuth. S. 127 bis 146

Zweite Abtheilung.

Allgemeine Nomologie.

Einleitung.

Beziehung der Teleologie auf die Nomologie. Geſelliges Zuſammenleben iſt nothwendige Bedingung aller wahren Veredlung. Der Menſch iſt von Natur zur Geſellſchaft beſtimmt. Gegner dieſer Meinung und Widerlegung derſelben. Vortheile der geſetzlichen Ordnung vor dem ſogenannten Naturzuſtande. Das ganze menſchliche Geſchlecht iſt humaniſirlich, in körperlicher und geiſtiger Hinſicht. Beweis a priori und a posteriori. Vergleichung des kultivirten Zuſtandes des Menſchen mit dem unkultivirten. Was iſt Bildung eigentlich? wer iſt Bildner? 149 bis 188

Erſtes Buch.

Grundſätze der Menſchenbildung. Syſtematiſche Entwickelung und Herleitung derſelben aus einem oberſten Grundſatze.

Kap. 1. Oberſter Grundſatz. Seine Zertheilung. Erſtes Reſultat für die Bildung iſt die nothwendige Vorſtellung eines Ideals. Beſchaffenheit deſſelben. Die Gottheit kann nicht als Ideal bei der Menſchenveredlung aufgeſtellt werden. 189 bis 207

Kap. 2. Zweites Reſultat für die Bildung iſt die Nachahmung eines Muſters. Beſchaffenheit deſſelben. Die Natur iſt das vollkommenſte Muſter. S. 208 bis 215

Kap. 3. Drittes Reſultat. Die Bildung muß vorgenommen werden mit Beachtung der Individualität. Dieſe zerfällt in die Individualität des Geſchlechts und des Berufs. 216 bis 231

Kap. 4. Viertes Reſultat. Die Bildung muß allſeitig vorgenommen werden in ex- und intenſiver Rückſicht. 232 bis 242

Kap. 5. Fünftes Reſultat. Die Bildung muß ſich vollenden in Harmonie neben der Allſeitigkeit. 243 bis 250

Kap. 6. Phyſiſche Bildung. Sie geht auf das Wohlbefinden (Glückſeligkeit) überhaupt. Sie umfaßt die Diätetik und Gymnaſtik. 250 bis 263

Kap. 7. Intellectuelle Bildung. Sie geht auf das geſammte Erkenntnißvermögen in in- und extenſiver Rückſicht. Daher formale und materiale Bildung der Intellectualität. Unteres und oberes Erkenntnißvermögen. Zuerſt folgt die formale Bildung, die in eine Entwickelungs- und Uebungstheorie zerfällt. 264 bis 282

Kap. 8. Materiale Bildung der Intellectualität. Sie beſteht im eigentlichen Unterrichte. Dieſer theilt ſich in Schul- und Selbſtunterricht — Hetero- und Autadidoxie. 282 bis 290

Kap. 9. Moraliſche Bildung, oder Bildung zur Tugend. Vorläufige Unterſuchungen über die eigentlichen Beſtandtheile der ſittlichen Natur und über das Verhältniß der Sittlichkeit zu den beiden andern Hauptzwecken unſers Weſens. Jene Beſtandtheile ſind a. das ſittliche Erkenntnißvermögen, das die Idee des Sittlichguten betrifft und in der Vernunft und dem Gefühle beſteht. b. Das ſittliche Begehrungsvermögen, das die Selbſtachtung und die mora-

liſche Liebe umfaßt. c. Der eigentliche Charakter, der die Feſtigkeit des Willens, die Entſchloſſenheit, die Seelenſtärke (ἀνδρεία, fortitudo) und die Mäßigung (σωφροσύνη, moderatio) in ſich begreift. S. 290 bis 308

Kap. 10. Regeln zur Bildung dieſer einzelnen Theile. Schlußbetrachtung. Wechſelbeziehung der drei Hauptzwecke auf einander. Allgemeines Reſultat. 308 bis 326

Zweites Buch.

Vorwort. Betrachtung einiger Gegenſtände, welche in Abſicht auf die Veredlung des Menſchen beſondere Wichtigkeit haben und gleichſam als allgemeine Bildungsmittel anzuſehen ſind. Ehe, Staat, Religion und Kunſt. 327 bis 328

Kap. 1. Ehe. Allgemeine Anſicht. Grund der Ehe. Verſchiedene Eigenſchaften der Geſchlechter. Großer Vortheil der Ehe und wichtiger Einfluß derſelben auf die geſammte Veredlung. Monogamie. Cölibat. Unnatürlichkeit deſſelben und Schädlichkeit in Hinſicht auf die Humanität. 328 bis 340

Kap. 2. Staat. Allgemeine Anſicht. Kurze Darſtellung des Urſprungs des Staates. Er iſt eine unerläßliche Bedingung zur Bildung und Zweckrealiſirung der Menſchen. Seine Haupterforderniſſe und Eigenſchaften. Er muß Sicherheit gewähren und die Kräfte der Geſammtheit benutzen zu wirklicher Veredlung der Bürger. Vernunftgemäßheit und Gerechtigkeit ſind die Grundpfeiler des Staates. 340 bis 352

Kap. 3. Religion. Allgemeine Anſicht und Begriff der Religion. Urſprung derſelben. Sie geht aus dem Gefühle und der Vernunft hervor. Allgemeinheit derſelben. Vier Haupteigenſchaften der wahren Religion. 1. Sie geht auf das Ueberſinnliche, Abſolute und Allvollkommene; 2. ſie bewährt ſich vor der Vernunft; 3. ſie iſt der höheren Würde der menſchlichen Natur gemäß; 4. ſie iſt eine Lehrerin

der Liebe. Vier Hauptfehler gegen die wahre Religion. 1. Grober Anthropomorphismus. 2. Aberglaube. 3. Bigotterie. 4. Intoleranz. S. 353 bis 379

Kap. 4. Kunſt. Begriff der Kunſt. Sie (oder das ſogenannte Aeſthetiſche in unſerer Natur) iſt kein Hauptzweck unſers Weſens. Die Kunſt wirkt vortheilhaft auf die drei Hauptangelegenheiten im Menſchen, auf die Glückſeligkeit, Wahrheit und Sittlichkeit. Die Kunſtanlage kann erhöhet und veredelt werden. 380 bis 406

Einleitung.

Der menſchliche Geiſt dringt bei allen Unterſuchungen ſeiner Natur nach auf Zuſammenhang der Erkenntniß und auf Ordnung in den verſtandenen Wahrheiten. Dieſes Bedürfniß äußert ſich freilich nicht immer und überall gleich ſichtbar; allein ſobald einmal eine gewiſſe Stufe der geiſtigen Bildung erſtiegen, ſobald die Summe der Erkenntniß in irgend einem Fache zu einer beträchtlichen Höhe gewachſen iſt: ſo tritt auch die Forderung ſyſtematiſcher Verknüpfung lauter und offener hervor. Der menſchliche Verſtand trägt in ſich ſo ſehr das Geſetz der Einheit in Allem, was er erkennt, daß man den Menſchen in dieſer beſondern Hinſicht ebenſowol ein wiſſenſchaftliches, d. h. genaue Verbindung unter den Wahrheiten ſuchendes, als ein verſtändiges Weſen nennen könnte. Daher hat man denn von den früheſten Zeiten an nicht bloß die theoretiſchen Spekulationen der Philoſophie, ſondern ſelbſt ihre prak=

tiſchen Lehren in eine ſyſtematiſche Form zu bringen verſucht. Später erſt ſonderte man gewiſſe einzelne Zweige der letzteren ab, um ihnen eine eigene wiſſenſchaftliche Behandlung zu ertheilen. Vorzüglich war dieſes der Fall mit der Bildung des Menſchen, die doch leicht der wichtigſte Theil der praktiſchen Philoſophie ſeyn dürfte. Erſt in den jüngern Zeiten widmete man ihr deßfalls eine beſondere Aufmerkſamkeit, und nach meinem Wiſſen wiederum vorzugsweiſe nur der eigentlichen Erziehungslehre, (Pädagogik).

So löblich ein ſolches Bemühen nun iſt; ſo viel Ehre es der Mitwelt nothwendig erwirkt, daß ſie, beſonders in dieſem höchſt wichtigen Fache, von deſſen Vervollkommnung in jeder Rückſicht ſo außerordentlich viel für die ganze menſchliche Exiſtenz abhängt, ſich eifrig und thätig beweiſet: ſo ſcheint es mir doch ein Fehler zu ſeyn, daß man die Bildung nicht zuvor in ihrer höchſten Ausdehnung und Allgemeinheit wiſſenſchaftlich zu behandeln unternommen hat. Denn nur dann erſt wird man ſicherer den Blick in die einzelnen Partien leiten, ihre Anordnung und gehörige Bearbeitung richtiger und beſſer beginnen können; wenn man ſich vorhin mit dem Ganzen, wozu ſie als Theile gehören, familiariſirte, die Einrichtung und muthmaßliche Zweckbeſtimmung deſſelben aufzufinden, die angemeſſene Behandlung und paſſende Veredlung dafür auszumitteln bemühet war. Eine Darſtellung nun einer ſolchen allgemeinen Bildungslehre, welche ſich auf den geſammten Menſchen, und deſſen ganzes Daſeyn in allen Perioden und Verhältniſſen der Gegenwart, in ſo fern dieſe das eigentlich Menſchliche überhaupt angehen, beziehend verbreitet, aus dem Geſichtspunkte des Syſtems, iſt, wie in der Vorrede ſchon bemerkt worden, die Aufgabe, zu deren

Löſung gegenwärtiger Verſuch gern das Seinige beitragen möchte.

Die erſte Frage demnach, welche ſich gleich unmittelbar aufdringt, iſt dieſe: Iſt auch eine Wiſſenſchaft einer ſolchen allgemeinen Bildungslehre möglich? Kann bei ihr die Rede ſeyn von ſyſtematiſcher Ordnung in den einzelnen Wahrheiten, oder muß hier nicht vielmehr Alles betrachtet werden, als zerſtreuete Bruchſtücke, die ohne möglichen feſten Zuſammenhang nur neben- und durcheinander hingelegt werden können, zu denen aber nie der Eckſtein ſich finden wird, auf dem ſie ſich zu einem förmlichen Gebäude in der Reihe ſo vieler andern erheben dürften? —

Da man eigentlich überall, ſo viel es thunlich iſt, die Wirklichkeit ſtets mit der Idee, welche ſich jedesmal auf ſie bezieht und gerade beziehen muß, zuſammenhalten und genau vergleichen ſollte, um nicht vergebens, ja oft verderblich zu ſpekuliren; ſo hebt ſich dieſe Forderung bei der Bildungslehre ganz beſonders und eindringlich hervor. Denn ihr Wirkungskreis iſt durchaus die Realität in der Exiſtenz, worin ihr die Idee nur als leitender Stern vorſchimmern muß. Es wird demnach nothwendig ſeyn, hier zwiſchen einer doppelten Möglichkeit zu unterſcheiden. Einmal läßt ſich fragen: Gibt es für eine Bildungslehre überhaupt einen wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt; läßt ſich für ſie ein Princip auffinden, aus dem ſie ſich zu geſtalten vermöchte? Man könnte dieſes die abſolute Möglichkeit in der Idee nennen. Es kann aber auch ferner gefragt werden: Geſetzt, daß eine ſolche abſolute Möglichkeit ſtatt hätte — folgt daraus nun, daß die Ausführung derſelben in dem wirklichen Leben zu Stande kommen könne; oder, wenn auch dieſes endlich der Fall wäre, daß ſolch ein

Unternehmen der Menſchheit fromme und zu ihrer Veredlung wirklich gedeihlich ſey? Man könnte dieſes die reale Möglichkeit nennen, die Anwendbarkeit jener frühern in der Wirklichkeit.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo kann wol kein erheblicher Zweifel darüber obwalten. Denn die Bildungslehre umfaßt in jeder Hinſicht, ſo wie die praktiſche Philoſophie überhaupt, ſolche Betrachtungen in ſich, die durchaus aprioriſcher Natur ſind und vorausgehen müſſen, ehe irgend etwas mit Beharrlichkeit und nutzbarer Thätigkeit in ihr kann geleiſtet werden. Unterſuchungen über die allgemeinen Zwecke unſers Weſens, über Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Menſchen; und zu dieſem Behuf wiederum Fragen über die Kriterien, nach welchen etwas ſicher erkannt, und die Trennung des Scheins von der Wahrheit, des Irrthums von der richtigen Einſicht gehörig bewirkt werden kann — ſind ſolche vorläufige Grundideen, die als Reſultate der Spekulation und der höhern Funktionen der Vernunft im voraus müſſen betrachtet und erforſcht werden. Sie haben demnach ganz und gar einen aprioriſchen Charakter und bereiten dadurch für die Bildungslehre, in ſo weit ſie auf dieſelbe ſich beziehen, die Bahn vor, auf der dieſe eine wiſſenſchaftliche Anordnung erlangen kann. Denn an ſich ſelbſt gehören alle dieſe Unterſuchungen, die hier als Prämiſſen angeſehen werden müſſen, in die theoretiſche Philoſophie, in welcher ſyſtematiſche Einrichtung durchaus herrſchend ſeyn muß. Was aber nur immer in der praktiſchen Philoſophie und in dem genannten Zweige derſelben insbeſondere aufgeſtellt und behauptet werden darf, wird mit jenen Grundwahrheiten auf irgend eine Art zuſammenhängen, aus ihnen Gültigkeit und Haltung hernehmen. Es wird demnach hier nicht bloß eine gewiſſe aprioriſche Allge-

meingültigkeit der Regeln und Geſetze, ſondern auch eine ſyſtematiſche Herleitung derſelben aus dem Punkte der Einheit, aus einem gemeinſchaftlichen, durch jene höhern Ideen gebildeten und beſtimmten Principe allerdings gedacht und vorgenommen werden können. Mithin würde auf ſolche Weiſe an der abſoluten, bloß Ideen gemäßen Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Bildungslehre nicht zu zweifeln ſeyn.

Ehe inzwiſchen auf dieſem Grunde weiter fortgebauet werden kann, muß zuvor noch die andere Frage, nämlich, ob außer der abſoluten Möglichkeit auch die reale, oder die Anwendbarkeit jener im wirklichen Leben zu ſtatuiren ſey? in Erwägung gezogen werden. Man lebt häufig der Meinung, die menſchliche Bildung ſey ein zu vielſeitiger Gegenſtand, die verſchiedenen Aeſte derſelben zu abweichend von einander, als daß darin mit Allgemeingültigkeit für die Praxis etwas beſtimmt, daß Alles auf ſichere Principien nützlich bezogen und aus einer Quelle mit Vortheil hergeleitet werden könne. Man ſagt ferner, die Vorſchriften und etwaigen Grundſätze ſind hier zu ſehr bloße Folgen der Erfahrung, als daß ihnen ein univerſales Anſehen beigelegt werden dürfte, womit denn doch die wiſſenſchaftliche Darſtellung ſtehe und falle. — So viel Wahres auch zum Theil in dieſen und dergleichen Behauptungen liegen mag, ſo wenig können ſie dennoch gegen die wirkliche Möglichkeit einer ſyſtematiſch abgehandelten Bildungslehre beweiſen. Denn folgt zuvörderſt ſelbſt aus der größten Vielſeitigkeit, daß dieſelbe darum ohne Einheit in der Anwendung ſey, daß ſie die Allgemeingültigkeit der Vorſchriften in den reſpektiven Beziehungen für die Praxis an ſich aufheben müſſe? Können nicht vielmehr die verſchiedenen Richtungen überall, wohin ſie

auch gehen mögen, das Gepräge des gemeinſchaftlichen Urſprunges tragen, die Merkmale einer allgemeinen Wahrheit erhalten, der ſie insgeſammt ihre Entſtehung verdanken? Herrſcht nicht ferner unter den einzelnen Theilen der Bildung eine ſo auffallende Verwandtſchaft, daß man ſich durchaus genöthigt ſieht, ſelbſt in der praktiſchen Behandlung derſelben, ſie auf eine Quelle zurückzuführen; ſind hier nicht die Intereſſen troß der anſcheinenden, großen Verſchiedenheit doch ſo innig mit einander verbunden und ſo abhängig unter ſich ſelbſt, daß man ſie bei der wirklichen Regulirung und Leitung ſtets auf einen Vereinigungspunkt, ihre wirkenden Kräfte und deren Streben beſtändig auf ein gemeinſchaftliches Ziel beziehen muß, wofern nur irgend Gedeihen aus der Bemühung erwachſen ſoll? Können alſo die reſpektiven Regeln, Grundſätze und Vorſchriften für die Praxis nicht gleichfalls aus einem oberſten Grundſatze deducirt und ſo in ein Syſtem vereinigt werden, daß ſie, ihrer Mannichfaltigkeit ungeachtet, doch zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammentreten, darin den Ort ihrer Verknüpfung finden, daher ihre Gültigkeit und Zweckmäßigkeit nehmen? Allein es gibt ja auch andere Fächer der praktiſchen Philoſophie, wo die Verſchiedenheit in dem Einzelnen gewiß faſt eben ſo groß erſcheint, das Streben ſchier eben ſo vielartig ſich äußert — wobei man nichts deſto weniger an der wirklichen Möglichkeit des Syſtems neben der abſoluten nicht zu zweifeln pflegt. Ich brauche nur auf die Moral oder das Naturrecht hinzuweiſen. Welch einer Mannichfaltigkeit der Pflichten, welch einer Verſchiedenheit der Rechte und Verhältniſſe begegnet man dort und hier; und doch hat man die Moral wie das Naturrecht wiſſenſchaftlich behandelt. — Was aber die Empirie betrifft, welche bei der Bildung allerdings mehr, als bei irgend

einem andern Zweige der praktiſchen Philoſophie ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß beweiſet, ſo kann daher gleichfalls kein widerſtreitender Grund genommen werden. Denn wie viel auch immer auf ſie ankommen mag, ſo iſt doch gewiß, daß ſie an ſich keine Regeln für die Bildung aufſtellen, keine neuen Grundſätze aus ſich erzeugen kann, welche als ſolche wahre Gültigkeit behaupten könnten. Denn in ſo fern ihnen dieſe zugeſprochen werden ſoll, müſſen ſie anders woher zuvor anerkannt und gerechtfertigt werden. Sie waren daher ihrer Grundlage nach ſchon vor der Erfahrung vorhanden, nur freilich noch unentwickelt; ſie ſteckten in der urſprünglichen Einrichtung der menſchlichen Natur gleichſam verborgen, die Erfahrung ließ ſie nur bemerken, veranlaßte ihre Entdeckung und Verdeutlichung. Dieſe zeigt ferner bloß, wie die ſchon *a priori* wirklichen und gültigen Geſetze gehörig vollzogen und angewendet werden müſſen, damit ihnen gemäß das Bildungsgeſchäft glücklich gefördert werde. So gewiß es endlich auch iſt, daß der Menſch bei eigener und fremder Veredlung nur dasjenige ſicher geltend machen und mit Erfolg gebrauchen kann, was in ihm oder Andern als Summe empiriſcher Reſultate vorräthig iſt und ſich in der That als echt und zweckmäßig bewährt hat; ſo kann darum keinesweges mit Recht weiter gefolgert werden, daß auch in dieſem Falle die Empirie wirkliche Vorſchriften und Maximen an ſich zu formen vermöge. Vielmehr werden ihre Aufſchlüſſe nur dann erſt auf ein ſolches Anſehen Anſpruch machen können, wenn ſie von der Vernunft als ihren Ideen gemäß befunden und zur Geſtaltung der Regeln autoriſirt worden ſind. Nur wenn ſie dieſer oberſten Behörde genügen, dürfen ſie als ſolche in die Bildung eingehen. Iſt dieſes aber, wie nicht zu verkennen, richtig, ſo ergibt ſich daher

von ſelbſt, daß nicht Erfahrung, ſondern die Vernunft nach ihren Geſetzen und Ideen die Regeln und Grundſätze für die Bildung aufſucht und aufſtellt; daß dieſe folglich immer aprioriſchen Charakter haben, mithin wiſſenſchaftliche Allgemeingültigkeit enthalten und auf ſichere Principien ſich zurückführen laſſen. Es iſt ſomit auch offenbar, daß bei aller Empirie und Vielſeitigkeit in Abſicht auf die Bildungsangelegenheit neben der abſoluten Möglichkeit des Syſtems zugleich die reale, oder die Möglichkeit der Anwendung jener in der Praxis, ſtatt finden kann.

Indeß, die zweite Frage umfaßt ferner noch eine Einwendung gegen die Brauchbarkeit und Nothwendigkeit einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Behandlung der Bildungslehre, ſelbſt ihre reale Möglichkeit vorausgeſetzt. Wozu, ſagt man, bedarf es eines Syſtems, ja wie kann ſolches frommen, wo ſo viel auf Umſtände, Verhältniſſe und andere Zufälligkeiten ankömmt, die ſtets bereit ſind, das künſtlich gewebte Netz von Regeln zu zerreißen? Ich gebe zu, daß auch dieſe Behauptung nicht ohne Schein von Wahrheit iſt; allein dieſer iſt doch wol das Einzige, was ihr zu Gunſten ſpricht und ſie einigermaßen entſchuldiget. Denn wer von der Wichtigkeit einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung überhaupt, wo ſie Anwendung finden kann, überzeugt iſt, der wird ſich auch hier nicht ſo leicht durch jenen Schein täuſchen laſſen. Die Wiſſenſchaft trägt in ſich die Nothwendigkeit der Einheit. Schon hierdurch wird jedem Unbefangenen ihr hoher Nutzen einleuchten, wenn man erwägt, wie ſehr die Kenntniß an Gediegenheit gewinnen muß, wenn es für ſie einen Punkt der Vereinigung gibt, worin die Kraft des Einzelnen ſich ſammelt, koncentrirt und erhöhet. Es wird dadurch ein zu vielſeitiges Zerſpalten des urſprünglichen

Ganzen, mithin eine übermäßige Schwächung in den Theilen, ein regelloſes Ab- und Herumſchweifen der verſchiedenen Intereſſen und der durch ſie erregten Beſtrebungen verhindert, zugleich aber eine kräftigere Verarbeitung zum allgemeinen, geſunden, wirkſamen Leben möglich gemacht. Die Wiſſenſchaft zeichnet ferner den Geſichtskreis genauer, innerhalb deſſen jede Thätigkeit ſich ausbreiten, jede Kraft ſich regen mag; ſie verhütet die vielen Anomalien und Mißverhältniſſe, welche ſtets verderben, niemals nützen. Die Wiſſenſchaft legt endlich für die Bildung den Prüfſtein, woran alle Unternehmungen und Einwirkungen in ihrem Gebiete ihre Gültigkeit und Echtheit bewähren müſſen. Dieſer Vortheil wird hier aber um ſo bedeutender werden, je leichter allerlei Erfahrungen ſich als echte Regeln ankündigen können, je mehr das Vielſeitige hier die Vorſchriften häuft. Dieſem Allen aber wird kräftig und ſicher geſteuert, wenn das Syſtem die allgemeine Form feſtſtellt, worin jede Regel, welche aus der Empirie geſchöpft oder ſonſt als wahr angeprieſen wird, paſſen muß. Kurz, die Wiſſenſchaft iſt der kräftige Stamm, an dem ſich die unzähligen Zweige brüderlich einen, der ihnen insgeſammt gleichförmig Nahrung, Stärke und ſchönes Leben zuführt; ſie iſt der wahre Talisman, der auf dieſem unſteten und weiten Meere des Strebens, wo für Jeden, Berufenen oder Unberufenen, ſein Einfall Sirenenſtimme iſt, der er folgen zu müſſen, ſchon aus Eitelkeit glaubt, den Schiffer und das Schiff ſichert vor dem Abgrunde, oder vor ſchrecklicher Zertrümmerung.

Iſt demnach weder an der Möglichkeit überhaupt, noch an der Nothwendigkeit und Brauchbarkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Bildungslehre zu zweifeln; ſo wendet ſich die Unterſuchung zu ihrem Principe ſelbſt. Soll Wiſſenſchaft

entſtehen, und ein Syſtem ſich geſtalten, ſo muß es Haltungspunkte geben, einen oder mehrere oberſte Grundſätze, aus welchen das Ganze mit ſeinen einzelnen Theilen ſich entwickelt. Die nothwendige Haupteigenſchaft ſolcher Principien iſt aber die, daß die Entwickelung und Herleitung der Theile richtig aus ihnen erfolgen könne, daß ſie das Eigenthümliche der reſpektiven Wiſſenſchaft, was dieſe von andern, zumal verwandten, ſondert, unvermiſcht hervorgeben; alles Fremdartige dagegen, was nicht förderlich ſeyn kann, ſondern den Riß nur durchkreuzt und verundeutlicht, gehörig entfernen und zurückweiſen.

Das Princip für die Wiſſenſchaft der Bildungslehre wird ſich dann aber am ſicherſten und ohne den Verdacht einer willkürlichen Beſtimmung gleichſam von ſelbſt ergeben, wenn wir es folgerecht zu deduciren ſuchen, nicht gleich ausgeſprochen aufſtellen. Die Quelle, aus welcher es hervorfließen muß, kann nun wol keine andere ſeyn, als die menſchliche Natur ſelbſt. Denn ſie ſoll gebildet und veredelt werden, ſie muß mithin auch die Bedingungen der Zweckmäßigkeit der dabei zu befolgenden Regeln enthalten. Es ſpricht ſich weiter die Vernunft mit Recht die Gewalt zu, dieſe Bedingungen aufzuſuchen, und dieſelben als wahr und gültig anzuerkennen. Ihr zeichnet dabei wiederum der Charakter unſers Weſens den Horizont, über deſſen Grenzen hinaus ſie in dieſer Angelegenheit, ohne Gefahr zu irren, nicht allzuwohl ſich wagen darf. Den Charakter bilden dann unſere beſondern Anlagen und Eigenthümlichkeiten. Aus der Vergleichung und Betrachtung dieſer muß dem zufolge die Vernunft nach den ihr einwohnenden Geſetzen des Denkens die Hauptzwecke unſers ganzen Daſeyns aufzufinden und feſtzuſetzen ſuchen. Denn ohne Bekanntſchaft mit dieſen

Hauptzwecken und der daher einleuchtenden Beſtimmung iſt keine wahre Bildung und Veredlung gedenkbar. Nur ein unſtetes Streben ohne ſicheres Ziel, ewiger Kampf der Intereſſen ohne dauerhaften Frieden, eine regelloſe Verwirrung der Kräfte ohne heilſame Ordnung muß vielmehr dann in unſerm Daſeyn nothwendig herrſchen. *)

Soll alſo das Princip für die Bildung gültig ſeyn, ſo wird es die Möglichkeit enthalten müſſen, ſolche Regeln und Vorſchriften aus ſich herzugeben, welche die Realiſirung der Hauptzwecke unſerer Natur und die Erreichung unſerer Beſtimmung durchaus befördern — oder Angemeſſenheit zu den menſchlichen Zwecken wird ſein erſtes Erforderniß, ja, im gewiſſen Sinne, ſogar ſein einziges ſeyn. Denn möglich höchſte Vollendung unſers Weſens, wie es iſt, liegt als Aufgabe für alle Bildung; jene beſteht aber wieder nur in möglich größter Zweckrealiſirung, möglich genaueſter Annäherung zu der Beſtimmung.

Die Vernunft wird aber außer den Zwecken noch auf eine beſondere Eigenthümlichkeit in unſerer Natur treffen, welche ſie einem unverwerflichen Zeugniſſe in uns ſelbſt gemäß als zum menſchlichen Weſen ganz vorzugsweiſe gehörend, nicht mißkennen darf. Es iſt dieſes das unſchätzbare, hohe Vermögen, die erkannten Zwecke ſelbſtſtändig und freithätig verwirklichen, der Beſtimmung eigenmächtig näher rücken

*) Plato, Alcibiades ed. Bip. Vol. V. l. I. pag. 56. Cicero, de fin. l. IV, c. 14. l. V, c. 12. Bouterwek, Lehrbuch der philoſoph. Wiſſenſchaften, Thl. II. S. 21, §. 13. Kant, Anthropologie, S. 312. (2te Ausg.) Pope, Essay on Man. Ep. I, 2. II, 1.

zu können. Dieſe Kraft ertheilt dem Menſchen eigentlich allererſt ſeine höhere Würde, ſondert ihn wunderbar von allen übrigen Weſen und ſtellt ihn auf eine erhabenere Stufe unter ihnen hin. Er ſoll das ſeyn, wozu ihn eine verborgene Schöpferhand durch ſeine individuelle Natur beſtimmte; er ſoll edler, vortrefflicher werden, aber nur durch ſich ſelbſt. Dieſe freie Thatkraft muß alſo die Seele bei dem ganzen Geſchäfte der Menſchenbildung ſeyn; durch ſie muß zu den Zwecken hingearbeitet, zu der Beſtimmung vorangeſchritten werden. Ohne die beſtändige Hinſicht auf dieſes Vermögen wird der Veredlungsproceß mehr Maſchinenwerk als Menſchenwerk zu nennen ſeyn.

Das Princip für die Menſchenbildung wird demnach auch dieſe Eigenthümlichkeit umfaſſen, und man könnte ſie als ein zweites Erforderniß deſſelben anſehn, wofern ſie nicht gewiſſermaßen in dem erſten ſchon eingeſchloſſen läge, da ohne deren Vorausſetzung die menſchliche Beſtimmung aufhören würde, eine menſchliche zu ſeyn.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkuugen nun dürfte das Princip ſelbſt vielleicht in ſeiner angemeſſenen Idee und Form auf folgende Weiſe ausgedrückt werden:

Der Menſch werde gebildet ſeiner ganzen Natur gemäß zu den Hauptzwecken derſelben durch die Kraft ſeiner Humanität. *)

*) Ich antipicire hier gleichſam, was im Verfolge der Schrift weiter wird berührt werden, nämlich, daß freie Selbſtbeſtimmung das Centrum alles an ſich Menſchlichen iſt, eben weil es mir ſo offenbar ſcheint, als die menſchliche Exiſtenz ſelbſt. Unter Humanität verſtehe ich daher dieſe freie Selbſtthätigkeit des Menſchen, ange-

Soll dieſer Grundſatz in einem Worte ausgeſprochen werden, ſo möchte ſich wohl nicht leicht ein paſſenderes und adäquateres finden, als das: Weisheit. Erhält dieſes Wort diejenige Bedeutung, die es haben kann und haben ſollte, ſo oft es auf das ganze menſchliche Leben und Beſtreben angewendet wird; ſo wird ſich in ihm Alles genau umfaſſen laſſen, was in jenem Principe einzeln angeführt iſt. Denn Weisheit iſt mir die höchſtmögliche, naturgemäße Vollendung unſers Daſeyns überhaupt in der Humanität. Sie ſchließt alſo alles Dasjenige in ſich, was dazu dienen mag, dieſe Vollendung zu verwirklichen; ſie fängt mit der Erkenntniß an und endet mit der Praxis. Die richtigſte Einſicht in die Zwecke und Beſtimmung der menſchlichen Natur; (ſoweit ſie für Jeden ſtatt finden kann) die genaueſte Kenntniß der verſchiedenen Kräfte und ihrer Wirkſamkeit; die engſte Bekanntſchaft mit dem Verhältniſſe der Zwecke und ihrer in der Natur ſelbſt gegründeten Harmonie, wornach die Intereſſen müſſen behandelt und die Beſtrebungen geleitet werden; endlich eine auf dieſer dreifachen Kenntniß beruhende und aus ihr hervorgehende zweckmäßige Art des Hinarbeitens zu der Be-

wendet auf die Realiſirung ſeiner natürlichen Zwecke und die Erreichung ſeiner Beſtimmung. So wird auch das Wort immer genommen werden, ſo oft es fernerhin hier vorkommt. — Indeß dieſe Bedeutung wird ihm ſonſt wohl nicht gegeben. S. Herder, Ideen zur Phil. der Geſchichte der Menſchheit, Thl. I. B. IV, 6. S. 238. (Oktavausg.) — Die Alten liehen ihm eine weitere Ausdehnung und zugleich angemeſſenere, als es ſpäterhin geſchah. S. A. Gellius. Noct. Att. l. XIII, c. 16., wo er es mit dem Griech. παιδεία zuſammenſtellt.

ſtimmung ſowohl in Abſicht der Wahl als Anwendung der Mittel — iſt der wichtige Inhalt der Weisheit. *)

Weisheit in dieſem Sinne läßt uns demnach den Menſchen als ein Ganzes ſehen und zwar als Ganzes einer beſtimmten Art oder Gattung, welches eigene Zwecke hat, durch deren fortgeſetzte Realiſirung in Gemäßheit ſeiner Natur es ſich als Weſen dieſer beſondern Gattung ſtets mehr und mehr vollendet und in dieſer progreſſiven Vollendung ſeiner Beſtimmung, oder der Idee, welche ein verborgenes höheres Weſen bei ſeiner Schaffung hatte, durch eigenes freies Bemühen, ſoviel an ihm iſt, zu entſprechen ſtrebt.

Das Wie bei allem dieſen nun iſt das eigentliche Ziel der geſammten Bildung, welche während der ſogenannten Erziehung nur unter Vormundſchaft ſteht, in der geiſtig-moraliſchen Reife aber ihr hohes Geſchäft ſelbſt übernimmt. Der Vormund alſo, der Erzieher, (Pädagog) darf nur nach den allgemeinen Grundſätzen, wornach die ganze Menſchen-

*) Etwas Aehnliches verſtanden oft die Alten unter dem Worte: Weisheit, beſonders aber die Stoiker. S. Joh. Stob. Eclog. phys. et eth. part. II. l. II. c. VII, pag. 116. (nach der Ausz. von Heeren). Cicero, de fin. l. III, c. 7, bis IV, c. 10, 11, 27. Garve, Anmerk. zu den Pflichten, Thl. II, S. 24. (Breslau 1783.) Uebrigens blieben ſich meiner Meinung nach die Stoiker vorzüglich da, wo es auf die Praxis ankam, nicht konſequent, wie das öfterer bei ihnen wahrzunehmen iſt. Ueberhaupt wird man ſichere Principien in ihren Sätzen und Lehren wohl vergebens aufſuchen. Der Inkonſequenz beſchuldiget ſie auch Cicero. De fin. l. IV. c. 10 — 12, 13 — 16. Brucker Hist. crit. phil. Tom. I. pag. 907. Lucianus Tom. II. Hermot.

veredlung vor ſich gehen muß, einige zufällige Modifi=kationen ausgenommen, verfahren, damit der mündig gewordene Menſch mit der Kraft der Humanität gehörig in ſein eignes Amt eintreten könne.

Wie viel auf die Richtigkeit und Wahrheit des Grundprincips bei jeder Wiſſenſchaft, insbeſondere aber bei der Menſchenbildung ankommt, ſieht bei einiger Aufmerkſamkeit und Ueberlegung Jeder leicht ſelbſt ein. Alle die unzähligen Verirrungen und Mißgriffe, welche von jeher in Hinſicht der letzten vorfielen und noch täglich wahrgenommen werden können, entſtehen mei=ſtens daher, daß es entweder an einem Principe, als leitender Einheit in dem Mannichfaltigen, gänzlich fehlt; oder daß da, wo ein ſolches vorhanden iſt, ihm Beſtimmtheit und Zweckmäßigkeit mangelt. Im erſten Falle iſt ausſchweifende Vielſeitigkeit ohne ſtetige Ordnung, die höchſte Oberflächlichkeit ohne wirkſame, lebendige Stärke eine durchaus nothwendige Folge. Man arbeitet in das Weite und Wilde, denn man kennt das Terrein nicht; man verliert ſich auf tauſend Abwegen, denn man orientirte ſich nicht zuvor in der Heimath und in ihren Umgebungen. Alles will man ergreifen, ohne zu prüfen, ob auch Alles ſeine Echt=heit bewähre, ja ohne einmahl prüfen zu können aus Mangel eines allgemeinen Prüfſteins. Man zieht, bildet ohne Verhältniß und Harmonie, und ſomit ſchwächt man nothwendig die Kraft des Einzelnen, hemmt die innere Erſtarkung des Ganzen, ohne welche das geſammte Leben erſchlafft und die Zweige am ſaft=loſen Stamme allmählig verdorren. Man weiß nicht, was man will, und wird natürlich auch nicht erſchaf=fen, was man ſoll. *)

*) Mit Recht dringt Herbart auf eine genaue vorhergehende

Aber auch im andern Falle, wo freilich ein ſolches Princip vorhanden iſt, indeß ohne beſtimmte, angemeſſene Richtigkeit und Wahrheit, kann ohne Zweifel kein großes Heil erwartet werden. War dort eine ſchädliche Vielſeitigkeit ohne Kraft und Harmonie unvermeidliche Folge, ſo erhebt hier die leidige Einſeitigkeit ihr ſtolzes Haupt, die nicht minder verderblich wirkt. Dort faßte man Alles ohne Wahl auf, hier nimmt man nur Eins, als das Höchſte und eine Nothwendige ins Auge, widmet ihm alle Aufmerkſamkeit und vernachläſſiget die übrigen Theile, welche gleiches Anſehn haben; dort zerſpaltete man ohne Ziel und Maß, hier will man gar keine Theilung, betrachtet eine Seite allein als die erſte und vorzüglichſte, ſchickt ihr alles Licht zu, ſtellt dagegen die anderen, welche eben ſo nothwendig zur Schließung des Ganzen gehören, tief in Schatten, oder läßt ihnen höchſtens ſoviel von den erleuchtenden und erwärmenden Strahlen der Bildungsſonne zufließen, als von jener begünſtigten etwa zurückſcheinen mag. Wie kann aber bei einem ſolchen Verfahren, das die Geſchichte beſtätiget, die tägliche Erfahrung noch häufig beweiſet, der Menſch das werden, was er ſeiner Natur nach werden ſoll — Menſch? Wie mag man ſich wundern, daß ſo viele Mißgeſtalten und Karrikaturen in den Hallen der Humanität erſcheinen, da man oft ſo ſchlecht die Kunſt verſteht, humane Menſchen

---

Begrenzung des Geſichtskreiſes bei der Erziehung. S. deſſen vortreffliches Werk: Allgemeine Pädagogik, (Göttingen, 1806.) Seite 1 und 2, beſonders S. 13. Was er aber von der Erziehung, als Pädagogik, ſagt, gilt von der Menſchenbildung überhaupt, nach deren allgemeinen Grundſätzen jene nur vorgenommen werden darf, wie früherhin ſchon bemerkt iſt.

zu bilden? Wie wird man aber dieſe Kunſt richtig erlernen, wenn man ſich mit der menſchlichen Natur ſelbſt nicht zuvor vertrauet macht, wenn man im Gegentheile ſich von ihr entfernt und mit ihr entzweiet? Bald will man den Sterblichen mit eiſernem Scepter bloß zur ſtrengſten Tugend hinzwingen, ſein Gefühl verhöhnend und verachtend; bald ſoll er nur inſtinktmäßig fortwandeln, der Tugend nur aus Konvenienz, der Eudämonie allein aus Dienſteifer huldigen, die doch, beiläufig geſagt, als einziges Princip des praktiſchen Strebens aufgeſtellt, unfehlbar zum Grabe aller echten Humanität hinführt, in was für einem Gewande ſie auch immer auftreten mag. Wiederum ſoll der Menſch oftmals bloß räſonniren, nur Vernunft, nur Geiſt ſeyn, entkörpert in Ideen ſchwelgen, oder mit geiſtiger Nahrung ſeine ganze Natur erhalten; ein Anderer verlangt dagegen, er ſolle ſich mit dem Geiſtigen faſt gar nicht befaſſen, beſſer ſeinen ſinnlichen Leib zum höchſten Idole der Verehrung machen, den Geiſt in ſeine Dienſte ſchicken und mit den glücklichen Weſen der Thierwelt ſein Daſeyn durchvegetiren. — Ich frage hier aber noch einmal, wie kann bei einer ſolchen Bildungsweiſe, einer ſo verkehrten Anſicht, der Menſch zum Menſchen gedeihen, wie ſeiner wahren Beſtimmung ſich annähern, wie der Idee einer verborgenen, ſchaffenden Weisheit, die in ſeiner Natur ſich ankündigend und offenbarend wiederſtrahlt, entſprechen, da er dieſe nicht ſtudiren, nicht in ſie ſchauen mag, und lieber aus der Fremde her Abſichten in ſie hineinträgt, die nur fremd in ihr erſcheinen können? —

In wie weit dagegen das hier aufgeſtellte Princip allen billigen Erwartungen und Forderungen genügen wird; wie genau und wahrhaft alle Grundſätze

der Menſchenbildung ſich daraus werden herleiten laſſen, ſo daß es die geſammte Wiſſenſchaft als Baſis begründet, das ſoll die folgende Ausführung darthun, oder wenigſtens darzuthun verſuchen. *)

---

*) Ueber verſchiedene Principien, welche man für die Erziehung (Pädagogik) aufgeſtellt hat, handelt Kajet Weiller, Verſuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde 1ſten Thls. 1ſte Abtheilung. Greiling, Heuſinger, Lehne, ſo wie mehrere Andere, und in den jüngſten Zeiten beſonders Herbart, Schwarz und Graſer (in dem Werke: Divinität, 2te Ausgabe, 1813.) behandelten die Erziehung ſyſtematiſch, oder nach gewiſſen Principien.

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Teleologie.

Erſtes Buch.

Charakter des Menſchen, als eines Weſens einer beſtimmten Gattung. Leib, Seele, innige Vereinigung beider zu einem abgeſchloſſenen Ganzen.

Erſtes Kapitel.

Erſter Beſtandtheil des Menſchen iſt der Leib. Deſſen Eigenthümlichkeiten und hervorſtechende Eigenſchaften.

Unter den Millionen Geſchöpfen, welche die Erde umfaßt, unter der unzählbaren Menge von allerlei Gegenſtänden, welche rings die ſichtbare Schöpfung erfüllen, ſteht der Menſch da, ein Weſen ganz eigener Art. Obgleich durch tauſend bekannte und unbekannte Bande geknüpft an die Welt, in der er lebt, iſt er für ſich ſchon eine Welt, voll gleich zahlreicher, merkwürdiger Erſcheinungen, voll eigenen Wechſels bei ewiger Einheit des Bewußtſeyns. Die Natur ſtellte ihn hin auf den reichgeſchmückten Schauplatz mit überſchwenglicher Ausſtattung; ſie wies ihm ſeinen Ort auf der Stufenleiter der Weſen an, wo aller untern Geſchöpfe Vorzüge und vortrefflichere Eigenſchaften in gewiſſer Hinſicht wie in einem Sammlungspunkte zuſammentreffen und in ihm, wie in ei-

nem Spiegel, in ſchöner Vereinigung wiederſtrahlen. Schwach, hülfsbedürftig und abhängig von mancherlei Zufällen und Gefahren iſt er zugleich mit Gaben beſchenkt, wodurch er ſich über jene ſcheinbaren Unvollkommenheiten erhebt und gleichſam zu einer höhern Ordnung der Dinge hinaufreicht. Während er in ſo vieler Rückſicht in die Reihe der Weſen gehört, die ihn ſichtbar umgeben, reißt er ſich auch von ihnen los, macht ſich ſelbſt zum Gegenſtande der Betrachtung und erkennt ſich in dieſer Trennung und eigenen Anſchauung als etwas Wirkliches und Selbſtſtändiges. Gebunden, wie jene, an die unveränderlichen, nothwendigen Geſetze der Natur kann er deſſen ungeachtet in dieſen Feſſeln einer mechaniſchen Ordnung ſich ſelbſt Geſetze geben; frei und unabhängig zum Thun und Laſſen ſich entſchließen; kann durch eigene Schöpferkraft ſich ſeine Welt bearbeiten; kann unter des Staubes Laſt leicht und ungehindert hinaufſchweben zu jenen Regionen, wo vielleicht keine ſolche Bürde ihn einſt beſchweren wird, wo andere Regeln eine andere Ordnung ſchaffen, andere Geſetze ein anderes Leben begründen werden. Gekettet an die niedere Erde kann er ſie nichts deſtoweniger verlaſſen, das Unendliche im Endlichen, das Unbedingte im Bedingten, den Schöpfer in den Geſchöpfen erforſchen, im ganzen All aufſuchen — das Urweſen, aus dem jenes hervorging. Mag ihm gleich auf dem Wege ſeines Strebens manches Räthſel begegnen, das er unaufgelöſt laſſen muß; wird er ſehr oft den Schleier, der ihm das Wahre noch verbirgt, nicht lüften, nur berühren dürfen; wird ſein eigenes Weſen, ſein inneres Selbſt ihm ein Tempel ſeyn, in deſſen Vorhofe allein er meiſtens verweilen darf, deſſen Allerheiligſtes er aber nur an der Schwelle betreten, nimmer ganz durchblicken ſoll; ſo fühlt er ſich dennoch im Stande, durch Beobachten und Erfahren,

durch Trennen und Verknüpfen, durch Vergleichen und Unterſcheiden viele Verbindungen zu errathen, manche Verkettung zu entwickeln, manche Wahrheit aus dem Schooße des Dunkels und der Ungewißheit hervorzurufen an den Tag ſeines Bewußtſeyns. Indem er nun auf dieſe Art unaufhaltſam weiter ſtrebt; die Außenwelt durchfliegt und die darin gemachten Entdeckungen mit denen ſeiner innern Welt zuſammenſtellt; die finſtern Stellen in jener durch die hellen in dieſer, und umgekehrt, aufklärt; indem er ſo von einer Wahrheit zur andern, von einer Kenntniß zur andern gedeihet, durch jede neue Kunde zu neuer Forſchung getrieben wird; gelingt es ihm, manchen verborgenen Zug am Ganzen zu enthüllen, manche Hieroglyphe zu entziffern, die Nacht durch Tag immer mehr und mehr zu verdrängen. So ſtieg er denn auch wirklich ſtets weiter hinauf durch dieſes Bemühen, erſpähete mit jeder Stufe, auf die er ſich ſchwang, neues Land in dem chaotiſchen Ocean und gelangte natürlich zu allerlei belehrenden Reſultaten über ſich ſelbſt, über die Welt außer ihm, ſo wie über die Hauptzwecke ſeines Daſeyns und Lebens in der Gegenwart. Körper und Geiſt, oder Leib und Seele, ſind die beiden Beſtandtheile, woraus ſich die menſchliche Natur bildet; welche in ihr Urſache aller der verſchiedenen Erſcheinungen ſind, die man täglich und ſtündlich zu beobachten und wahrzunehmen Gelegenheit findet. In nichts mit einander zu vergleichen, ohne irgend ein ſicheres Zeichen der Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, treten ſie in eine ſo genaue Vereinigung und Verbindung zuſammen, durchdringen und beſchränken ſie ſich ſo vielfach und wechſelſeitig, daß Eins ohne das Andere in der gegenwärtigen Wirklichkeit nicht beſtehen kann; ſondern daß nur die engſte Verſchwiſterung beider ein Weſen darſtellt, das als Ganzes einer beſon-

dern Gattung ſich ankündigt und in dieſer Erſcheinung Menſch heißt.

Der Körper oder Leib, als der auffallendſte und bemerkbarſte Theil, zieht die Betrachtung zuerſt auf ſich. Er macht das Seyn und wechſelſeitige Wirken unter den übrigen Geſchöpfen unſers Planeten für den Menſchen in ſeiner dermaligen Exiſtenz möglich; er iſt das Band, wodurch der unſichtbare Theil deſſelben an die ſichtbare Welt geknüpft und mit ihr in Beziehung geſetzt wird. Der Leib iſt aus der Materie entſproſſen. Entſtehen, Wachſen und Vergehen iſt ſein Loos, wie es das Loos aller irdiſchen Gebilde iſt. Er trägt das Gepräge der Form, welche die einzige Vervollkommnung und Veredlung zu ſeyn ſcheint, die der rohe Urſtoff anzunehmen fähig iſt. Freilich gibt es auch hier, wie im ganzen All, eine unendliche Abwechſelung, einen wunderbaren Stufengang, ſo, daß unter den Myriaden Geſtaltungen, welche der ruhenden Maſſe entſteigen, keine Gattung der andern, keine Art der andern, kein Individuum dem andern völlig ähnlich iſt. Eine große Leiter führt auf vielen Sproſſen endlich erſt zu der menſchlichen Geſtalt hin.

Todt und ohne Bewegung liegt der Stein. Kein kunſtreicher Bau zeichnet ihn aus, keine Zuſammenſetzung zu beſtimmten Zwecken kann an ihm gefunden werden. Gleich formlos, wie die andern rohen irdiſchen Stoffe, aus denen er ſich ſchier zufällig und ohne Regel zuſammenhäuft, oder mit welchen er von Anbeginn zugleich exiſtirt, ſcheint er keine beſondere Abſicht zu verrathen, obgleich er darum nicht abſichtlos die Erde deckt oder himmelan in Felſenſtücken ſich thürmt, weil Alles, was iſt, mit Abſicht ins Daſeyn gerufen wurde.

Zwiſchen ihm und den andern Gegenſtänden einer finſtern, unbelebten Materie wandelt indeß ewig eine

bildende Kraft, und entwickelt mit geſchickter Hand Geſtalten in unermeßlicher Fülle, ruft aus dem Tode tauſendfaches Leben hervor. Das Rohe wird feiner, das Maſſenartige ſondert ſich in künſtlichere Zuſammenſetzung, das Regelloſe erwacht zu ſanfteren, ausdrucksvolleren Zügen. Die organiſche Welt erblühet aus dem allgemeinen Grabe, welches die Erde bedeckt; die Schöpfung ſpricht gleichſam lebendiger und deutlicher ſich aus. Das Reich der Pflanzen, die erſte beſtimmtere Offenbarung abſichtsvollerer Organiſation, verbreitet ſich in unzähligen Formen, welche eine ſolche Einrichtung haben, daß ſie den Funktionen, die etwa die jedesmaligen Zwecke nothwendig erfordern, gehörig entſprechen.

Doch auf dieſer Stufe der Bildung blieb die Natur nicht ſtehen — was ſie dort nur wie im Symbole ankündigte, wollte ſie auch ſichtbarer entwikkeln. Eine neue Gattung von Weſen mit andern, höhern Zwecken, mit einem vollkommneren Leben ſollte aus ihrer Werkſtätte hervorgehen. Sie mußte auch darum die Geſtalten mehr veredlen, die Formen erhöhen und ihnen für die beabſichtigte Beſtimmung eine angemeſſenere Bearbeitung widmen. Die Funktionen mußten ſich vervielfältigen, weil das Leben ſelbſt lebendiger und reicher werden ſollte; mithin mußte das entſprechende Werkzeug an Vollkommenheit gewinnen, in einer noch deutlichern Organiſation, wie bei den Gewächſen, hervortreten. In die Welt der Pflanzen ſenkte ſich die Welt der Thiere; darum erſchienen unter den Pflanzenformungen die Thiergeſtalten.

Noch raſtete der bildende Finger nicht; denn er wollte dem Reiche ſeiner Bildungen die Krone verleihen. Zu dem Ende ſchuf er keine neue Art der Formen, er gab den letzten nur Vollendung und ſchönern Ausdruck. Es ſollte ein Werkzeug entſtehen für einen

geſchickten Werkmeiſter, es ſollte ein Bild erzeugt werden, anſtändig und würdevoll genug, den Herrn der ganzen Schöpfung zu verkündigen, und ſeinen Befehlen Ausführung zu ſichern. So wie alſo der Zwang in Freiheit, die mechaniſche Thätigkeit in willkührlichere ſich auflöſte, mußte nothwendig auch der Organismus freier, die Form edler, die Anlage in derſelben kunſtreicher, die ganze Einrichtung vollkommner werden. Wie würde ſonſt ein ſo vielartiger Gebrauch für ſo mancherlei Verrichtungen ſtatt finden können, nicht zu gedenken, daß der erhabenere Standpunkt an ſich ſchon eine erhabenere, edlere Geſtalt erheiſcht? So erhob denn der menſchliche Leib ſich in Schönheit und Würde, in Reiz und Anmuth, in Kraft und Hoheit. In ihm treten die feinſten Punkte, worin ſich die Organiſation überall endet, gleichſam zuſammen; die edelſten Züge, welche in den übrigen Formen ſich finden, vereinigen ſich in ihm zu harmoniſcher Vollendung; die ſanfteſten Strahlen ähnlicher Geſtalten fließen in ſeiner Geſtalt freundſchaftlich in einander und erheben ihn zum Hauptgebilde der vollkommenſten Kunſt. Und erſcheint er nicht wirklich ſo herrlich ſchon auf den erſten Blick; predigt nicht ſein geſammter Bau Wunder der Ordnung und der Schönheit; ſpricht nicht die anziehendſte Verſchwiſterung der Stärke und Sanftheit, des Trotzes und der Milde, der Majeſtät und reizerfüllten Grazie aus ſeiner ganzen Erſcheinung?

Ungemein zahlreich aber würden erſt dann die Vorzüge des menſchlichen Körpers ſich zeigen, wollte man ſeine Zuſammenſetzung mehr zerlegen, ſeine ganze Einrichtung einzelner enthüllen. Da dieſes inzwiſchen hier nicht zum Zwecke gehört und nicht einmal zur beſſern Einſicht des Ganzen beſonders beitragen kann; ſo mag zum nothwendigen Behuf eine kurze Betrachtung

der Hauptvollkommenheiten des Leibes genügen, die ſich gleich weit von anatomiſcher Zergliederung wie von phyſiologiſcher Detaillirung entfernt hält.

Der auffallendſte Vorzug, wodurch der Menſch ſchon bei ſeinem bloßen Hervortreten unter die übrigen Thiere ſich von allen unterſcheidet und vor ihnen auszeichnet, iſt offenbar ſein aufgerichteter Bau und ſein gerader Gang. Er gehört zu der urſprünglichen Einrichtung des menſchlichen Leibes, iſt nicht bloß Folge der Angewöhnung und der Kultur. Was auch ein Rouſſeau oder Moskati und einige Andere dagegen einwenden und im Ernſt oder aus bloßer Paradoxie behaupten mögen, ſo kann das nicht in Betracht kommen gegen dasjenige, was ſich hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich dafür ſagen läßt. *)

Wo findet ſich eine Nachricht zu Gunſten jener neuen, ungewöhnlichen Behauptung in den Schriften der Alten, ſelbſt unter den vielen Fabeln eines Diodors und Plinius? Wo entdeckten die Umſegelungen der Erde, die Reiſen in unbekannte Länder und zu entfernten Völkern jemals Menſchen, welchen ein vierfüßiger Gang von Natur eigen geweſen wäre, wie den Thieren? Was die Erfahrung ſpricht, wird durch dasjenige kräftig unterſtützt, was die Wiſſenſchaft ausweiſet, welche lehrt, daß die ganze Einrichtung des

*) Rouſſeau in ſeiner Schrift: Sur l'inégalité parmi les hommes, und Moskati in der Abhandlung: Delle corporee differenze essenziali, che passano fra la struttura de' bruti e l'umana. Milano 1770. Dagegen ſ. Herder, Ideen ꝛc. Thl. I. B. III. K. 6. S. 176 ff. Kant, a. a. O. S. 314. Hiſtoriſche und beſonders phyſiologiſche Beweiſe findet man bei Dr. Wilh. Liebſch, Grundriß der Anthropologie. Göttingen, 1806, Bd. I. S. 70 ff.

Körpers für das Gehen auf zwei Füßen ſpreche. Doch dieſes hier weitläufiger ausführen zu wollen, würde für diejenigen, welche mit dem Fache ſelbſt bekannt ſind, überflüſſig ſeyn, für ſolche aber, welche es nicht ſind, wird das Geſagte ſchon genügen, ſobald ſie ihr geſundes Urtheil und eine unbefangene Beobachtung damit in Verbindung bringen.

Zu dieſem Vorzuge eines würdevollern, aufrechten Baues geſellen ſich noch tauſend andere Eigenſchaften und Anlagen, welche den menſchlichen Körper auszeichnen und zum vollendetſten Meiſterwerke, wenigſtens für unſere Beurtheilung, machen. Die Erfahrung und Geſchichte gibt auch hier, wie ſo oft den augenſcheinlichſten Beweis von dem, was das eigentliche Studium und die genauere Unterſuchung als wirklich darthun. Wer kann die Arbeiten zählen, die der Geiſt durch den Körper wunderähnlich vollbrachte; wer kann die herrlichen, großen Werke überſchauen, welche die menſchliche Kraft durch des Leibes Hände ins Daſeyn ſetzte? Himmelanſtrebende Maſſen thürmte der Menſch auf in eigener Form, wetteifernd mit den Rieſen=Erzeugniſſen der Natur auf der Oberfläche der Erde. Aber auch Geſtalten bildete ſein Finger, die kaum ſein Auge bemerkt. Wer kann ferner berechnen, was er noch alles vollbringen wird, wenn ſeine Erfindungskraft fortfährt, neue Ideen zu faſſen, neue Formen zu erſinnen? Wer kann ermeſſen, wie weit er das Gebiet ſeiner Schöpfungen ausdehnen, zu welcher Höhe er dieſe führen wird, wenn ſein Talent im Innern nicht aufhört zu ſchaffen, und des Werkzeuges vielfachen Gebrauch zur Verwirklichung der erdachten Plane zu üben und zu verſuchen? So lange wenigſtens die Natur nicht feiern, ſondern ſtets thätig andere Geſtalten vor des Menſchen Blicken aufſtellen, neue Gebilde entfalten und entwickeln wird; ſo lange wird auch ſein küh=

ner Geiſt nicht raſten, ihr nachzuſtreben im Erdenken anderer Formen, ja, wo möglich die Meiſterin ſelbſt zu übertreffen; ſo lange wird er auch kein Mittel ungeprüft laſſen, wodurch es ihm gelingen möchte, den Körper, ſein Werkzeug, für ſeine jung gebornen Erfindungen, um ſie in das Daſeyn der ſichtbaren Welt zu verſetzen, unermüdet zu verwenden und zu gebrauchen. Mögen die Thiere ihn gleich in Betreff der Sinne nicht ſelten hinter ſich zurücklaſſen; ſo zeigen dieſe Organe bei ihm doch eine ſolche Einrichtung, eine ſo gleichförmige und harmoniſche Anordnung, daß ſie ihn für allerlei Wahrnehmungen, für allerlei Genüſſe viel fähiger machen, als es bei denjenigen Thieren möglich ſeyn kann, bei welchen ein Sinn vor dem andern oft eine abnorme Stärke beſitzt, ſo wie es nämlich die jedesmalige vorherrſchende Lebensart und Beſtimmung derſelben erfordert. *)

Außer dieſen Anlagen zur Hervorbringung ſo vielartiger Formen und Werke, außer der vielfältigen Geſchicklichkeit für die verſchiedenſten Verrichtungen und Arbeiten, beſitzt der menſchliche Körper in Vergleich mit der außerordentlichen Feinheit mancher ſeiner Theile und ihrer ſo zuſammengeſetzten Verbindung eine bewunderungswürdige Feſtigkeit und Ausdauer, wie man ſie wohl nicht leicht bei einem andern Thiere von gleicher Größe und gleichem Verhältniſſe finden möchte. Strapazen aller Art unterzieht ſich der Menſch, und überwindet ſie mit hoher Kraft; tauſend Zufällen von außen, unzähligen Gefahren von innen, die aus ſeiner künſtlichen, feinen Organiſation leicht entſpringen, iſt er beſtändig ausgeſetzt, und er duldet jene mit

---

*) Cicero de natura Deorum, l. II, und Herder, a. a. O. Thl. I. B. IV. K. 3. S. 227. ff.

Standhaftigkeit, ohne auch dieſen leicht zu unterliegen. Hunger und Durſt, Hitze und Kälte, Krankheiten und andere Uebel erträgt er meiſtens viel länger und viel kräftiger, als Thiere, die ihn an Stärke des Baues weit übertreffen. Die Erfahrung, welche uns hierüber ſchon ſo lange belehrt hat, als die Geſchichte redet, liefert die Belege zu dieſer Behauptung in Menge, und die jüngſten Bemerkungen der neueren Reiſenden beſtätigen ſie noch auffallender. Man blicke in die Wüſten Aſien's und Afrika's, wo der unbezwingliche Sohn des Menſchen unter brennender Sonne oft noch leidlich ſein Daſeyn genießt, wenn verzehrende Hitze und der Mangel an Allem ſchon die Thiere um ihn her fortraffte. Man begleite ihn zu den Polen der Erde, wo er dem Alles verſteinernden Hauche des ewigen Winters trotzt. Eben ſo kann der menſchliche Körper faſt in allen Theilen, unter allen Klimaten unſers Planeten fortdauern. Er friſtet, wie geſagt, ſein Leben in der Welt des Eiſes, wenn auch geboren unter Joniens paradieſiſchem Himmel; er athmet friſch und ſelbſt noch in Fülle der Geſundheit in einem Lande, wo nie gemilderte Glut Alles verſengt, wenn gleich rauher Norden ihn zeugte und des Schnees kalter Odem ihn bei der Geburt ſchon weihte einem Daſeyn in ewiger Kälte. Hier, wie dort, unter den verſchiedenſten Einflüſſen der Umgebungen geht dennoch immer des Menſchen Thun und Treiben ſeinen Gang; er genießt überall, wenn die Natur ihn nur etwas unterſtützt, Wohlſeyn und Geſundheit. Die Freude und ſelbſt das Gefühl der Wonne verläßt ihn nicht unter den entgegengeſetzten Zonen der Erde. Er umreiſet ſie, erblickt Länder, die noch vor kurzer Zeit unter ſeinen Füßen lagen, oder in denen, wie ein Dichter des Alterthums ſagt, eine andere Sonne Wärme ertheilt, und er bleibt im Daſeyn. Er verläßt den feſten Boden, bauet ſich

Wohnungen auf einem fremden Elemente, und auch hier ſetzt er ſein Leben fort. Wenn die Thiere entweder gar nicht, oder doch nur mit der größten Mühe und mit äußerſter Sorgfalt bei ſolchen Veränderungen erhalten werden können, gewöhnt der Menſch ſich dagegen leicht an dieſe Verſchiedenheiten des Ortes und der Lebensart, erträgt viel eher alle die Unbequemlichkeiten, die ſich nothwendig bei ſolchen Verſetzungen vorfinden. Mag auch an dieſen Vorzügen die Vernunft ihren Theil haben, indem ſie dem Menſchen lehrt, ſich durch allerlei Mittel gegen die mannigfachen Schwierigkeiten und gegen die verderblichen Einflüſſe von außen zu ſichern; mag ſie ihm zeigen, wie er dieſe oder jene Nahrung angemeſſener in dieſer oder jener Gegend finden kann: ſo iſt dennoch nicht zu leugnen, daß der Körper ſelbſt in ſeiner urſprünglichen Einrichtung beſondere Stärke, Kraft und Ausdauer enthält. Wie ſehr dieſes Alles ſich noch durch Uebung erhöhen, vermehren und vervollkommnen läßt, davon gibt jeder Tag Beweiſe. Der wilde Krieger, wie der friedliche Landmann; der ruhige Bewohner der Stadt bei ſeinem Handwerke, wie der kühne Wagehals, der ſein Leben den Künſten des Gleichgewichts anvertrauet, zeigen insgeſammt die Reſultate einer langen Uebung in Hinſicht auf die Erhöhung und Vermehrung der Kräfte des Leibes; Jeder freilich in ſeiner Sphäre, der Eine mehr, der Andere weniger. *)

Eine der edelſten Eigenſchaften aber, welche dem menſchlichen Körper vor denen der übrigen Thiere den

---

*) Dr. Wilhelm Liebſch, a. a. O. S. 108, §. 61. ff. Vorzüglich über die Verbreitſamkeit des Menſchen und ſeine Dauer ſ. Herder, a. a. O. Thl. I. B. IV. K. 5. S. 252 ff. Blumenbach, Handbuch der Naturgeſchichte, §. 38. (4te Auflage.)

Hauptvorzug ertheilt, iſt die Fähigkeit und Anlage deſſelben für die Sprache, als Inbegriff artikulirter Töne, um dadurch innere Gefühle und Gedanken auszudrücken. Dürfte auch ein Analogon dieſer Fähigkeit ſich bei andern Thieren finden; dürfte ſelbſt dieſes oder jenes von ihnen einige ſolcher Töne mühſam hervorbringen; dürfte auch hier die Vernunft ſogar den größten Theil, wenigſtens in Hinſicht der Benuzzung und größern Uebung der Anlage, ſich zueignen können: ſo iſt doch das hervorſtechende Talent des Körpers ſelbſt für die Sprache nicht zu verkennen. Wie biegſam iſt nicht ſein Organ, jede Empfindung, jeden Gedanken der Seele ſchnell, paſſend und vernehmlich auszudrücken? welche Leichtigkeit in den Modifikationen des Tones, welcher Umfang? Unzählige Darſtellungen, kaum bemerkbare Nüancen der Stimme drängen ſich in wenigen Momenten der Zeit abwechſelnd einander. Auch in dem, was Geſang heißt, gebührt ſeiner Stimme der Vorrang. Selbſt der bewunderungswürdige, tauſendfache Ton der Frühlingsſängerin bleibt weit zurück hinter der Melodie des menſchlichen Organs. Kraft und Lieblichkeit, Ausdruck und Zartheit ſind wunderbar hier vereinigt. In wie vielen Geſtalten dringt nicht der Laut aus ſeiner Bruſt? welche Tiefe, welche Höhe ſenkt und hebt ihn? wie bezaubernd, wie wehmüthig; wie ermunternd, wie erſchreckend kann ſeine Stimme im Geſange wirken? Kurz, es ſcheint die Schöpfung des Menſchen jene Fabel des Alterthums wenigſtens in einem gewiſſen Sinne zu rechtfertigen, wo jedes Thier ſeinen Theil hergeben mußte, das große Meiſterwerk zu vollenden, es zu den hohen Verrichtungen tauglich zu machen und zu den mannigfaltigſten Genüſſen zu bilden, obwohl die feinſte Verſchmelzung die Grenzen, die Ab=

ſtufungen und das Verhältniß der Vermiſchung und Zuſammenſetzung unbemerkbar macht. *)

Zweites Kapitel.

Zweiter Beſtandtheil des Menſchen iſt die Seele. Ihre Vorzüge und Eigenſchaften.

Dieſe nicht zu berechnende Summe der größten und herrlichſten Anlagen des Körpers, die bei einer flüchtigen Betrachtung ſich ſchier auf den erſten Blick zeigte und die eben ſo leicht bei genauerer Unterſuchung und Zergliederung um Vieles vermehrt werden könnte; die ganze Darſtellung deſſelben in ſeiner Form, der aufrechte Bau verbunden mit Schönheit und Majeſtät, welche in der Geſtalt deſſelben ſich ankündiget, und das Sanfte mit dem Starken, das Angenehme mit dem Hohen ſo wundervoll paaret: Alles dieſes verräth deutlich ſeine Beſtimmung für etwas Höheres, als für ein bloß thieriſches Leben. Die vortreffliche Einrichtung läßt vermuthen eine angemeſſene Benutzung; die reiche Ausſtattung läßt ſchließen auf einen eben ſo reichen Bewohner; das vortreffliche Werkzeug deutet auf einen Meiſter, der geſchickt iſt, es

*) Blumenbach, Handbuch der Naturgeſchichte, §. 46; ferner S. 52 und 53. Herder, a. a. O. Thl. I. B. 4. K. 3. S. 32, 33 ff. Plin. hist. nat. lib. XI. c. 51. In Betreff der übrigen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten des m. K. ſ. Haller Elementa Physiolog. Tom. IV. l. X, und an andern Orten des Werks. Blumenbach, Handbuch der vergleichenden Anatomie, §. 206.

gut zu gebrauchen. Im Aeußeren alſo zeigt ſich vernehmlich, was im Innern arbeitet und lebt — der Geiſt, der zweite Beſtandtheil des Menſchen.

Würdevoll, edel und herrlich iſt dieſer Geiſt vor dem Körper. Gehört der Menſch kraft des Letztern der Materie an, von der dieſer genommen iſt, ſo erhebt ihn der Erſte über den Staub der Erde; ſtellt der Leib den Menſchen unter die Geſchöpfe der ſichtbaren Natur, ſo ſetzt der Geiſt ihn über alles Sichtbare hinweg; reihet ihn jener an die Weſen niederer Art, ſo weiſet ihm dieſer zugleich einen Platz an in höheren Regionen, in andern Kreiſen; feſſelt ihn jener an das thieriſche Leben, ſo verbindet ihn dieſer mit dem Ueberſinnlichen, mit dem Göttlichen ſelbſt, rückt ihn näher dem unendlichen, verborgenen, aber ewig ſchaffenden und ewig wirkenden Urverſtand. Eine neue Welt voll Erſcheinungen anderer Art, voll Wunder erhabener Bedeutung ſchließt ſich mit der Natur des Geiſtes uns auf.

Doch betrachten wir nun gleichfalls dieſen Geiſt, dieſes dem Körper einwohnende und durch den Körper ſich äußernde Princip — die Seele etwas genauer, nach den einzelnen Hauptvorzügen und Eigenſchaften.

Es iſt wol nicht zu leugnen, daß auch den Thieren noch ein beſonderes, von ihrem Körper und der Natur deſſelben verſchiedenes, Weſen beigegeben iſt — das Princip des Lebens und der ſchon freiern und mehr willkührlichen Bewegung. Ferner kann es dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, daß dieſes verborgene Etwas mit dem menſchlichen Geiſte in mancher Beziehung Aehnlichkeit zeigt; daß es einen Grad von Gedächtniß und Erinnerung, man möchte ſogar ſagen, ein Analogon von Vernunft beſitzt, wie auch einige Naturforſcher glauben. Nichts deſtoweniger tritt doch dieſes Etwas im Menſchen ſo ausgezeichnet, ſo begünſtiget hervor, daß man bei aller Dunkelheit, die über

der Natur und Weſenheit deſſelben noch liegt, und bei aller Ungewißheit und Unbekanntſchaft in Rückſicht ſeines Urſprungs ſich kaum erwehren kann, in ihm ein von jenem ähnlichen der Thiere ganz verſchiedenes Weſen anzunehmen, und die Unähnlichkeiten nicht etwa bloß von einer größern oder geringern Vollkommenheit des Organismus herzuleiten. Ohne mich deshalb eben wegen dieſer ſo unvollſtändigen und ſo wenig befriedigenden Aufklärung über die Natur unſers Geiſtes auf genauere Unterſuchungen einzulaſſen; ohne alſo die Lehre der Materialiſten hier zu beſtreiten, die gleichwohl durch die einfache Vorſtellung desjenigen, was wir Ich nennen, eines andern dürften belehrt werden; *) ohne folglich zu forſchen, was ſchwer zu erforſchen iſt, ob die Seele dieſen oder jenen Theil, und welchen, bewohne: will ich nur ſogleich diejenige Eigenheit derſelben anführen, wodurch ſie ſich über jenes Princip des thieriſchen Lebens und Empfindens weit erhebt, ſich gänzlich davon unterſcheidet und wodurch ſie, obgleich auch desfalls gewiſſe Spuren dort ſich finden mögen, dennoch als etwas Beſonderes einer eigenen Art erſcheint — ich meine das Selbſtbewußtſeyn. Dieſes beſteht aber darin, daß der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt zu einem Gegenſtande der Reflexion machen, ſein eigenes Ich denken kann. Durch dieſes Vermögen des Selbſtbewußtſeyns tritt der Menſch in ſeiner Perſönlichkeit hervor, als in welcher Eigenſchaft er mit keinem Gegenſtande der ihn umgebenden todten und lebenden Welt zu vergleichen iſt. Kraft dieſes Akts einer freien Reflexion über ſich

*) Bouterweck a. a. O. Thl. I. S. 178. §. 49. Kant, Kritik der r. V. S. 341 und die Prolegomena §. 46. S. 136.

ſelbſt erhält der Menſch folgende wichtige Aufklärung über ſein Weſen. Er erkennt ſeine wirkliche, nicht bloß fingirte Exiſtenz; er erkennt die Unabhängigkeit ſeiner Exiſtenz von den äußern Dingen, oder ſeine Subſtanzialität; er erkennt endlich die Einheit ſeines Ichs. Bei fortgeſetzter Beobachtung wird er inne, daß trotz der unzähligen Veränderungen in dem Geiſte, trotz des ewigen Wechſels der Zuſtände in demſelben das Ich beſtändig daſſelbe bleibt, oder daß Identität bei aller Veränderung in der Seele eine beſondere Eigenheit derſelben ausmacht.

Im Geiſte wohnt ferner die Vernunft, der Verſtand oder die Denkkraft. Durch dieſes Geſchenk wird der Menſch zu einer auszeichnenden Höhe in dem Reiche der ſichtbaren Weſen erhoben; unterſchieden von allem irdiſch Erſchaffenen in der gegenwärtigen Natur und als etwas Vortreffliches dargeſtellt. Durch dieſes Vermögen wird er fähig, willkürlicher zu handeln und den Geſetzen der bloßen Mechanik ſich zu entziehen. Durch dieſes Vermögen wird er ſelbſt ein Schöpfer; ihm verdankt er es, daß er ſein Daſeyn in einer höhern Bedeutung ſelbſt gewiſſermaßen begründen kann, ihm, daß er als Herr der übrigen Schöpfung auftritt. Die Vernunft, der Verſtand oder die Denkkraft (Jedes hier in der weiteſten Bedeutung genommen) iſt es, welche dadurch, daß ſie das Ich ſelbſt zum Objekte der Betrachtung macht und ſolches mit den Gegenſtänden der Außenwelt vergleicht, der wahre Quell aller eigentlichen Kenntniß wird. Ohne ſie würden die Sinne nur todte Wahrnehmungen zuführen; aber durch ſie wird im Bewußtſeyn die Wahrnehmung klar und zum Leben oder zu eigentlicher Wahrheit geſtaltet. Durch ſie kann der Menſch mit Abſicht handeln, ſich ſelbſt Zwecke feſtſetzen und andere Dinge als Mittel zu ihrer Ver-

wirklichung gebrauchen. Durch die Vernunft kann er, entfeſſelt von den Sinnen, in ſich ſelbſt weilen, oder ſich emporſchwingen über alles Sichtbare zu andern Welten hin; dort ſich Weſen vorſtellen anderer Art und ſie noch herrlicher denken, als er ſelbſt iſt. Durch ſie dringt er immer weiter und weiter, ſteigt von Gedanken zu Gedanken hinauf bis zum Urweſen, dem Abſoluten, dem Unbedingten, dem Unendlichen; findet dort die Urſache alles Daſeyns hienieden und ſeines eigenen, findet dort das Allvollkommene, aus dem er für ſich ſelbſt Ruhe und Befriedigung ſeines Strebens ſchöpft. Durch die Vernunft endlich verläßt er auch die Zeit der Gegenwart, knüpft ſie an die Vergangenheit und eilt hinüber in den dunklen Schooß der Zukunft; ſieht dort ein neues Leben nach dem gegenwärtigen, wagt ſogar auf eine andere Ordnung der Dinge mit ſeltner Kühnheit zu ſchließen.

Neben der Vernunft, oder dem Principe des Denkens, beſitzt der menſchliche Geiſt noch andere Kräfte, welche man gleichſam dienende in Abſicht jener oberſten Kraft nennen könnte. Dahin gehört zuerſt das Gedächtniß, als das Vermögen, allen Vorſtellungen, welche die Seele im Bewußtſeyn gehabt hat, Fortdauer zu geben, ſo daß dadurch die Erkenntniß nicht ſtets von neuem angefangen zu werden braucht. Es iſt in dieſer Abſicht eine der Hauptſtützen der Vernunft, indem ohne daſſelbe dieſe nie Vorrath von Stoff haben würde, der ſie veranlaſſen könnte zu weiterer Verarbeitung und Vermehrung ihrer Kenntniß. Treu bewahrt dieſes Vermögen, was ihm durch die Wahrnehmungen der Sinne, nachdem das Bewußtſeyn ſolches geprüft hat, gegeben ward; ſicher birgt es die Kenntniſſe, welche der Verſtand ſelbſt ſchuf zu neuem Gebrauche für denſelben. Im Gedächtniſſe liegt eigentlich die Summe unſers Wiſſens, der Schatz aller Er-

fahrungen der innern und äußern Welt. Wenn auch der Vorrath deſſelben nicht zu jeder Stunde klar überſchauet wird, ſo iſt er doch vorhanden, und die Erinnerung gibt ihn, einer treuen Dienerſchaft gleich, die über die Güter des Herrn wacht, welche dieſer ſelbſt kaum kennt, ohne Weigerung hervor, ſobald die Vernunft, als Herrſcherinn, davon verlangt. Auf dieſe Art alſo iſt das Gedächtniß die nothwendige Bedingung der Möglichkeit neuer Schöpfungen in der innern Welt des Geiſtes.

Eine andere Stütze der Vernunft oder der Denkkraft iſt die Phantaſie. Durch ſie wird die Vorſtellung, welche durch die Sinne oder den Verſtand erkannt wurde, nach dem Aufhören des Afficirens oder des unmittelbaren Akts, wodurch die Vorſtellung geſchaffen ward, in einem Bilde in die Seele und das Bewußtſeyn zurückgeführt. Eindrücke alſo, die längſt vergeſſen ſcheinen, Wahrnehmungen, die man nicht mehr wirklich hat, können durch die Einbildungskraft dem menſchlichen Geiſte als in der Gegenwart dargeſtellt werden. Vergebens trennt Zeit und Raum den Menſchen von den Begebenheiten und den Dingen. Sein Geiſt, beflügelt von dieſer ihm einwohnenden Kraft, trotzt den Schranken; kühn eilt er über eine ganze Erde hin und ſchauet in der größten Ferne wieder, was er einſt ſah. Die längſte Reihe von Jahren kann ihn nicht hindern, die Vorſtellungen, welche ehemals in ihm entſtanden, neu in Bildern wieder zu erblicken, als träten ſie jetzt erſt in ihm hervor. Eltern und Kinder, Freunde und Geliebte — warf gleich das Schickſal ganze Welttheile zwiſchen ſie — können ſich ſehen, ſich einander vor die Seele, in das Bewußtſeyn rufen, ſich einander begleiten bei ihren Handlungen, hängen an den theueren Zügen des geliebten Gegenſtandes. Der Flügel der Phantaſie trägt den Ver=

bannten hin zu ſeiner Heimath, aus der ihn das Verhängniß oder ſeine Beſtimmung führte, läßt ihn dort die ſüßen Zeiten ſeiner Kindheit, die heitern Tage ſeiner Jugend noch einmal leben, mahlt dem ſehnenden Verlangen jeden Strauch, jeden Baum der lieben Flur; breitet vor ihm aus die Wieſe, wo ihm ſo manche Stunde in munterm Spiele dahinrann; zeigt ihm die Hügel und Berge, auf denen er des Lebens erſte und reine Lüfte athmete. In fremde Zonen eilt ſie mit dem Menſchen; die Zaubergeſilde eines italiſchen Himmels läßt ſie ihn wiederſehen, die er einſt ſah; Prachtgebäude, die er vordem ſtaunend bewunderte, Kunſtwerke, die ihn mit hohem Entzücken ergriffen, darf er durch ſie noch einmal ſchauen, noch einmal genießen; er darf noch einmal die Freude fühlen, die dort ihn hinzog und überwältigte. Aus dem Schooße der Vergangenheit ruft die Phantaſie hervor, was einſt blühte und war. Sie ſtellt die Trümmer alter Begebenheiten und Thaten neu zuſammen zu dem vorigen Ganzen, und rettet ſo Vieles aus dem gewaltigen Strudel, der die Vorwelt dahinreißt. Trauer und Wonne, Wehmuth und Entzücken, Alles, was vor langen Jahren die Seele empfand, noch einmal kann ſie es empfinden, noch einmal koſten die Genüſſe der Vergangenheit, noch einmal weinen die Thränen, welche die Zeit längſt trocknete. Doch noch höher fliegt ihr Flug. Nicht bloß Vorſtellungen, die einſt Wirklichkeit hatten, gießt ſie in neuen Bildern hin, auch was nie die Seele erkannte in ſolcher Geſtalt — ganz neue Formen, welche die ſichtbare Natur nicht hat, Bilder, welche die Erfahrung nicht ſo ſchaffet, erzeugt ſie den Regeln der Erfahrung gemäß, und die Ideale der Vernunft führt ſie in ſchöner Verſinnlichung vor die Seele. Sie leihet herrlichern Schmuck den reizenden Ländern, ſie mahlt ſchöne Fluren noch ſchöner, ſelbſt den erhabenſten Ideen, welche der Geiſt erkennt,

ertheilt ſie noch höhere Würde, himmliſcheren Zauber. So entſteht durch ſie die ganze liebliche Welt der Dichtung, wo der Menſch das verlorne Paradies wieder findet, von dem ihn keines harten Engels flammendes Racheſchwert zurücktreiben kann. —

Zu dieſem Hohen und Edlen, zu dieſer ganzen Vortrefflichkeit des Geiſtes geſellt ſich dann weiter das Gefühl. Wenn gleich die Gefühle großen Theils aus dem Körper entſpringen, in ſo fern er Empfänglichkeit für Eindrücke beſitzt, oder aus der Sinnlichkeit in der engern Bedeutung; ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß auch unſer Geiſt in ſich eine Quelle von Gefühlen enthält, welche man denn immerhin, nach einer gewiſſen Analogie, die höhere Sinnlichkeit nennen mag. Dieſe Quelle aber entſpringt aus der Selbſtthätigkeit unſers Geiſtes. Denn ſo wie wir dieſe im Bewußtſeyn erkennen, ſo offenbart ſich mit ihr zugleich das Daſeyn gewiſſer Empfindungen, die von dem Ich ſelbſt anfangen und nicht erſt aus der Außenwelt durch Eindrücke vermittelſt des Organismus, als der möglichen Verbindung des innern Lebens mit dem äußern, oder der Subjektivität mit der Objektivität, ihren Urſprung nehmen. Denn wer möchte es leugnen, daß das eigentlich äſthetiſche Gefühl gegründet ſey in der Seele ſelbſt und nicht erſt durch Eindrücke von außen her in ſie müſſe gebracht werden? wer möchte behaupten, daß das Gefühl für Wahrheit körperlich- ſinnlichen Urſprungs ſey und nicht vielmehr von Anbeginn mit der Vernunft gleichzeitig in dem Geiſte ſelbſt ſich vorfinde? wer endlich möchte es vertheidigen wollen, die Gefühle der Religion und Sittlichkeit ſeyen aus körperlichen Wahrnehmungen und Empfindungen hervorgegangen, ohne in der Seele ſelbſt gleichſam a priori ihre Exiſtenz zu haben? Wie ſehr aber der menſchliche Geiſt und die Menſchheit überhaupt durch dieſe Gefühle ge-

winnt, kann nur dem unbekannt bleiben, der nie ſich ſelbſt beobachtet, nie ſein Weſen prüfend betrachtet. Sie ſind die kräftigen Hebel in der geiſtigen Natur, welche dieſelbe in regere Bewegung verſetzen, die Spekulation der Vernunft unterſtützen und ſelbſt vor Abweichungen nicht ſelten ſichern. Sie ſind es, welche die Beſtrebungen beleben, die die Seele begeiſtern; ſie ſind es, welche das Große und Vortreffliche in der menſchlichen Natur vorzüglich erzeugen und befördern helfen.

Durch nichts aber wird endlich der Vorzug des menſchlichen Geiſtes ſo ſehr hervorgehoben, durch nichts deſſen Würde ſo ſehr ausgeſprochen, als durch die eigentliche Freiheit der Vernunft und des Willens. Sie äußert ſich in dem Vermögen, ſich eigenmächtig und ſelbſtſtändig zu etwas zu beſtimmen, ſich ſelbſt Geſetze zu geben und ihre Befolgung zur Pflicht zu machen; ſie zeigt ſich ferner in der Eigenſchaft des Menſchen, entnommen allem Zwang Entſchlüſſe zu faſſen, dieſes oder jenes durch die That zu realiſiren, oder nicht zu realiſiren. Wenn gleich dieſes Vermögen unbegreiflich erſcheint, wenn keine Demonſtration es beweiſen kann, ſo iſt es darum nicht weniger in unſerer Seele vorhanden. Das unmittelbare Bewußtſeyn ſpricht für ſeine Wirklichkeit, und der Glaube an unſere Vernunft beſtätiget ſein Daſeyn. Dieſes Vermögen iſt der Hauptgrund, ja der einzige, auf dem ſich die höhere Würde des Menſchen erſt in der That erhebt und wodurch er vor dem Thiere ganz beſonders den Vorrang gewinnt. Aus dieſer Kraft der freien Selbſtbeſtimmung entſtehen die Begriffe vom Guten und Böſen, von Recht und Unrecht, vom Erlaubten und Unerlaubten, kurz von Tugend und Laſter. Früh regt ſich dieſe Kraft in dem Menſchen, wenn ſie auch nicht immer gleich offenbar im Bewußtſeyn ſich ausſpricht. Sie iſt es, welche ſelbſt dem Wilden den

Gedanken einhaucht, daß er mehr ſey, als die Thiere um ihn; welche ihn treibt, ſich über dieſelben hinaufzuſtellen und ſeine Triebe und Bedürfniſſe höhern Regeln und höherer Ordnung zu unterwerfen. Sobald der Menſch aus der Unmündigkeit heraustritt, ſobald die ſchlummernde Denkkraft thätiger ſich zu regen anfängt, und das Licht des Verſtandes heller aufdämmert, erwacht auch dieſe verborgene Kraft ſtets mehr und mehr, ſpricht lauter die Ahnung einer edleren Beſtimmung als diejenige iſt, welche ſich bloß dem niedern Genuſſe weihet und nur den Bedürfniſſen der Sinnlichkeit fröhnet. Es erhebt ſich immer kräftiger das Gefühl, daß der Menſch aus eigener Willkür handeln, daß er ſeine Veredlung und Vollendung ſich ſelbſt verdanken ſoll; daß es von ihm abhängt, am Boden zu kriechen, oder bis zu hoher Vortrefflichkeit durch Freithätigkeit ſich empor zu arbeiten; endlich, daß es bei ihm ſteht, die erhaltene Ausſteuer zu benutzen oder ſie unbenutzt zu laſſen, durch eigenes Streben den Werth ſeines Weſens zu behaupten und zu vermehren, oder nicht zu vermehren. — Kurz mit jedem Schritte der Bildung wird es dem Menſchen einleuchtender, daß nicht der Inſtinkt ſein Vormund iſt, und daß die mechaniſchen Geſetze der Nothwendigkeit ihn nicht unumſchränkt beherrſchen, ſondern daß er ſein eigener Führer, ſein eigener Gebieter und Geſetzgeber ſeyn kann — daß er ſich ſelbſt ſeine Vortrefflichkeit verdanken ſoll in Allem, was zu ſeiner Natur gehört.

Wie der menſchliche Geiſt aber Geſetzgeber für ſich iſt, ſo iſt er auch ſein eigener Richter. Im Innern jedes Menſchen wacht dieſer, und ſeine Stimme ſchweigt nimmer ganz. Sie gibt Beifall den edlen Entſchlüſſen, lobt die guten Thaten, verdammt die böſe Geſinnung, das Verbrechen, das Laſter. Unerbittlich iſt ihr Urtheil, unparteiiſch, unbeſtechlich. Hohe

Zufriedenheit, überſchwengliche Wonne beſtimmt ſie dem Guten; folternde Angſt, Unruhe und Qual dem Sünder. Keiner kann dieſem Richter entgehn, keine Betäubung, kein Getümmel der Welt wird ſeinen Ausſpruch für immer unterdrücken. Eben ſo wenig kann je Tyrannei oder Bosheit, Glück oder Unglück die Seligkeit zernichten, oder den Frieden ſtören, womit ſein Beifall den Edlen lohnt.

Drittes Kapitel.

Innige Vereinigung beider Beſtandtheile, des Leibes und der Seele, zu einem abgeſchloſſenen Ganzen.

In den beiden vorhergehenden Kapiteln iſt gezeigt worden, wie Körper und Geiſt, jeder insbeſondere, uns erſcheinen; welche Eigenſchaften, welche Vorzüge jeden auszeichnen und zu dem machen, was jeder für ſich ſeyn ſoll. Ein künſtlich eingerichteter Leib, in ſchöner Form dargeſtellt, als Werkzeug, ein reichbeſchenkter, für unſern Blick formloſer Geiſt, als thätiger Meiſter, ſind die beiden Theile, welche zum Menſchen gehören. Allein weder jener für ſich ohne lebendes und handelndes Princip, noch dieſes ohne äußerliches Werkzeug (wenigſtens in der gegenwärtigen Anordnung unſers Seyns) ſind etwas Ganzes; ſondern dieſes entſteht allererſt dann, wenn die engſte Verbindung beide vereinigt. — Nur in dieſer Vereinigung erſcheint dasjenige Weſen einer beſondern Art oder Gattung, welches Menſch heißt. Ohne wiederum hier erklären zu wollen, was unerklärbar iſt; ohne die Hypotheſen anzuführen, die

man erſann, dieſe Verbindung begreiflich, oder wenigſtens die Wechſelwirkung verſtändlich zu machen, bleibe ich bloß bei der Erfahrung ſtehn. Wird dieſe mit Aufmerkſamkeit zu Rathe gezogen, ſo ergibt ſich ohne Weiteres das Reſultat: Die Seele hat auf den Leib und dieſer auf die Seele einen unleugbaren Einfluß. Dieſer Einfluß zeigt ſich zuerſt als nothwendig in dem Organismus ſelbſt, wodurch der Geiſt, wie durch ein materielles Band, mit der übrigen Natur in Verbindung tritt. *) Iſt aber gleich die Exiſtenz dieſes Organismus für das Wirken des Geiſtes nach außen, wie für das Wirken der Außenwelt nach innen ſo durchaus erforderlich, daß man ohne ihn ſich das Verhältniß der Seele zur Welt kaum denken kann; ſo iſt dadurch doch die Verbindung an ſich, die zwiſchen Geiſt und Leib ſtatt hat, keineswegs erklärt. Könnte ſie aber je enträthſelt werden, ſo würde plötzlich ein heller Tag über unſer ganzes Seyn und Weſen aufgehn.

Der Einfluß beider auf einander äußert ſich ferner dadurch, daß die jedesmaligen Zuſtände des Einen den Andern ſichtbar afficiren. Iſt Heiterkeit und Ruhe in der Seele, ſo weilet ſie auch in den Mienen und den Gebehrden des Geſichts; iſt Geſundheit und Ordnung im Körper, ſo iſt auch der Geiſt aufgelegter zum Denken, raſcher und munterer in allen ſeinen Verrichtungen. Eben ſo bilden ſich Neigungen und Beſtrebungen der Seele in den Bewegungen des Körpers ſichtbar ab; und die Triebe, wozu dieſer die Veranlaſſung iſt, fordern wiederum jene zur Thätigkeit auf.

Aus der Wahrheit und Wirklichkeit dieſes wechſel-

---

*) Bouterweck, a. a. O. S. 179. §. 50.

ſeitigen Einſließens, Bedingens und Beſchränkens des Einen und des Andern reſultirt nun dieſe ſichere Folge, daß der Menſch weder Thier allein, noch bloß Geiſt iſt, ſondern ein Ganzes aus beiden; daß er, als ſolches, jener zweifachen Urbeſtandtheile wegen, eben ſowohl der Sinnlichkeit, als der Vernunft angehört; mithin den Forderungen jener wie dieſer ſich fügen ſoll und muß, wofern er ſeyn und bleiben will ein Ganzes einer beſtimmten Gattung. Auf die Beachtung dieſer gleichſam doppelten Natur des Menſchen, die indeß doch nur eine in der Erſcheinung iſt, muß ſich alles Forſchen gründen, wodurch die Zwekke des menſchlichen Daſeyns entdeckt werden ſollen; auf ſie bezieht ſich alle Philoſophie, in ſo fern ſie ſich mit der Beſtimmung des Menſchen beſchäftiget; auf ſie alſo auch ſtützt ſich alle Bildung des Menſchen, weil ſie, die Beſtimmung zu erreichen, lehren ſoll. Da aber dieſe Verknüpfung, wie ſchon bemerkt iſt, in ein ewiges Dunkel gehüllt zu ſeyn ſcheint, was nur durch einzelne Blitze von Zeit zu Zeit erhellt wird, ſo ergibt ſich daher gleichfalls, daß es nur der aufmerkſamen Beobachtung gelingen kann, in Abſicht auf die eigentliche Natur des Menſchen und ihre Zwecke Aufklärung zu fördern und die Mittel zu entdecken, wodurch es möglich wird, jene Zwecke zu erreichen und der Beſtimmung gemäß zu leben. Denn in unſerer Natur zeichnete uns die Vorſehung oder der Schöpfer die Rolle vor, die wir richtig und ſeiner Idee angemeſſen zu ſpielen uns hienieden bemühen ſollen. *)

---

*) Sehr ſchön iſt das, was Epictet hierüber beim Stobäus ſagt, Thl. II. S. 354. Bouterweck, a. a. O. Thl. II. S. 21. §. 13 Reimarus, Wahrheiten der natürlichen Religion, 2te Abhandlung. S. Einleitung oben.

man erſann, dieſe Verbindung begreiflich, oder wenigſtens die Wechſelwirkung verſtändlich zu machen, bleibe ich bloß bei der Erfahrung ſtehn. Wird dieſe mit Aufmerkſamkeit zu Rathe gezogen, ſo ergibt ſich ohne Weiteres das Reſultat: Die Seele hat auf den Leib und dieſer auf die Seele einen unleugbaren Einfluß. Dieſer Einfluß zeigt ſich zuerſt als nothwendig in dem Organismus ſelbſt, wodurch der Geiſt, wie durch ein materielles Band, mit der übrigen Natur in Verbindung tritt. *) Iſt aber gleich die Exiſtenz dieſes Organismus für das Wirken des Geiſtes nach außen, wie für das Wirken der Außenwelt nach innen ſo durchaus erforderlich, daß man ohne ihn ſich das Verhältniß der Seele zur Welt kaum denken kann; ſo iſt dadurch doch die Verbindung an ſich, die zwiſchen Geiſt und Leib ſtatt hat, keinesweges erklärt. Könnte ſie aber je enträthſelt werden, ſo würde plötzlich ein heller Tag über unſer ganzes Seyn und Weſen aufgehn.

Der Einfluß beider auf einander äußert ſich ferner dadurch, daß die jedesmaligen Zuſtände des Einen den Andern ſichtbar afficiren. Iſt Heiterkeit und Ruhe in der Seele, ſo weilet ſie auch in den Mienen und den Gebehrden des Geſichts; iſt Geſundheit und Ordnung im Körper, ſo iſt auch der Geiſt aufgelegter zum Denken, raſcher und munterer in allen ſeinen Verrichtungen. Eben ſo bilden ſich Neigungen und Beſtrebungen der Seele in den Bewegungen des Körpers ſichtbar ab; und die Triebe, wozu dieſer die Veranlaſſung iſt, fordern wiederum jene zur Thätigkeit auf.

Aus der Wahrheit und Wirklichkeit dieſes wechſel-

*) Bouterweck, a. a. O. S. 179. §. 50.

ſeitigen Einſließens, Bedingens und Beſchränkens des Einen und des Andern reſultirt nun dieſe ſichere Folge, daß der Menſch weder Thier allein, noch bloß Geiſt iſt, ſondern ein Ganzes aus beiden; daß er, als ſolches, jener zweifachen Urbeſtandtheile wegen, eben ſowohl der Sinnlichkeit, als der Vernunft angehört; mithin den Forderungen jener wie dieſer ſich fügen ſoll und muß, wofern er ſeyn und bleiben will ein Ganzes einer beſtimmten Gattung. Auf die Beachtung dieſer gleichſam doppelten Natur des Menſchen, die indeß doch nur eine in der Erſcheinung iſt, muß ſich alles Forſchen gründen, wodurch die Zwekke des menſchlichen Daſeyns entdeckt werden ſollen; auf ſie bezieht ſich alle Philoſophie, in ſo fern ſie ſich mit der Beſtimmung des Menſchen beſchäftiget; auf ſie alſo auch ſtützt ſich alle Bildung des Menſchen, weil ſie, die Beſtimmung zu erreichen, lehren ſoll. Da aber dieſe Verknüpfung, wie ſchon bemerkt iſt, in ein ewiges Dunkel gehüllt zu ſeyn ſcheint, was nur durch einzelne Blitze von Zeit zu Zeit erhellt wird, ſo ergibt ſich daher gleichfalls, daß es nur der aufmerkſamen Beobachtung gelingen kann, in Abſicht auf die eigentliche Natur des Menſchen und ihre Zwecke Aufklärung zu fördern und die Mittel zu entdecken, wodurch es möglich wird, jene Zwecke zu erreichen und der Beſtimmung gemäß zu leben. Denn in unſerer Natur zeichnete uns die Vorſehung oder der Schöpfer die Rolle vor, die wir richtig und ſeiner Idee angemeſſen zu ſpielen uns hienieden bemühen ſollen. *)

---

*) Sehr ſchön iſt das, was Epictet hierüber beim Stobäus ſagt, Thl. II. S. 354. Bouterweck, a. a. O. Thl. II. S. 21. §. 13 Reimarus, Wahrheiten der natürlichen Religion, 2te Abhandlung. S. Einleitung oben.

Zweites Buch.

Hauptzwecke des Menſchen und deſſen Beſtimmung.

Erſtes Kapitel.

Glückſeligkeit iſt ein Hauptzweck der menſchlichen Natur.

Viel und mannigfaltig iſt darüber von jeher geſtritten worden, welches denn die eigentliche Beſtimmung des Menſchen und ſeines Daſeyns ſeyn möchte, indem man wohl fühlte, daß ohne Aufſchlüſſe darüber das Leben ſelbſt einem Wandeln in der Finſterniß gleichen müßte. — Was iſt der Menſch, wozu iſt er da, was ſoll er werden? ſind die wichtigen Fragen, welche von der früheſten Zeit an die Philoſophie, wie die Religion beſchäftigten; worauf die Weiſen durch Forſchen die Antwort zu erdenken ſtrebten, und worüber die Laien im Symbole des Glaubens Beruhigung fanden. Und in der That, nichts iſt natürlicher, ja zur Einſicht in die wahre Beſtimmung des Menſchen ſo unumgänglich nothwendig, als ſich über diejenigen Angelegenheiten in unſerm Weſen zu belehren, welche als die Hauptzwecke deſſelben angeſehen werden müſſen. Sind dieſe richtig erkannt, ſo findet auch in Betreff der Beſtimmung ſelbſt kein Zweifel weiter ſtatt; denn ſie beſteht ja bloß in der höchſtmöglichen Verwirklichung der Zwecke unſerer Natur.

Der Vernunft gebührt auch hier, wie meiſtens, die Entſcheidung, doch nur in ſo weit ſie ſolche der menſchlichen Natur ſelbſt gemäß ausſpricht. Sie darf und muß Alles, was ſich als Hauptzweck in unſerm Daſeyn ankündigt, vor ihren Richterſtuhl fordern, um über die Wahrheit und Rechtmäßigkeit der Anſprüche zu urtheilen, dieſelben als zuläſſig zu genehmigen oder als unſtatthaft zu verwerfen. Allein die Vernunft ſoll und darf bei ihrem Richteramte nicht willkürlich verfahren, ſondern ſie muß ſtets die Stimme der verſchiedenen Intereſſen in unſerm Weſen ſelbſt gehörig vernehmen.

In den urſprünglichen Anlagen, Kräften, Trieben und Beſtrebungen aller organiſchen Weſen liegt meiſtens ein Wink zu dem Ziele, was ihnen vorgeſteckt ward. Man beobachte die Pflanze, ſtudire ihre Einrichtung und Anlage, belauſche ihr Streben, die Richtung ihrer Kräfte, und man wird finden, daß ihr ganzes Geſchäft während ihrer Exiſtenz darin zu beſtehen ſcheint, bis zu einem gewiſſen Grade zu wachſen, zu reifen, ſich fortzupflanzen und wiederum zu vergehn. Dazu ſuchen ihre Wurzeln oder ähnliche Theile die Erde oder das Waſſer; dazu ſtreben ihre Zweige in die Luft hinaus und in das Freie, oder verbreiten ſich auf dem Boden in die Weite; dazu ſuchen ſie den wohlthätigen Einfluß des Lichts, dazu endlich dient ihnen der innere einfache Bau, dazu ihre Blüte oder eine andere Vorkehrung, wodurch ihre Fortpflanzung beſorgt wird. Kein eigentlich willkürliches Leben und freieres Bewegen kann bei ihnen wahrgenommen werden. Mannigfaltiger als im Reiche der Pflanzen werden die Anlagen ſchon bei den Thieren, vielfacher die Beſtrebungen. Man bemerkt, daß ſie Empfänglichkeit für Genuß haben, weil ſie ihn ſuchen; man beobachtet, daß ſie eine Empfindung für Wohlſeyn überhaupt haben, weil ſie den Schmerz

fühlen und ihn vermeiden, weil ſie Luſt kennen und darnach trachten. Darum ward ihnen ein kunſtreicherer Körper, eine willkürlichere Bewegung und Wirkſamkeit. Darum gab ihnen die Natur Sinne und empfindungsfähige Organe; darum verlieh ſie ihnen Furcht zur Vermeidung des Uebels und Gefühl für das Angenehme und Zuträgliche. Nicht bloß zu wachſen alſo, heranzureifen, ſich fortzupflanzen und wieder dahinzuſterben ſcheint ihr Zweck und ihre Beſtimmung zu ſeyn; ſondern auch ein Grad des Glückes, wenn ich ſo ſagen darf, ſollte ihnen zu Theil werden. Auf gleiche Weiſe wird uns demnach auch die Betrachtung der menſchlichen Natur ihre Zwecke offenbaren, woraus ſich hinwiederum auf die Beſtimmung derſelben ſchließen läßt. In dem Menſchen erkennt man aber gleichſam ein zweifaches Weſen, das freilich in der engſten Verbindung als Eins ſich darſtellt. Darum werden auch die Zwecke des Menſchen und ſeines Daſeyns doppelter Art ſeyn, doch ſo, daß ſie in wechſelſeitiger Verwandtſchaft und Vermiſchung gleichfalls das Gepräge jener Vereinigung der Doppelnatur an ſich tragen und als Zwecke eines und deſſelben Weſens erſcheinen. Der Menſch iſt unverkennbar weder Thier noch Vernunft und Geiſt allein, aber auch nicht beides nebeneinander. Er iſt durchaus beides als Eins, ein Drittes aus beiden, durch Vernunft modificirte Thierheit, durch Thierheit modificirte Vernunft — Beide ſind aneinander gebunden, abhängig von einander, ſtehn in gegenſeitiger Bedingung, Beſchränkung und Wirkung überhaupt. (S. 1ſtes B. 3. K.) *) Dieſer eigenen Ein-

---

*) Niethammer, Streit des Philanthropinismus mit dem Humanismus, S. 36. Schwarz, Lehrbuch der Pädag. und Didaktik, S. 32. §. 1. und S. 45. §. 25.

richtung unſers Weſens entſprechen auch die Anlagen insbeſondere; auf ſie beziehen ſich unſere Kräfte und Triebe; nach ihr modificiren und richten ſich alle Beſtrebungen. Wenden wir von dieſen geleitet unſer Augenmerk nun auf die Hauptzwecke unſerer Natur ſelbſt, d. h. auf diejenigen Zwecke, auf welche alle Neigungen, alles Streben, alles Wirken der Kräfte als auf das eigentliche Ziel gewendet ſind; ſo werden wir, vermöge unſerer beobachtenden und urtheilenden Vernunft oder Denkfähigkeit, auf folgende drei Momente gelangen, welche als ſolche Hauptzwecke unſers Daſeyns ſich aufdringen und in der Prüfung bewähren, nämlich: Glückſeligkeit (im weiteſten Sinne) Wahrheit (Erkenntniß überhaupt) Tugend (Streben nach dem Sittlichguten).

Glückſeligkeit iſt zuerſt als Hauptzweck des Menſchen genannt worden. Es iſt bekannt genug, wie mannigfaltig die Bedeutung iſt, welche man mit dieſem Worte verbindet, und zugleich wie relativ. Bald denkt man ſich darunter bloß phyſiſches Wohlſeyn, bald eine gewiſſe Summe ſo genannter irdiſcher Güter und Vortheile, bald auch wohl bloß eine höhere Art des Wohlſeyns und der Zufriedenheit, nämlich den Beifall des Gewiſſens oder den Frieden der Seele, welcher aus dem Bewußtſeyn der Tugend entſteht. Allein trotz dieſer anſcheinenden Verſchiedenheit des Begriffes iſt er in ſeiner Grundbedeutung doch nur ein und derſelbe. In allen genannten Fällen, wo von Glückſeligkeit die Rede iſt, denkt man immer zunächſt an Genuß, und nur die Vielfältigkeit des letztern iſt Urſache der anſcheinend vielartigen Bedeutung des Wortes Glückſeligkeit. Genuß ſetzt aber ſtets die Befriedigung irgend eines Bedürfniſſes voraus, das wiederum ein Streben rege macht. Mithin eine Befriedigung unſerer Bedürfniſſe im Allgemeinen, oder ein Genießen

überhaupt, in ſo fern es nur durch die Natur ſelbſt gerechtfertiget wird, alſo nicht unnatürlich iſt, muß dasjenige ſeyn, was dem Worte begründend unterliegt. In dieſer weiteſten Bedeutung, welche jede Art von Genuß und Befriedigung umfaßt, wofern ſolche nur der Natur gemäß iſt, und nicht gegen die Harmonie des Ganzen ſtreitet, könnte man dieſen Zweck auch durch das Wort Wohlfahrt unſerer Natur eben ſo richtig ausdrücken.

Oft hat man bloß Tugend oder ſittliche Vollendung als den höchſten aller Zwecke oder vielmehr als Hauptzweck allein betrachtet. Die Glückſeligkeit oder die Wohlfahrt unſerer Natur erklärte man bloß als Nebenbedingung in unſerm Weſen, die nun einmal nicht ganz ſich zurückweiſen laſſe und auf die man demnach nebenher Rückſicht zu nehmen genöthiget werde, nicht aber als Zweck, der für ſich und ſeiner ſelbſt wegen Realiſirung fordert. Man nannte ſie ganz und gar abhängig von der Sittlichkeit, und ſtatt daß man ſie nur durch die Forderungen der letzteren, der allgemeinen Harmonie des Ganzen gemäß, hätte einſchränken ſollen, machte man ſie zu einer armſeligen Dienerin derſelben, die gerade ſo viel für ſich ſorgen darf, als die intereſſirte hohe Herrſchaft es ihr zu erlauben beliebt. Ja man ging ſo weit, daß man kaum diejenige Glückſeligkeit, welche aus der Tugend hervorgeht, für ein Gut an ſich zu halten wagte. *) Daher denn nicht ſel-

*) Unter den neueren Philoſophen war Kant wohl dieſer Lehre etwas zu ſehr geneigt, vorzüglich aber Fichte, der jenem folgte.

Unter den Alten ſchon herrſchte dieſe Lehre, z. B. in der Stoa, wogegen Cicero (de fin. vorzügl. l. IV.) ſo ſehr eifert. So ſagt Seneka irgendwo: Nec gaudium quidem, quod ex virtute oritur, quamvis bonum sit, absoluti tamen boni pars est.

ten die abſurden Lehren und Handlungen, die aus ſolcher Behauptung faſt nothwendig folgen müſſen, und die aller menſchlichen Vernunft Hohn ſprechen. Wie ſehr aber eine ſolche Behauptung vom rechten Wege zur Entdeckung der menſchlichen Beſtimmung abweichen muß, leuchtet bei genauerer Erwägung und Vergleichung deſſen, was oben über das Weſen des Menſchen geſagt iſt, von ſelbſt ein. Dem gemäß muß Wohlſeyn überhaupt ſo gewiß zu den eigentlichen Zwecken des Menſchen gehören, als die Sinnlichkeit überhaupt zu ſeiner Natur gehört.

Warum gab uns ſonſt der Schöpfer ſo vielfältige Empfänglichkeit für allerlei Genüſſe? warum wurden ſo mancherlei dahin abzielende Neigungen und Bedürfniſſe uns eingepflanzt, die uns ſpornen, treiben und zu ihrer Befriedigung nöthigen? Der finſtere Ascet und der ſchwärmeriſche Heilige, nicht weniger der rigoriſtiſche Philoſoph möchten insgeſammt bald eine Antwort bereit haben, indem ſie behaupten, es ſey dieſes aus der weiſen Abſicht in unſerer Natur ſo eingerichtet, damit der Menſch Gelegenheit haben möchte, ſich ſelbſt zu verleugnen und ſo ſeinem Schöpfer ſich wohlgefälliger zu machen; oder damit die Tugend Gegenſtände des Kampfes finden möchte, durch deren Beſiegung ſie als Tugend ſich herrlicher zeige. Indeß wenn es auch wahr iſt, daß oft eine Art von Selbſtverleugnung nöthig wird, indem die Vernunft ihre Herrſchaft über die Sinnlichkeit ausübt; wenn es auch nicht zu verkennen iſt, daß die Sittlichkeit durch den Kampf mit den entgegenſtrebenden Neigungen ſich erhöhet und an Würde ganz vorzüglich gewinnt: ſo folgt daraus doch nicht, daß Selbſtverleugnung an ſich der Grund jener Anlagen ſey, oder daß zur Veredlung der Sittlichkeit allein und nicht vielmehr allererſt zu eigenen Zwecken jene ſinnliche Seite, körperlicher und geiſtiger Art, in unſerm Weſen ſich be-

ſinde. Die Selbſtverleugnung iſt hauptſächlich nur Folge der Erhaltung der nothwendigen Harmonie unter den Zwecken, und der Gewinn für die Tugend aus dem Siege iſt nur eine Folge der engen Vereinigung und Verbrüderung der Intereſſen und ihrer daher nothwendig reſultirenden Wechſelwirkung. Mithin möchte jene Antwort dem prüfenden und vergleichenden Verſtande wenig genügen. Die ſinnliche Einrichtung in unſerm Weſen alſo ſetzt einen eigenen wirklichen Zweck an ſich voraus, der kein anderer ſeyn kann, als Befriedigung der Bedürfniſſe, der Triebe in der ſinnlichen Anlage überhaupt; alſo kein anderer als Genuß oder Glückſeligkeit. Dazu kommt, daß der ſubjektiven Empfänglichkeit in der Objektivität im Allgemeinen eben ſo viele Mittel für die Befriedigung ihrer Forderungen entſprechen. „Alles iſt nützlich, Alles kann bearbeitet und veredelt, Alles in einen Gegenſtand des Genuſſes und der Freude verwandelt werden, was die Natur uns zeigt" ſagt irgendwo der geſchätzte Reinhard. Kann das aber nicht verkannt werden, und begegnen wir auf allen Wegen ſolchen Zubereitungen und gütigen Veranſtaltungen in der Schöpfung — darf dann noch wohl in Abrede geſtellt werden, daß in dem Allen ein Wink liege, die Gaben zur Stillung unſerer Triebe, zur Befriedigung unſerer Wünſche vernunftmäßig zu gebrauchen, und zwar aus dem Grunde, weil es unſere Glückſeligkeit ausmacht und zu den Zwecken unſerer dermaligen Natur gehört? Alſo ſich beglücken ſoll der Menſch des Glückes ſelbſt wegen, ſtillen ſein Verlangen, beruhigen ſein Streben nach Wohlſeyn. Auch hierin ſoll er ſeinen Charakter nicht verleugnen; auch dieſe Partie in ſeiner Exiſtenz ſoll er nicht unbenutzt laſſen. Mag immerhin Stolz ihn erfüllen, daß er ſich ſelbſt ſein Herrſcher ſeyn kann; er ſchäme ſich darum nicht, auch dieſen Tribut ſeiner Natur zu zahlen. Er vergeſſe nicht,

daß ſelbſt jene geprieſene Selbſtherrſchaft zum Behuf unſerer höhern Würde, jene Beſiegung gewiſſer Neigungen und Triebe der Sinnlichkeit zur Erhöhung des ſittlichen Werthes im tiefſten Grunde ohne alle Eigennützigkeit kaum zu denken iſt. Auch findet dieſe Behauptung in der wirklichen Erfahrung eine kräftige Stütze, indem man bemerken wird, daß die Menſchen zur Verwirklichung dieſes Zweckes hinarbeiten ohne Rückſicht auf andere Zwecke als zu etwas Selbſtſtändigem; daß ſelbſt die ſtrengſten Prediger der Fleiſches- und Sinnestödtung oft gerade am auffallendſten ſich ſelbſt Lügen ſtrafen. Sagt man mir, man dürfe Glückſeligkeit ſchon deswegen nicht als beſondern Hauptzweck unſerer Natur ſo aufſtellen, daß darnach aus Abſicht und ſelbſtſtändig, als nach einem Gute an ſich müſſe getrachtet werden, weil gerade wegen jener natürlichen Neigung leicht Unmäßigkeit und Thierheit die Folge ſeyn könne; ſo dient darauf zur Antwort, daß Glückſeligkeit weder einziger Hauptzweck iſt, noch auch daß ſie in einer alleinigen Befriedigung körperlich-ſinnlicher, thieriſcher Forderungen des Genuſſes beſteht; ſondern daß ſie auch jene eben genannten Gefühle geiſtigen Urſprungs, kurz die Sinnlichkeit in der weiteſten Bedeutung umfaßt.

Weiter iſt das Streben darnach keinesweges ganz willkürlich ohne Regel und Maß, ſondern ein nach Harmonie in wechſelſeitiger Beſchränkung der verſchiedenen Zwecke geleitetes Trachten iſt das wahre Ziel. Wird dieſe Bedingung bei der Realiſirung irgend eines jener drei Hauptzwecke außer Acht gelaſſen, ſo zerſtört man, ſtatt aufzubauen, ſo ſchafft man Mißgeſtalten, ſtatt eines ſchönen, vollendeten Bildes; man befördert die Natur nicht zu höherer Veredlung, ſondern man verkehrt ihr eigentliches Seyn. Darum eben ward dem Menſchen auch Vernunft mitgetheilt, das

ſinde. Die Selbſtverleugnung iſt hauptſächlich nur Folge der Erhaltung der nothwendigen Harmonie unter den Zwecken, und der Gewinn für die Tugend aus dem Siege iſt nur eine Folge der engen Vereinigung und Verbrüderung der Intereſſen und ihrer daher nothwendig reſultirenden Wechſelwirkung. Mithin möchte jene Antwort dem prüfenden und vergleichenden Verſtande wenig genügen. Die ſinnliche Einrichtung in unſerm Weſen alſo ſetzt einen eigenen wirklichen Zweck an ſich voraus, der kein anderer ſeyn kann, als Befriedigung der Bedürfniſſe, der Triebe in der ſinnlichen Anlage überhaupt; alſo kein anderer als Genuß oder Glückſeligkeit. Dazu kommt, daß der ſubjektiven Empfänglichkeit in der Objektivität im Allgemeinen eben ſo viele Mittel für die Befriedigung ihrer Forderungen entſprechen. „Alles iſt nützlich, Alles kann bearbeitet und veredelt, Alles in einen Gegenſtand des Genuſſes und der Freude verwandelt werden, was die Natur uns zeigt" ſagt irgendwo der geſchätzte Reinhard. Kann das aber nicht verkannt werden, und begegnen wir auf allen Wegen ſolchen Zubereitungen und gütigen Veranſtaltungen in der Schöpfung — darf dann noch wohl in Abrede geſtellt werden, daß in dem Allen ein Wink liege, die Gaben zur Stillung unſerer Triebe, zur Befriedigung unſerer Wünſche vernunftmäßig zu gebrauchen, und zwar aus dem Grunde, weil es unſere Glückſeligkeit ausmacht und zu den Zwecken unſerer dermaligen Natur gehört? Alſo ſich beglücken ſoll der Menſch des Glückes ſelbſt wegen, ſtillen ſein Verlangen, beruhigen ſein Streben nach Wohlſeyn. Auch hierin ſoll er ſeinen Charakter nicht verleugnen; auch dieſe Partie in ſeiner Exiſtenz ſoll er nicht unbenutzt laſſen. Mag immerhin Stolz ihn erfüllen, daß er ſich ſelbſt ſein Herrſcher ſeyn kann; er ſchäme ſich darum nicht, auch dieſen Tribut ſeiner Natur zu zahlen. Er vergeſſe nicht,

daß ſelbſt jene geprieſene Selbſtherrſchaft zum Behuf unſerer höhern Würde, jene Beſiegung gewiſſer Neigungen und Triebe der Sinnlichkeit zur Erhöhung des ſittlichen Werthes im tiefſten Grunde ohne alle Eigennützigkeit kaum zu denken iſt. Auch findet dieſe Behauptung in der wirklichen Erfahrung eine kräftige Stütze, indem man bemerken wird, daß die Menſchen zur Verwirklichung dieſes Zweckes hinarbeiten ohne Rückſicht auf andere Zwecke als zu etwas Selbſtſtändigem; daß ſelbſt die ſtrengſten Prediger der Fleiſches = und Sinnestödtung oft gerade am auffallendſten ſich ſelbſt Lügen ſtrafen. Sagt man mir, man dürfe Glückſeligkeit ſchon deswegen nicht als beſondern Hauptzweck unſerer Natur ſo aufſtellen, daß darnach aus Abſicht und ſelbſtſtändig, als nach einem Gute an ſich müſſe getrachtet werden, weil gerade wegen jener natürlichen Neigung leicht Unmäßigkeit und Thierheit die Folge ſeyn könne; ſo dient darauf zur Antwort, daß Glückſeligkeit weder einziger Hauptzweck iſt, noch auch daß ſie in einer alleinigen Befriedigung körperlich-ſinnlicher, thieriſcher Forderungen des Genuſſes beſteht; ſondern daß ſie auch jene eben genannten Gefühle geiſtigen Urſprungs, kurz die Sinnlichkeit in der weiteſten Bedeutung umfaßt.

Weiter iſt das Streben darnach keinesweges ganz willkürlich ohne Regel und Maß, ſondern ein nach Harmonie in wechſelſeitiger Beſchränkung der verſchiedenen Zwecke geleitetes Trachten iſt das wahre Ziel. Wird dieſe Bedingung bei der Realiſirung irgend eines jener drei Hauptzwecke außer Acht gelaſſen, ſo zerſtört man, ſtatt aufzubauen, ſo ſchafft man Mißgeſtalten, ſtatt eines ſchönen, vollendeten Bildes; man befördert die Natur nicht zu höherer Veredlung, ſondern man verkehrt ihr eigentliches Seyn. Darum eben ward dem Menſchen auch Vernunft mitgetheilt, das

Princip der **Einheit** und des **Friedens**, worauf ſie ihrem Weſen nach dringt, damit er nach beſtmöglicher Einſicht in die Zwecke jene nothwendige Harmonie im Ganzen beobachten und in der Veredlung ſelbſt erhalten ſoll. Bei den übrigen Geſchöpfen der Erde iſt keine ſolche Vielſeitigkeit, aber auch keine Selbſtveredlung der urſprünglichen Natur gedenkbar. Ein bloß mechaniſches Geſetz, ein ſicher leitender, aber einſichtsloſer Inſtinkt ohne Willkür bringt da ohne Irrthum zum Ziele. Endlich darf nicht überſehen werden, daß dieſe Hauptzwecke ſchon **an ſich** durch eine nothwendige oder vielmehr urſprüngliche Verknüpfung ſo genau in einander greifen, in ſo engem Bezuge auf einander ſtehen, daß einer den andern ſelbſt bedingt und gewiſſer Maßen abhängig von ſich macht. Dieſes wird Jedem einleuchten, der nur einen leichten Blick in dieſes Syſtem der Zwecke wirft. Wird nicht das Streben nach **Sittlichkeit** ganz und gar gelähmt, wenn bloß das ſtrenge, trockne Geſetz redet, wenn nicht zugleich ein ſüßer Lohn, wenigſtens im Hintergrunde, winkt? haben daher nicht ſchier alle Sittenlehrer, die religiöſen aber am meiſten, einen Himmel, ein Paradies, ein Elyſium für die Tugend nach dem Tode geöffnet? glaubt darum nicht ſelbſt der Wilde, derjenige, den er für gut hält, werde in anmuthigen Wäldern, oder in ſchönen Thälern oder ſonſt wo herrliche Kleider und Waffen, große Heerden und viel Wild oder andere liebliche Speiſen finden, gewürzt mit ſonſtigen Freuden, die er in ſeinem Kreiſe und Leben für die höchſten hält? glaubte darum nicht unſer Vorfahr, der edle Germane gehe ein in Walhalla und trinke mit Wodan und den andern Göttern Bier? *)

---

*) So im Sterbeliede des Helden und Skalden **Regner Lodbrog**. S. **Hugo Blairs**, kritiſche Abhandlung über die Gedichte Oſſians.

Eben ſo iſt umgekehrt das Trachten nach Glückſeligkeit durch die Sittlichkeit bedingt. Wie kann derjenige ohne innern Widerſpruch ſich glücklich nennen, der ſein Herz nicht zuvor reinigte oder rein erhielt von Bosheit und Tücke? wie mag der ſich rühmen, er genieße wahrer Seligkeit, dem der Friede in der Bruſt fehlt, den der Richter im Innern verdammt? Nur ein Schein von echter Glückſeligkeit iſt da möglich, wo der Strahl des edlen Bewußtſeyns den Keim und die Saat der Freude und des Genuſſes nicht erwärmt und zur Reife bringt. *) Nicht minder wirklich und einleuchtend iſt die wechſelſeitige Beziehung zwiſchen dem Streben nach Glückſeligkeit und Wahrheit. Wann dringt des Forſchers Geiſt muthiger, friſcher und kräftiger in des Wiſſens Schooß, wenn ihm der Ehre, des Ruhmes und der Belohnung Palme winkt, oder wenn er ohne Hoffnung zu irgend einer ermunternden Freude auf dem einſamen Wege zum Sonnenberge der Wahrheit hinaufklimmt? was ſonſt half ſo manches kühne Werk der Wiſſenſchaft hervorbringen, was ſo viele Erfindungen aus dem Dunkel ans Licht fördern, als des Preiſes und der Dankbarkeit belohnender Kranz? Doch ſchon dieß Vergnügen, das aus dem Bewußtſeyn errungener Kenntniß, aus dem Gefühle neuerkannter Wahrheit entſpringt und mit der Vermehrung unſerer Einſicht in jeder Rückſicht ſo nothwendig verbunden iſt, wie der Beifall des Gewiſſens mit der guten, tugendhaften Handlung — dieſe unmittelbare Zufriedenheit, was iſt ſie Anderes, als ein Theil der Glückſeligkeit, was Anderes, als ein Tribut, gezollt der Realiſirung jenes Zweckes unſerer Natur?

Dieſelbe Verbindung des Wohlſeyns mit dem Trachten nach ſtets fortſchreitender Erkenntniß bewährt ſich

*) Pope a. a. O. ep. IV.

auch umgekehrt. Denn wann iſt die Empfindung der Seligkeit inniger, als wenn Bildung des intellectuellen Theils unſerer Natur uns über den eigentlichen Werth der Güter des Genuſſes aufgeklärt und belehrt hat? wann iſt wohl der Geſchmack irgend einer Freude feiner, erhöhter und angenehmer, als wenn alle unſere Gefühle durch die geiſtige Bildung ſelbſt veredelt und verfeinert ſind? wann endlich greift die Empfindung harmoniſch befriedigter Triebe und Neigungen inniger in unſer ganzes Leben hinein, wann beglückt die Ruhe und der Frieden, den geſtillte Bedürfniſſe erzeugen, holder und ſanfter, als wenn der Stern der Wahrheit und der Aufklärung heller niederſtrahlt und auch über dieſe Gegend in unſerm Daſeyn mildern Schein verbreitet? *)

Das Reſultat dieſes Kapitels möchte demnach als ſicher und wahr kurz in dieſen Worten ſich ausdrücken laſſen:

Glückſeligkeit oder Wohlſeyn überhaupt kündigt ſich in der menſchlichen Natur als Zweck an ſich, oder als Hauptzweck an, und der Menſch darf darnach ſtreben nach dem Geſetze der Harmonie unter der Leitung der Vernunft als nach einem beſondern, unmittelbaren Ziele, das für ſich in der Erlangung ſelbſt ein eigenes, wahres Gut darbietet. **)

*) Weitläuftiger wird unten über dieſe wechſelſeitige Verbindung der drei Hauptzwecke geredet werden. Was hier angeführt iſt, dient bloß zur Beleuchtung und Erörterung der gegenwärtigen Frage.

**) Cicero Tusc. quaest. l. II. c. 21 findet man ganz paſſende Regeln für dieſen Theil der Beſtrebungen. S. auch de fin l. IV.

Zweites Kapitel.

Erkenntniß der Wahrheit oder intellectuelle Bildung — Aufklärung iſt ein Hauptzweck des Menſchen.

In die Reihe der Zwecke an ſich oder der Hauptzwecke unſerer Natur und folglich unſerer Exiſtenz tritt zweitens auch das Streben nach Wahrheit oder nach Erhöhung, Bereicherung und Veredlung unſerer Erkenntniß überhaupt. Man könnte dieſen Zweig der Teleologie auch durch das Wort Aufklärung paſſend bezeichnen, und vielleicht ſogar am paſſendſten, in ſo fern nämlich darin eigentlich der Begriff von harmoniſcher, echter und zweckmäßiger Bildung der intellectuellen Seite in uns, oder des Erkenntnißvermögens, umfaßt wird. In der Geſchichte der Zwecklehre der menſchlichen Natur wird man finden, daß Glückſeligkeit faſt eben ſo oft unter die Hauptzwecke derſelben geſtellt, ja eben ſo häufig als das Höchſte, auf das ſich Alles beziehen ſollte, angeſehen wurde, wie die ſittliche Angelegenheit. Nicht ſo war es der Fall mit dem Intellectuellen oder der Bildung zur Wahrheit. Man betrachtete dieſelbe meiſtens nur in Beziehung auf die übrigen Hauptzwecke oder auch auf das höchſte Gut in dem Verhältniſſe der Subordination, ohne ihr eine Stimme für ſich zuzugeſtehen. Freilich wagte man es wohl ſelten, zu behaupten, daß Wahrheit kein herrliches Eigenthum in jedem Betracht für ihren Beſitzer gewähre, oder nur die lichtſcheuen Eulen unter den Menſchen, die gleichſam von Natur oder aus niederem Intereſſe der Finſterniß huldigen, möchten allenfalls auch das letzte mit bedenklichem Achſelzucken in Zweifel ziehn. Allein nie oder doch nur ſelten fand man ſich geneigt, in dieſem Eigenthume einen reichen Schatz

für ſich und unabhängig von andern Zwecken anzuerkennen; faſt immer ließ man die Wahrheit in die Dienſte der Tugend oder auch der Glückſeligkeit treten. Aufklärung, intellectuelle Vervollkommnung, ſollte jener wie dieſer bloß die Fackel vortragen, wie eine durchaus ſubordinirte Perſon beim etwaigen Triumpfzuge einer andern, welche in ſchwindelnder Höhe über ſie ſelbſt erhaben ſteht. *) Man geſtand und geſteht, was denn auch durchaus nicht zu verkennen iſt, daß mit jedem Gewinne im Fache der Erkenntniß auch meiſtens dort der Gewinn in gleichem Verhältniſſe ſteige; man merkt wohl, daß jeder neue Schritt vorwärts auf dem Felde der Einſicht auch im Gebiete jener weiter bringt; daß jeder junge Funken der Aufklärung auch dort größere Wärme und helleres Licht ſchafft. So dringt man denn auf intellectuelle Bildung ſchon zu Gunſten der anderweitigen, als für ſich beſtehend wirklich anerkannten Angelegenheiten, weil deren Realiſirung mit Hülfe der geiſtigen Kultur ſelbſt ſicherer von ſtatten gehen muß. Daher fordert man, der Menſch ſoll aus der Rohheit ſeiner Natur ſich hervorarbeiten, ſoll ſein intellectuelles Seyn veredeln und durch Kultur der desfalſigen Anlagen den Schatz der Kenntniſſe bereichern, die Unwiſſenheit verbannen, den Irrthümern wehren. Fragt man aber warum und wozu? ſo erhält man zur Antwort, weil dadurch die moraliſche Bildung ſichtbar gewinne oder auch die Summe der Glückſeligkeit vermehrt werde; ſelten aber hört man, weil Wahrheit an ſich ein Gut des Menſchen, ihr Beſitz ein unabhängiges, freies, für ſich herrliches Eigenthum aus-

*) So ſcheint Kant, Metaphyſik der Sitten S. 15 und 23, wie auch ſonſt aus ſeinen Lehren ſich ergibt, dieſe bloße Dienſtbarkeit der intellectuellen Natur vorzüglich zu begünſtigen.

mache. Allein ſo ſollte man nicht ſprechen. Denn iſt es gleich unleugbar gewiß und wegen der oben ſchon zwar nur im Allgemeinen, berührten Harmonie, der natürlichen Verbindung und wechſelſeitigen Einwirkung der verſchiedenen Zwecke untereinander im gewiſſen Sinne nothwendig, daß die Aufklärung oder eigentlich intellectuelle Bildung vortheilhaft einſließt auf Seligkeit und Moralität; iſt es offenbar, daß durch ſie die Pflichten beſſer erkannt, manche Intereſſen der Sittlichkeit deutlicher und richtiger aufgefaßt werden, und demnach mehr Gewinn für die Tugend ſelbſt zu hoffen ſteht; iſt es nicht zu verkennen, daß das Gefühl des Vergnügens an dem Strahle der Aufklärung mehr Stärke und inneres Leben gewinnt, daß die Blume der Freude in ihrer Frühlingsſonne munterer und ſanfter aufblüht; daß endlich die verſchiedenen Bedürfniſſe ſelbſt durch ſie an leichterer Befriedigung gewinnen und vor anarchiſcher, zerſtörender Verwirrung und Wuth gegen einander bewahrt werden: ſo tritt nichts deſto weniger die Forderung laut hervor, Wahrheit müſſe als Zweck an ſich betrachtet und als ſolcher verwirklicht, Aufklärung müſſe als ein Gut von eignem Werthe und Gehalt für frei und unabhängig erklärt und als etwas Selbſtſtändiges zum Ziele unſers Strebens gemacht werden. Intellectuelle Bildung oder Erhöhung, Erweiterung und Veredlung unſerer Erkenntniß iſt ein Hauptzweck der menſchlichen Natur, der aus ihr in dieſer Eigenſchaft ſich ableiten und beweiſen läßt, ſie iſt ein integrirender Theil der menſchlichen Beſtimmung. Denn Jeder findet in ſich ſelbſt ein dringendes Bedürfniß nach Erkenntniß und beſtändiger Erweiterung derſelben. Dieſem Bedürfniſſe, das in der Eigenſchaft eines Poſtulats ſo gewiß und offenbar ſein Daſeyn verräth, daß es Anerkennung gleichſam erzwingt, entſprechen in unſerm Weſen Anlagen, wodurch für

ſeine Befriedigung allerdings geſorgt werden kann. Wir beſitzen ein Wahrnehmungsvermögen, wodurch Stoff zur Kenntniß in jedem Augenblicke zugeführt wird; wir beſitzen Verſtand, Denkkraft, welche denſelben weiter verarbeitet und Wahrheit aus den verſchiedenen Vorſtellungen erzeugt. Die Außenwelt bietet tauſendfache Gelegenheit dar, ſtets neue Kenntniß zu erhalten, immer andere Erfahrungen zu den ſchon vorhandenen hinzuzufügen. Die innere Welt ſelbſt aber, wenn durch jene in ihr einmal etwas Licht gedrungen iſt, gibt reiche Schätze dieſer Art. Durch Vergleichen, Trennen, Zuſammenſetzen gehen ſodann unzählige neue Begriffe, neue Ideen hervor, welche das Reich der Wahrheit und Kenntniß auf vielartige Weiſe vermehren. Endlich iſt das Gedächtniß immer bereit, Alles, was zu feſter Erkenntniß gediehen iſt, in ſich aufzunehmen und wie in einer Rüſtkammer zu neuer Verarbeitung oder ſonſtigem Gebrauche treu zu bewahren. (S. 1ſtes Buch.)

Was aber am meiſten für die Selbſtſtändigkeit der Kenntniß ſpricht, iſt offenbar das eigene Gefühl der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, der Zuſtand der Ruhe oder Unruhe, welcher jedesmal in uns entſteht, wenn irgend eine erſtrebte Wahrheit erkannt oder nicht erkannt wird, irgend eine Forſchung gelingt oder nicht gelingt, irgend ein Zweifel gelöſt oder nicht gelöſt wird. Sind die Begriffe in unſerer Seele deutlich und richtig, herrſcht unter ihnen eine gehörige Verbindung, lebt feſte Ueberzeugung in dem, was man als wahr anerkennt, iſt endlich gleichförmige Klarheit in dem ganzen Zuſammenhange des Wiſſens: ſo tritt auch größere Heiterkeit in das Gemüth, ſtillere Ruhe beſeligt den Geiſt, der Widerſpruch weicht und mit ihm ſchwindet das Mißvergnügen, das er erzeugte. Iſt dagegen nur halbe Kenntniß vorhanden, oder herrſcht Dunkelheit in der Verknüpfung der Ideen und Begriffe; ſind

die Zweifel nicht genug niedergeſchlagen, oder endlich, will es dem Bemühen und Forſchen nicht gelingen, den erwünſchten Aufſchlüß zu erhalten; ſo wird auch keine wahre Zufriedenheit, keine lichte Heiterkeit die Seele erfüllen. *)

Wozu aber dieſer Forſchungstrieb nach der höchſten Erkenntniß in unſerer Vernunft, wozu dieſes Hinarbeiten nach ſtets neuer Einſicht, das ſich in uns regt, ſobald die geiſtigen Anlagen und Kräfte ſich zu entwikkeln anfangen; wozu endlich dieſes ſorgfältige Aufbewahren der ſchon erworbenen Kenntniſſe durch das Vermögen des Gedächtniſſes? Sollte dieſes Mühen der intellectuellen Natur bloß zu fremdem Vortheile hinzielen; ſollte dieſes Trachten und Ringen nach ſtets hellerer Einſicht und erweiterter Wahrheit nur im Dienſte anderer Zwecke ſtatt finden, um deren Intereſſen mehr zu befriedigen und zu befördern? Gewiß nicht, ſondern weil hier ein eigenes hohes Intereſſe ſpornt, weil ein ſelbſtſtändiges Ziel reizt, weil ein unbedingter Zweck zum Wirken und zur Thätigkeit auffordert, darum in uns das rege Streben nach Wahrheit, darum in uns das nie ermüdete Forſchen nach dem Verborgenen, darum das Langen und Sehnen nach dem Lichte, was die Finſterniß zu verſcheuchen und der Aufklärung milden Tag heraufzuführen vermag. Oder ſollte umſonſt die Stimme des Widerſpruches ſo laut das Mißvergnügen in uns aufwecken, wenn das gehoffte Licht nicht erfolgen, wenn der erſehnte Tag nicht aufgehen mag; ſollte vergebens ſo mächtig die Unzufriedenheit und Unruhe in unſerer Seele herrſchen, wenn die gewünſchte Kenntniß ausbleibt, die verlangte Belehrung uns nicht zu Theil wird? Sollte eine bloß fremde Angelegenheit einen Trieb ſo ſehr bewegen,

*) Garve, Anmerk. zu den Pflichten, Th. II. S. 56.

ſollte ein Diener ſo eifrig, ſo ſorgfältig die Sache eines Herrn, dem er nur nur nach Willen ſeyn muß, betreiben? Was bloß gehorcht, ſtrebt nie ſo raſch und thätig; was nur für Andere in Abhängigkeit, nie für eigene Zwecke nach freier Willkür ſich bemüht, eilt nie ſo friſch zum Werke, fühlt nie der Begeiſterung ſchaffenden, belebenden Drang. *)

Was uns die Betrachtung unſerer Natur in ihrem Weſen offenbart, dem gibt auch hier wieder die Erfahrung das Gepräge der Wahrheit. Man beobachte Jeden in ſeinem Leben und Seyn, immer wird man finden, daß er trotz ſeiner andern noch ſo mannichfaltigen, noch ſo verſchiedenartigen Verrichtungen doch den Trieb, beſtändig etwas Neues zu erfahren, nicht bergen kann. Auch der gemeinſte Menſch wünſcht Aufklärung über dieſes und das, ohne daß man gerade nachweiſen möchte, in welcher, oft auch nur geringſten und fernſten, Beziehung die jedesmalige Kenntniß mit den Zwecken Glückſeligkeit oder Sittlichkeit ſtehe. Faſt Keiner, wenn ihn die Natur nicht durchaus mit Stumpfſinn ſtempelte, iſt gleichgültig gegen neue Einſichten und vorhin noch nicht erkannte Wahrheiten. Das Kind, wenn die Vernunft in ihm nur noch im Morgenſcheine aufdämmert, wie der hocherleuchtete Weiſe, der Wilde an Grönlands rauher Küſte, dem noch nicht die Bildung das Dunkel hellte wie der gelehrte Bürger Europa's, der ſtolz von ſeines Wiſſens Sonnenwagen hinabſchauet — Alle wünſchen ſie gleich eifrig und gleich ſehnlich, ſtets neue Schätze zu den vorhandenen in ihrem Geiſte niederzulegen, leere Stellen durch irgend eine

*) Cicero ſcheint gleicher Meinung geweſen zu ſeyn, wenn er ſagt: Inprimisque hominis est propria veri inquisitio atque investigatio. Offic. l. I. c. 4. Vorzüglich aber ebendaſ. l. I. c. 6.

Kenntniß auszufüllen. Darum denn auch bei Vielen der Glaube eine ſo wichtige Rolle ſpielt, weil er der Stellvertreter der geſuchten Wahrheit iſt, welche man entweder nicht zu entdecken vermag, oder (beinahe ein Widerſpruch in ſich ſelbſt) aus Arbeitsſcheue nicht gar fleißig erforſchen will. Hier iſt nun wenigſtens ein Surrogat ſehr willkommen, wo das Selbſt und Eigentliche nicht zu erreichen iſt; und ſo faßt man aus Noth oder aus Bequemlichkeit des Glaubens immer bereite Hand. Dieſer Trieb nach Wiſſen iſt ſo ſtark, regt ſich ſo kräftig, daß man ſelbſt dasjenige, was ein weiſer Gott mit ewiger Nacht zu verhüllen ſcheint, wo nicht erfahren, doch wenigſtens ahnen will. Ja, je größer die Schwierigkeit iſt, welche das Streben aufhält, je wunderbarer das Verborgene vorſchwebt, deſto mehr wird der Eifer darnach entflammt, die Aufmerkſamkeit für jeden hervorblitzenden Funken deſto angeſtrengter geſpannt. *)

Auch folgender Umſtand ſcheint für die Selbſtſtändigkeit des Wahrheitsgefühles zu reden, daß der Menſch hier eben ſo, wie bei der Sittlichkeit, wenigſtens den Schein des Wiſſens zu behaupten ſtrebt. Niemand will ſich ſeine Unwiſſenheit, Niemand ſeine Dummheit zum Vorwurfe machen laſſen, ſo wenig als er ſich einen Sünder und Böſewicht ſchelten hören mag. Woher aber dieſe Aengſtlichkeit, wozu dieſe Sorgfalt? Doch wohl nicht, weil ein fremdes Intereſſe in unſerer Natur gefährdet werden möchte? — Sicher nicht, ſondern nur daher kann dieſes befriedigend erklärt werden, daß Jeder ſchon durch ein beſonderes Intereſſe der Einſicht, durch eine verborgene Kraft getrieben wird, der Wahrheit, der Aufklärung und Kenntniß

---

*) Garve a. a. O. Th. II. S. 50 ff.

ſollte ein Diener ſo eifrig, ſo ſorgfältig die Sache eines Herrn, dem er nur nur nach Willen ſeyn muß, betreiben? Was bloß gehorcht, ſtrebt nie ſo raſch und thätig; was nur für Andere in Abhängigkeit, nie für eigene Zwecke nach freier Willkür ſich bemüht, eilt nie ſo friſch zum Werke, fühlt nie der Begeiſterung ſchaffenden, belebenden Drang. *)

Was uns die Betrachtung unſerer Natur in ihrem Weſen offenbart, dem gibt auch hier wieder die Erfahrung das Gepräge der Wahrheit. Man beobachte Jeden in ſeinem Leben und Seyn, immer wird man finden, daß er trotz ſeiner andern noch ſo mannichfaltigen, noch ſo verſchiedenartigen Verrichtungen doch den Trieb, beſtändig etwas Neues zu erfahren, nicht bergen kann. Auch der gemeinſte Menſch wünſcht Aufklärung über dieſes und das, ohne daß man gerade nachweiſen möchte, in welcher, oft auch nur geringſten und fernſten, Beziehung die jedesmalige Kenntniß mit den Zwecken **Glückſeligkeit** oder **Sittlichkeit** ſtehe. Faſt Keiner, wenn ihn die Natur nicht durchaus mit Stumpfſinn ſtempelte, iſt gleichgültig gegen neue Einſichten und vorhin noch nicht erkannte Wahrheiten. Das Kind, wenn die Vernunft in ihm nur noch im Morgenſcheine aufdämmert, wie der hocherleuchtete Weiſe, der Wilde an Grönlands rauher Küſte, dem noch nicht die Bildung das Dunkel hellte wie der gelehrte Bürger Europa's, der ſtolz von ſeines Wiſſens Sonnenwagen hinabſchauet — Alle wünſchen ſie gleich eifrig und gleich ſehnlich, ſtets neue Schätze zu den vorhandenen in ihrem Geiſte niederzulegen, leere Stellen durch irgend eine

*) **Cicero** ſcheint gleicher Meinung geweſen zu ſeyn, wenn er ſagt: Inprimisque hominis est propria veri inquisitio atque investigatio. Offic. l. I. c. 4. Vorzüglich aber ebendaſ. l. I. c. 6.

Kenntniß auszufüllen. Darum denn auch bei Vielen der Glaube eine ſo wichtige Rolle ſpielt, weil er der Stellvertreter der geſuchten Wahrheit iſt, welche man entweder nicht zu entdecken vermag, oder (beinahe ein Widerſpruch in ſich ſelbſt) aus Arbeitsſcheue nicht gar fleißig erforſchen will. Hier iſt nun wenigſtens ein Surrogat ſehr willkommen, wo das Selbſt und Eigentliche nicht zu erreichen iſt; und ſo faßt man aus Noth oder aus Bequemlichkeit des Glaubens immer bereite Hand. Dieſer Trieb nach Wiſſen iſt ſo ſtark, regt ſich ſo kräftig, daß man ſelbſt dasjenige, was ein weiſer Gott mit ewiger Nacht zu verhüllen ſcheint, wo nicht erfahren, doch wenigſtens ahnen will. Ja, je größer die Schwierigkeit iſt, welche das Streben aufhält, je wunderbarer das Verborgene vorſchwebt, deſto mehr wird der Eifer darnach entflammt, die Aufmerkſamkeit für jeden hervorblitzenden Funken deſto angeſtrengter geſpannt. *)

Auch folgender Umſtand ſcheint für die Selbſtſtändigkeit des Wahrheitsgefühles zu reden, daß der Menſch hier eben ſo, wie bei der Sittlichkeit, wenigſtens den Schein des Wiſſens zu behaupten ſtrebt. Niemand will ſich ſeine Unwiſſenheit, Niemand ſeine Dummheit zum Vorwurfe machen laſſen, ſo wenig als er ſich einen Sünder und Böſewicht ſchelten hören mag. Woher aber dieſe Aengſtlichkeit, wozu dieſe Sorgfalt? Doch wohl nicht, weil ein fremdes Intereſſe in unſerer Natur gefährdet werden möchte? — Sicher nicht, ſondern nur daher kann dieſes befriedigend erklärt werden, daß Jeder ſchon durch ein beſonderes Intereſſe der Einſicht, durch eine verborgene Kraft getrieben wird, der Wahrheit, der Aufklärung und Kenntniß

*) Garve a. a. O. Th. II. S. 50 ff.

ein mehr als gemeines Anſehn zuzutheilen, einen mehr als bloß ſubordinirten Rang zu zuerkennen. Man fühlt es, auch dieſem Theile unſerer Natur gebührt eine höhere Würde, als die des bloßen Dienſtes, auch er wird von der Vernunft, als edlern Urſprungs, für vortrefflich, für herrlich an ſich und durch ſich anerkannt, wie ihn das ewig rege Bedürfniß, ſo tief in uns gegründet, laut dafür erklärt.

Endlich ſtimmt auch die Außenwelt mit ihren Ereigniſſen und Gegenſtänden aller Art in das Urtheil ein, was unſer inneres Bewußtſeyn fällt. Alles iſt lehrreich für uns, Alles fordert uns auf zu ſtetem Forſchen, Alles weckt die noch ſchlummernde Kraft zu raſcher Thätigkeit, oder reizt die bereits erwachte zu noch größerer Wirkſamkeit. Die unzähligen Begebenheiten, welche ſich drängen, die ewig wechſelnden Veränderungen, welche in tauſend Scenen vor den aufmerkſamen Blick geführt werden, reißen das Forſchen hin, ſpornen das Bemühen im Reiche der Unterſuchungen und Erfindungen. Dieſem nimmer raſtenden Auffluge vermag auch keine Periode des Lebens die Grenze vorzuziehen, ſelbſt nicht des Todes gewaltiger Arm ſcheint ihn hemmen zu können. *) Ja der Böſewicht hängt noch an dieſer Liebe für das Wahre, und ſo wie er nie der Tugend Ruf ganz unbeachtet laſſen kann, eben ſo wird er auch der göttlichen Wahrheit Winken nicht überall entgehen können.

Sollte aber dieſes Alles nicht mit Gewalt zur Ueberzeugung hinreißen? ſollten dieſe Betrachtungen, dieſe Gründe nicht jeden Zweifel ſchnell löſen und zum Geſtändniß nöthigen, daß auch Wahrheit Werth an

*) Herder's Briefe zur Beförd. der Human. 2te Samml. S. 112 ff.

ſich hat, daß nach ihr der Menſch ſtreben muß und darf ihrer ſelbſt wegen, daß ſie Hauptzweck iſt, nicht bloß Mittel, daß ſie zu unſerer Beſtimmung mit der Firma höherer Würde tritt, nicht um zu dienen allein, ſondern um Dienſt zu fordern, nicht um ſich als Stütze bloß darzubieten, ſondern um in Harmonie und Gleichheit der Rechte ihr eigenes Anſehn zu beweiſen? Darum aber ſoll die Wahrheit (als gleichbedeutend mit Erkenntniß überhaupt) nie zu vorlaut ſich erheben, nie es verſuchen, auf der übrigen Zwecke Koſten ihr Gebiet zu erweitern oder ihre Erhöhung und Veredlung zu fördern. Das würde dem ewigen, nothwendigen, nie zu verletzenden Geſetze der Ordnung und Uebereinſtimmung, welche bei der Bildung und Vervollkommnung der menſchlichen Natur ſtets herrſchen ſoll, entgegenſtreben, und nicht Veredlung ſondern Verderbniß für des Menſchen Beſtimmung zu nennen ſeyn. Wahre Aufklärung, als ein Hauptzweck in unſerm Daſeyn, thut nie Rieſenſchritte, wodurch ſie, alle fremde Rechte verachtend, vorwärts eilen möchte; ſie ſieht ſich oft nach einem Ruhepunkte um, von da ihre Bahn zu überſchauen, und mit der, welche ihre Schweſtern, Glückſeligkeit und Sittlichkeit, machen, zu vergleichen. Sie ſtrebt nie nach übermäßigem Gebiete, nie nach unförmlicher Herrſchaft, ſondern arrondirt, wo fremde Souverainität dazu die Einwilligung gibt; ſie ſchiebt nie zu weit ihr eigenes Intereſſe vor, ſondern fragt beſtändig erſt das Recht der andern Mächte, in wie fern ihr Intereſſe durch das eigene ſich beſchränken läßt. Endlich, echte Aufklärung, wahre intellectuelle Bildung verliert nie den Mittelpunkt, in dem alles Streben der menſchlichen Natur ſich freundſchaftlich einen und ſo mit verdoppelter Kraft die Menſchenwürde zum gemeinſchaftlichen Ziele der Humanität führen muß. Wird dieſe Harmonie ge-

ſtört, ſey es daß man zu lau der Wahrheit huldiget und dagegen der Unwiſſenheit fröhnt; ſey es, daß man über dem Trachten nach Kenntniß und Wiſſenſchaft andere Berufspflichten unerfüllt läßt und dem Wiſſen wie einem Götzen opfert — ſo rächt ſich die ewige Göttin der Ordnung ſelbſt. Daher ſcheint es einer Seits zu kommen, daß Irrthum eben ſo hart, ja oft noch härter büßen muß, wenigſtens in der Gegenwart, als die Sünde; daß Thorheit, als Tochter der Unwiſſenheit und des Mangels an Aufklärung, eben ſo traurige Folgen in der Welt der Wirklichkeit nach ſich zieht, als ſelbſt das Laſter. Was hier aber Strafe genannt wird, wird dort Zurechtweiſung zur Ordnung ſeyn; was hier Büßung heißt, iſt dort eine nothwendige Maßregel zur Erhaltung des Einklanges im All. Daher ſcheint es aber auch zu kommen, daß auf der andern Seite eben ſo die Uebertreibung oder Ueberbildung ihre Uebel ſich ſelbſt bereitet. Auch ſie führt, wie die Unwiſſenheit zur Thorheit hin, und theilt demnach ihre Folgen; auch für ſie gibt es Demüthigungen und andere bittere Empfindungen, die zur Einſchränkung und zur Erhaltung der Mäßigkeit ihr zugeſellt wurden. *)

Aus Allem ſcheint nun wol auch für dieſen Theil folgendes Reſultat ſich zu ergeben:

Kenntniß, Aufklärung, intellectuelle Bildung, oder Wahrheit überhaupt, ſpricht ſich

*) Dieſe zwei Abweichungen in Rückſicht der intellectuellen Bildung führt auch Cicero an. De offic. l. I. c. 6, wo es heißt: In hoc genere (sc. veri cognitione) et naturali et honesto duo vitia vitanda sunt: unum ne incognita pro cognitis habeamus — — — — alterum est vitium, quod quidam nimis magnum studium multamque operam in res obscuras etc. conferunt etc.

in der menſchlichen Natur als Zweck an ſich, als Hauptzweck und als Theil der höheren Würde des Menſchen aus; dieſer darf darnach ſtreben unter dem Geſetze der Harmonie als nach einem beſondern unabhängigen Ziele, das für ſich in der Wahrheit ein eigentliches Gut darbietet. *)

Drittes Kapitel.

Sittlichkeit oder Tugend iſt ein Hauptzweck des Menſchen.

Kräftig und entſchieden kündiget ſich endlich auch die Sittlichkeit oder Tugend als Hauptzweck des menſchlichen Daſeyns an. Sie theilte mit der Glückſeligkeit darin gleiches Schickſal, daß ſie bald als eigentlicher, weſentlicher Theil unſerer Beſtimmung ganz allein anerkannt, bald aber auch als bloß untergeordnet aus der Reihe der Hauptzwecke verwieſen wurde. Die Syſteme der Philoſophen faſt aller Zeiten drehten ſich in praktiſcher Hinſicht um dieſe beiden Behauptungen. Daher ſtellte Der die Glückſeligkeit,

---

*) Ueber das Bedürfniß nach Erkenntniß der Wahrheit findet man viel Treffliches: Feder über den menſchlichen Willen, allg. prakt. Philoſ. S. 40 ff. J. M. Sailer Grundlehren der Relig. S. 28 ff. Ebendeſſelben Vernunftlehre ꝛc. ꝛc. S. 195 ff. Lueder, Kritik der Statiſtik und Pol. §. 774, §. 775. J. L. Ewald Menſchenbeſt. u. Lebensgen. S. 21 ff. Garve a. a. O. S. 50 ff. Sehr viel Brauchbares und Richtiges findet man in dem Werke: Ueber ſpekulative Philoſophie von Joh. Fr. Zöllner. Berlin 1789.

Jener die Sittlichkeit als das höchſte Ziel des Beſtrebens für den Menſchen auf. Eudaimonismus war faſt beſtändig mit dem Purismus im Streite um den Vorzug, als einziger Endzweck des praktiſchen Bemühens betrachtet zu werden. Auf welcher Seite zu jeder Zeit der Sieg geweſen iſt, kann hier nicht wohl weiter erörtert werden. Im Ganzen ſcheint wohl der Sittlichkeit der Vorzug der Würde zugetheilt zu ſeyn, während die Meiſten der gefälliger reizenden Glückſeligkeit als Norm des Handelns folgen zu müſſen glaubten. Von dieſer ſich ſo leicht einſchmeichelnden Gefälligkeit kommt es auch, daß vom Ariſtipp der Griechen, dem Erſten, der als Princip des praktiſchen Lebens das Wohlſeyn aufſtellte, bis auf den Helvetius der Franzoſen herab die Zahl der feinen und groben Eudaimoniſten ſo groß war, indeß daß des Plato und Ariſtoteles Lehre ſo wie die eines Schaftesbury's und Kant's mehr Bewunderer als echte Anhänger und thätige Freunde fand. *)

Ohne nun hier den Streit willkürlich oder durch einen Machtſpruch entſcheiden zu wollen, wozu ich theils nicht die Weihe der Kraft in mir verſpüre, theils auch mich ſchon wegen des möglichen Irrthums in einer ſo

*) Es iſt mir nicht unbekannt, daß die Peripatetiker und Akademiker den Eudaimonismus des Epikur's und den Purismus der Stoa zu vereinigen ſtrebten; daß ſelbſt Kant die Rückſicht auf Glückſeligkeit bei aller puriſtiſchen Strenge nicht ausſchloß: allein nirgend machten jene wie dieſer die Glückſeligkeit zu einem Gute des Menſchen, das für ihn an ſich gleich hoch ſteht, gleich weſentlich zu ſeiner Natur gehört, gleich ſelbſtſtändiger, unabhängiger Zweck derſelben iſt, und daß die höhere Natur überhaupt darin beſteht, ob einer glücklich, aufgeklärt und ſittlich zu ſeyn ſtrebt, aus Einſicht und freier Thätigkeit in ſteter Harmonie dieſer Zwecke.

ſtreitigen Sache nicht für befugt halten kann, will ich nur meine unmaßgebliche Ueberzeugung ausſprechen. Am zuträglichſten ſcheint es mir, man beobachte in dieſem Kampfe der Intereſſen in der menſchlichen Natur, wie überall, das cuique suum. Für die Eudaimonie iſt ſchon oben in ſo weit das Wort geredet worden, als ſolches ohne Kränkung fremder oder anderweitiger Rechte geſchehen konnte. So iſt ferner der Wahrheit die ihr gebührende Würde zuerkannt, und es bleibt nur noch übrig, auch für die Sittlichkeit in Betreff ihrer Forderung, als integrirender Theil der menſchlichen Beſtimmung oder als Hauptzweck in der Reihe der übrigen angeſehen zu werden, die Auseinanderſetzung und Darſtellung ihrer Anſprüche und Befugniſſe kurz zu vollenden.

Wer mit der Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit bekannt iſt und den Menſchen ſelbſt in ſeinem lebendigen, thätigen Seyn mehr als gewöhnlich beobachtet, dem wird es nicht verborgen bleiben, daß faſt Alle, ſelbſt die lauteſten Eudaimoniſten, durch eine innere Nöthigung getrieben wurden, der Tugend an ſich einen ganz vorzüglichen Rang zuzugeſtehen, ſie nicht ſo im Herzen der Glückſeligkeit unterzuordnen und von ihr abhängig zu machen, wie es im Syſtem geſchah. Das Sittlichgute an ſich, der Unterſchied des Rechts und Unrechts, die Idee der Pflicht ſind ſo tief und zugleich ſo rein in unſerm Weſen gegründet und darin verflochten, daß man dieſen ungetrübten, höheren Urſprung in der That nie verkannte, wenn gleich die Vernunft eben dadurch, daß ſie ſich von der Rückſicht auf die Stimme der Natur bei ihren Spekulationen losſagte, oft in den Reſultaten ihrer willkürlichen Forſchungen, mit ſich gleichſam im Widerſpruche, das Gegentheil zu zeigen ſchien.

Die Möglichkeit aller Moralität und Tugend beru=

het auf der Selbſtſtändigkeit unſerer Vernunft und der Freiheit des Willens. Jene gibt aus eigener Macht die Geſetze des Thuns, und dieſer gehorcht ungezwungen, indem er frei zur Erfüllung oder Nichterfüllung des moraliſchen Gebotes ſich beſtimmt. Allgemein, in jedes Sterblichen Gemüthe lebt dieſes Gefühl der Freiheit, noch von keiner Vernunft begriffen, noch von keinem endlichen Verſtande enträthſelt. Aber dennoch iſt es vorhanden, und das Bewußtſeyn eines Jeglichen gibt davon die einzig ſichere Kunde. Es bezweifeln wollen, hieße alſo an ſeinem Bewußtſeyn, folglich an allem Denken, an allen Akten unſers Geiſtes ſelbſt zweifeln. Durch dieſes unmittelbare Gefühl, das durchaus Jeden beſeelt und in ihm die Idee des Guten, wie der Pflicht im Bunde mit der Vernunft geſtaltet, das ihn den Unterſchied des Böſen, des Unerlaubten, des Unrechts von dem Guten, dem Rechten und Erlaubten empfinden und bemerken läßt, werden wir genöthiget, die Veredlung unſerer ſittlichen Natur der Sittlichkeit ſelbſt wegen zu befördern. *)

---

*) Ueber das moraliſche Gefühl und wie es mit der Vernunft zugleich die Idee des Sittlichguten bildet, ſ. unten in der Nomologie, wo auch mehrere Schriften darüber angeführt ſtehn. Hier nur folgende Stellen im voraus: Cicero de fin. l. V. c. 14. Bouterweck, a. a. O. Thl. II. S. 33. §. 20. Schulze, Encyclopäd. der philoſ. Wiſſenſch. §. 35. Ewald Menſchenbeſtimmung ꝛc. Thl. I. S. 86 ff. Platner, Aphorismen, Thl. II. S. 72 — 94. Und Paulus, Röm. K. II. V. 12 — 17. — Freilich iſt auch das Gefühl des Schönen unleugbar ein unabhängiges, urſprünglich mit dem des Wahren und Guten zugleich in uns vorhandenes Gefühl, allein einzig nur Empfindung. Es ſteht mit der Vernunft ſeiner Natur nach nicht in Verbindung und bildet keinen eigenen Zuſtand in uns, ſo daß es als ein beſonderer Theil unter den Hauptzwecken dürfte betrachtet werden. Der Hauptzweck

Aber eben wegen dieſer deutlichen, kräftigen Ankündigung des Moraliſchen haben ſchier Alle, welche es als etwas Vortreffliches an ſich, als ein Gut von unbedingtem Werthe, kurz als eigenen, ſelbſtſtändigen Zweck der menſchlichen Natur anerkannten, daſſelbe, wie ſchon bemerkt iſt, zu hoch erhoben. Denn faſt immer ſtellten ſie es auf den oberſten Gipfel, wo es nicht etwa bloß als beſonders wichtig, ſondern als das einzig Wichtige, einzig Hohe, ja als das Höchſte mit unumſchränkter Gewalt erſcheinen mußte. Sie gaben ihm nicht bloß einen ſolchen Vorzug, wie er in einer nicht unumſchränkten, freien Staatsverfaſſung dem Erſten unter den Gleichen (primo inter pares) ertheilt wird, wo noch immer Jeder Souverain bleibt und frei ſeine Rechte ausübt; ſondern ſie legten ihm ſo viele Gewalt und ein ſolches Anſehn bei, daß jene genannten Zwecke wie am Fuße des Throns ganz im Schatten ſtanden, und nur von der Gunſt des alleroberſten, im Vergleich mit dem ſie durchaus abhängige Unterthanen ohne Stimme und eigenes Recht ſeyn mußten, einigen Werth und Glanz hoffen durften. Al=

---

aber, auf den es ſich vorzüglich bezieht und wodurch es in die edlere Natur, als welche darin beſteht, daß in ihr Hauptzwecke mit Bewußtſein und einer höhern Weltordnung gemäß ſelbſtſtändig realiſirt werden, allererſt eintritt, iſt die Glückſeligkeit. Denn zu ihr gehört, wie oben angeführt iſt, Alles, was in der weiteſten Bedeutung Sinnlichkeit genennt wird, folglich alle Gefühle als ſolche, die ebenfalls in ſo fern insgeſammt zur höhern Natur gehören, als ſie mit Abſicht und vernünftig einer unſichtbaren Weltordnung gemäß befriediget werden. Indeß wegen der Wichtigkeit dieſer Anlage in uns wird darüber in einer beſondern Abhandlung unten weiter geredet werden. S. 2. Ab. b. 2. K. 4.

lein dieſe übermäßige Erhebung kann nicht gebilliget und als gerecht angeſehen werden; nicht etwa, als dürfte das Sittliche an ſich auf eine ganz beſondere Verehrung keinen Anſpruch machen, ſondern nur aus dem Grunde, daß man es auf Koſten fremder Zwecke ſo überaus erhöhet. Es wird immer wahr bleiben, ſo wie es Jeder als wahr zugeſtehen muß, der ſein Bewußtſeyn nicht verleugnen will, daß Tugend eine ganz vortreffliche Würde beſitzt, ja daß man ſie das Vortrefflichſte in der menſchlichen Natur nennen müßte, könnte es in ihr unter den drei Hauptzwecken an ſich oder abſolut ein Vortrefflichſtes geben. Dieſe Natur iſt vielmehr ſelbſt in ihrem ganzen Umfange das Vortrefflichſte der Menſchheit, in ſo fern ſie einer höhern Weltordnung gemäß in Abſicht auf ihre Hauptzwecke harmoniſch und mit freier Vernunftthätigkeit veredelt wird. Alſo auch Sittlichkeit im Menſchen, mag man ihr immer einen beſondern Rang einräumen und ſie einer höhern Achtung würdig halten, wird doch ſtets dem nothwendigen, allgemein gültigen Geſetze der Harmonie ſich fügen müſſen. Glückſeligkeit, Wahrheit, werden neben ihr, nicht unter ihr ihre Stelle einnehmen, und das Streben nach beiden, wird, wie das nach der Tugend, ein Streben nach einem Gute an ſich ſeyn, das gleiche Rechte, gleich freie Richtung erheiſcht. Es zu Gunſten der Tugend einſchränken wollen, wo dieſe es nicht vernünftig fordern kann, und wo dadurch die urſprünglichen Rechte jener verletzt und ihr Anſehen als Hauptzwecke beeinträchtiget werden müßte, hieße gar nicht mehr der Tugend huldigen. Denn man würde gegen die eigentlich höhere Natur fehlen, als welche in der ſelbſtbeförderten Uebereinſtimmung und dem Einklange des Ganzen ſich nur offenbart, und durch deren fortgeſetzte Veredlung in dieſem Sinne auch die Tugend erſt für den Menſchen eine wahre Bedeutung

erhält. Die Tugend würde bei einer ſolchen ungerechten Anmaßung egoiſtiſch erſcheinen, indem ſie nur für ihr Intereſſe Sorge und Beachtung verlangte, da doch alle drei Hauptzwecke in einem wechſelſeitigen Einfluſſe des Gebens und Empfangens ſtehen. Denn das Veredlen unſerer ſittlichen Natur wirkt wohlthätig auf die Beförderung des ganzen Wohlſeyns, ſo wie es auch dem Streben nach Wahrheit Schwung und größere Bedeutſamkeit mittheilt. Aber es darf auch nicht überſehen werden, wie ſehr die moraliſche Angelegenheit trotz ihres Spendens und Gebens hinwieder von jenen Beiden annimmt, und durch ſie an Stärke, Umfang und ſelbſt an Anmuth gewinnt, wie die vorhergehende Darſtellung beweiſet.

Aus dem Geſagten würde denn das dritte Reſultat ſich ergeben:

Sittlichkeit, Tugend oder moraliſche Bildung kündiget ſich in der menſchlichen Natur als Zweck an ſich, oder als Hauptzweck und integrirender Theil der Beſtimmung des Menſchen an; dieſer darf und ſoll darnach ſtreben als nach einem beſondern, unabhängigen Ziele, das für ſich ein Gut von eigenem, unbedingtem, beſonders vortrefflichem Werthe in dem Sittlichen darbietet, doch mit ſteter Hinſicht auf das Geſetz der allgemeinen Harmonie und mit beſtändiger Wahrnehmung einer höheren Weltordnung in dieſer höchſtmöglichen Uebereinſtimmung der Geſammtheit der Zwecke des menſchlichen Daſeyns.

lein dieſe übermäßige Erhebung kann nicht gebilliget und als gerecht angeſehen werden; nicht etwa, als dürfte das Sittliche an ſich auf eine ganz beſondere Verehrung keinen Anſpruch machen, ſondern nur aus dem Grunde, daß man es auf Koſten fremder Zwecke ſo überaus erhöhet. Es wird immer wahr bleiben, ſo wie es Jeder als wahr zugeſtehen muß, der ſein Bewußtſeyn nicht verleugnen will, daß Tugend eine ganz vortreffliche Würde beſitzt, ja daß man ſie das Vortrefflichſte in der menſchlichen Natur nennen müßte, könnte es in ihr unter den drei Hauptzwecken an ſich oder abſolut ein Vortrefflichſtes geben. Dieſe Natur iſt vielmehr ſelbſt in ihrem ganzen Umfange das Vortrefflichſte der Menſchheit, in ſo fern ſie einer höhern Weltordnung gemäß in Abſicht auf ihre Hauptzwecke harmoniſch und mit freier Vernunftthätigkeit veredelt wird. Alſo auch Sittlichkeit im Menſchen, mag man ihr immer einen beſondern Rang einräumen und ſie einer höhern Achtung würdig halten, wird doch ſtets dem nothwendigen, allgemein gültigen Geſetze der Harmonie ſich fügen müſſen. Glückſeligkeit, Wahrheit, werden neben ihr, nicht unter ihr ihre Stelle einnehmen, und das Streben nach beiden, wird, wie das nach der Tugend, ein Streben nach einem Gute an ſich ſeyn, das gleiche Rechte, gleich freie Richtung erheiſcht. Es zu Gunſten der Tugend einſchränken wollen, wo dieſe es nicht vernünftig fordern kann, und wo dadurch die urſprünglichen Rechte jener verletzt und ihr Anſehen als Hauptzwecke beeinträchtiget werden müßte, hieße gar nicht mehr der Tugend huldigen. Denn man würde gegen die eigentlich höhere Natur fehlen, als welche in der ſelbſtbeförderten Uebereinſtimmung und dem Einklange des Ganzen ſich nur offenbart, und durch deren fortgeſetzte Veredlung in dieſem Sinne auch die Tugend erſt für den Menſchen eine wahre Bedeutung

erhält. Die Tugend würde bei einer ſolchen ungerechten Anmaßung egoiſtiſch erſcheinen, indem ſie nur für ihr Intereſſe Sorge und Beachtung verlangte, da doch alle drei Hauptzwecke in einem wechſelſeitigen Einfluſſe des Gebens und Empfangens ſtehen. Denn das Veredlen unſerer ſittlichen Natur wirkt wohlthätig auf die Beförderung des ganzen Wohlſeyns, ſo wie es auch dem Streben nach Wahrheit Schwung und größere Bedeutſamkeit mittheilt. Aber es darf auch nicht überſehen werden, wie ſehr die moraliſche Angelegenheit trotz ihres Spendens und Gebens hinwieder von jenen Beiden annimmt, und durch ſie an Stärke, Umfang und ſelbſt an Anmuth gewinnt, wie die vorhergehende Darſtellung beweiſet.

Aus dem Geſagten würde denn das dritte Reſultat ſich ergeben:

Sittlichkeit, Tugend oder moraliſche Bildung kündiget ſich in der menſchlichen Natur als Zweck an ſich, oder als Hauptzweck und integrirender Theil der Beſtimmung des Menſchen an; dieſer darf und ſoll darnach ſtreben als nach einem beſondern, unabhängigen Ziele, das für ſich ein Gut von eigenem, unbedingtem, beſonders vortrefflichem Werthe in dem Sittlichen darbietet, doch mit ſteter Hinſicht auf das Geſetz der allgemeinen Harmonie und mit beſtändiger Wahrnehmung einer höheren Weltordnung in dieſer höchſtmöglichen Uebereinſtimmung der Geſammtheit der Zwecke des menſchlichen Daſeyns.

Viertes Kapitel.

Eigentliche Beſtimmung des Menſchen.

Durch die vorhergehende Darſtellung der drei Hauptzwecke in der menſchlichen Natur wird es ſchon jedem einleuchtend geworden ſeyn, wie nahe verbunden ſie unter einander ſelbſt bei aller ihrer Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit ſind. Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend ſind die großen, würdevollen Mächte in uns, welche gleich ewige, gleich freie Herrſchaft üben und gleich unabhängig und rechtmäßig für ſich einen Theil der Beſtrebungen zu ihrem Dienſte verlangen. Getrennt ſind ſie doch nur Eines durch ein ewiges Geſetz der Harmonie; geſondert als Gegenſtände mit eigenen Bedürfniſſen und Tendenzen finden ſie doch nur einen Punkt der Verbrüderung und Eintracht in ihrer Mitte ſelbſt. In dieſem Centrum der Einheit fließen alle Anſtrengungen in unſerm Weſen, die auf höhere Veredlung deſſelben gerichtet ſind, freundlich zuſammen; und aus dieſem Centrum nimmt jede Kraft die Richtung ihrer Wirkſamkeit. Dieſer Punkt der Vereinigung der Beſtrebungen in unſerer Natur gleicht dem großen Stern des Tages hoch am Gewölbe des Himmels. Es hat in ſich den Quell aller der Millionen Strahlen, die es ohne Unterlaß in das ganze Syſtem der Planeten, wie in eine dunkle Unendlichkeit, hinabſendet. Sie erleuchten den Uranus wie den Merkur, die Venus wie die Erde, ja ſelbſt auf die Monde gelangt ihr wohlthätiges Licht. Doch alle dieſe unendlich getheilten Ausſtrömungen des unermeßlichen Quells wirken nicht feindſelig gegen einander, weil hier ein Theil die Erde, dort ein anderer den Jupiter erleuchtet; nur wohlthätig wollen ſie wirken, nur förderlich ſeyn dem

großen Ganzen. Herrlich ſchön ſtrahlen ſie zurück zu dem flammenden Herzen, nachdem ſie mild Licht und Wärme in den Gliedern des unüberſehbaren Körpers verbreiteten. Sie kehren dorthin zurück, woher ſie ausfloſſen, um gleichſam verjüngt und mit friſcher Kraft von neuem ihr wohlthätiges Werk der Bildung und Förderung des großen Alls zu beginnen oder fortzuſetzen. Eine ſolche Sonne des allgemeinen Lebens, ein ſolcher, alle Ausſtrömungen der Thätigkeit in unſerm vielgeſtalteten Daſeyn ausſendender und zugleich wieder aufnehmender Mittelpunkt unſerer Natur iſt die eine Humanität. Sie gleicht alle Zwecke aus, ſie verbrüdert alle Intereſſen unſers menſchlichen Lebens, indem ſie eigentlich bloß die höhere Würde unſerer Natur rein und umfaſſend ausſpricht. *) Man könnte ſagen, dieſe Humanität beſtände in einer Zufriedenheit mit uns ſelbſt, in ſo fern ſolche die Folge einer übereinſtimmenden Zweck Realiſirung und einer gleichförmigen Stillung aller Bedürfniſſe in unſerm zuſammengeſetzten Weſen nothwendig ſeyn muß. **)

Aus dieſer Erklärung einer beſtändigen Harmonie in den Beſtrebungen und unter den Zwecken bei aller Selbſtſtändigkeit dieſer letztern, ſo wie aus der wechſelſeitigen Unterſtützung und Hülfsleiſtung untereinander ergibt ſich nun weiter, wie eigentlich in Abſicht auf das praktiſche Leben nicht wohl die Rede ſeyn kann von einem höchſten Gute (summum bonum). Es gibt eigentlich gar kein höchſtes Gut in unſerer Natur; in

*) S. oben die Einleitung, wo in einer Note dieſer Begriff ſchon anticipirt wurde.

**) Search, Licht der Natur, Thl. II. Kap. 27. §. 4, hat darüber eine ganz richtige Anſicht, nur daß er im Fortgange der Darſtellung auf bloße Eudaimonie zurück kommt, was gegen die vorhandene Behauptung ſtreitet.

ſo fern man ſolches mit einer abſoluten Vorzüglichkeit beehren oder mit einer unumſchränkten Souverainität über alle andere, als bloß untergeordnete Güter, bekleiden will. Denn unſere Natur iſt ein gleichmäßig ſich regendes und ſich ſelbſt veredelndes All, das durch dieſe allgemeine freie Thätigkeit zu einer ſchönern, vortrefflichern Geſtalt ſich entwickelt von Stufe zu Stufe, und in dieſer Entwickelung eine höhere Würde behauptet oder behaupten ſoll. In dieſer Anſicht muß aber nothwendig die Idee eines ſolchen höchſten Gutes, als welches vorzüglich die Stoiker bei den Alten ſo wie faſt alle neueren Moraliſten in ihren Syſtemen zum Grunde legten, nicht bloß überflüſſig, ſondern ſelbſt ſchädlich ſeyn. *) Denn gibt es ein ſolches oberſtes Gut, ſo muß es auch eben dieſer höchſten Würde wegen alle Beſtrebungen unmittelbar oder mittelbar auf ſich beziehen; es muß keine andern Zwecke als ſelbſtſtändig in der menſchlichen Natur anerkennen, indem es allein das Factotum derſelben ausmacht. Was kann davon aber wohl anders die Folge ſeyn, als die höchſte Einſeitigkeit ſelbſt, welche nie vortheilhaft für unſere Beſtimmung ſeyn kann? Indeß ſcheint eine ewige Weisheit dieſe Abweichung ſo wie tauſend andere, welche natürlich bei der Freithätigkeit in unſerm Weſen entſtehen müſſen, vorausſehend, wie durch eine Art von geheimen Inſtinkt dafür geſorgt zu haben, daß troß dieſer Verirrung die menſchliche Natur in Betreff ihrer Zwecke überhaupt nie ganz der höchſten Abſicht zuwider geſtaltet werden kann.

---

*) Die eigentlich praktiſche Philoſophie der Alten ging immer von der Unterſuchung über das summum bonum aus; vorzüglich aber bei den Stoikern. Sieh beſonders beim Stobäus a. a. O. S. 90. ff. S. 114. u. an a. Stellen. Cicero, de fin. l. IV. c. 6. ff. So auch häufig beim Seneka.

Die höhere Würde der menſchlichen Natur und deren Beſtimmung iſt alſo nur eine — die Humanität ſelbſt — Dieſe könnte man das vollendete Gut (bonum perfectum, consummatum) nennen. Dieſes vollendete Gut, was demnach ſtatt des durchaus zu verbannenden höchſten ſollte überall gebraucht werden, iſt nichts Anders, als die höchſtmögliche freithätige Vollendung der geſammten menſchlichen Natur nach der Abſicht einer ewigen Weisheit; es iſt die vollkommenſte Harmonie der Zwecke bei ihrer vollkommenſten freien Realiſirung.*) Dieſes vollendete Gut könnte man auch in dieſer Hinſicht Tugend nennen, das Wort in ſeiner weiteſten Bedeutung genommen. Wollte man es in dieſer Erweiterung fixiren, ſo würde es ſodann das geſammte, formelle, vernünftige, freithätige Leben des Menſchen, die Veredlung des ganzen Menſchengeſchlechts — der Glückſeligkeit an ſich, der Wahrheit an ſich, der Sittlichkeit an ſich — umfaſſen — folglich der einen Humanität gleichbedeutend ſeyn.

In dieſer harmoniſchen, freien und ſelbſtſtändigen Vollendung unſerer geſammten Natur — wiederum in der Humanität — ſpricht ſich auch weiter das eigentlich Göttliche in uns aus. Denn dieſes kann, meiner Ueberzeugung und Anſicht gemäß, nicht wohl

*) Ziemlich gleiche Anſicht ſcheint Cicero gehabt zu haben. Tusc. quaest. l. V. c. 13. — quod in suo genere completum atque cumulatum est, idque virtutis est proprium. Doch beſonders de fin. l. IV. c. 13. ff., wo er die Stoiker der Inkonſequenz beſchuldiget und l. V. c. 12 und 13, wo er das bonum summum gleichſetzt mit dem perfecto, indem er es in der Vollendung unſerer ganzen Natur findet; da ſtimmt er auch für eine ſolche Harmonie in unſern Beſtrebungen.

dasjenige ſeyn, was man gewöhnlich darunter verſteht, wenn man das Wort in Bezug auf den Menſchen gebraucht, nämlich gleichſam die göttliche Natur, unvollkommen freilich, in unſerer Natur; nicht eine Art Gottähnlichkeit, der Weſenheit nach. Denn der Menſch hat ja ein ganz anderes Weſen, mit einer ganz beſondern Einrichtung, mit allerlei Beſtrebungen, er kann ferner die Gottheit, als welche unendlich iſt, gar nicht faſſen, ja nicht einmal denken — er kennt ſie ihrer Natur nach durchaus nicht, ſondern Alles, was er ſich desfalls vorſtellt und auch nur vorſtellen kann, iſt bloße Relation. Soll daher von dem Göttlichen in uns die Rede ſeyn, ſo kann es, wie es mir ſcheint, nicht wol etwas Anderes bedeuten, als die Abſicht, die Idee des höchſten, unbegreiflichen Urweſens in Bezug auf dasjenige, was der Menſch durch ſich ſelbſt werden, und ſo werden ſoll, als dieſe Idee und Abſicht in ſeiner ganzen Natur auf eine faßliche Art geoffenbart wird; es kann nichts Anderes ſeyn, als der Wille der Gottheit und der mit Zwecken zu beſtimmten Zwecken Alles ſchaffenden, verborgenen Weisheit, dieſe Zwecke ſo zu realiſiren, als dieſer Wille es verlangt, der von Jedem in deſſen Weſen ſich ankündigend vernommen werden kann. Das Bilden zur Gottähnlichkeit wird ſonach darin beſtehn, daß der Menſch dieſer göttlichen Idee und Abſicht gemäß, dieſem ewigen Willen folgend ſich freithätig mit Vernunft veredelt und zur Vortrefflichkeit hinarbeitet. *)

*) Auf eine richtige Unterſcheidung ſolcher Begriffe kommt bei der Bildung überall viel an. Darum ward hier, wiewohl nur beiläufig, darüber geſprochen. Mehreres wird in der 2ten Abth. vorkommen, wo von dem Ideale der Menſchenbildung die Rede ſein wird, welches das Göttliche

Nur in dieſer Anſicht vereinigt ſich freundlich das Schöne, Wahre und Gute zum herrlichen heiligen Bunde; nur in dieſer Idee wird die ewige Entzweiung unſerer Natur, ein nie verſiegender Quell unzähliger Verirrungen und Uebel, gehoben, der Widerſpruch in unſerm Daſeyn beſeitiget und der himmliſche, allmächtig wirkende Friede in demſelben geſtiftet werden können. Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend bilden in enger Vereinigung das Trillingsgeſtirn, welches hoch am Himmel unſers Lebens aus der Unendlichkeit in unſere Endlichkeit herabſchimmert. Seine tauſendfachen Strahlen ſammeln ſich in einem Punkte der Kraft und geſtalten ſo die glänzende Flamme, die nur Gedeihen ſpenden kann dem labyrinthiſchen Seyn des Sterblichen; die ihm entgegen leuchtet durch das Nebelmeer, das ihn hienieden in ſeinem beſchränkten Kreiſe umflutet; die ihm die Klippen licht erhellt, an denen ſo leicht die ſchwankende Barke zerſchellen kann. Ja, dieſer ſchöne Strahlenverein iſts, welcher der Glückſeligkeit Freuden zu lieblicher Reiſe befördert, indem er ſolche nur auf der Tugend Stamm erzieht; er iſt es, der durch ſein mildes Feuer das winterliche Eis zerrinnen macht, womit die Tugend für ſich, nur in kalten Geſetzen gebietend und mit unveränderter Miene des finſtern Ernſtes erſcheinend, unſere menſchlich geſchaffene Bruſt nothwendig umzieht; er iſt es endlich, der durch das ſanfte Licht der ewig hellen Wahrheit Glanz verbreitet durchs Ganze, die Formen hebt, die Züge veredelt, alle Geſtalten in höherem Zauber himmliſch enthüllt.

---

in der gewöhnlichen Bedeutung durchaus nicht ſeyn kann. Dorthin verweiſe ich daher den gefälligen Leſer, ehe er hier ſogleich aburtheilt.

Fünftes Kapitel.

Der Menſch kann dieſe Hauptzwecke realiſiren und ſomit ſeine Beſtimmung erreichen.

Unmittelbar an die vorhergehenden Unterſuchungen über die Zwecke und die Beſtimmung des Menſchen ſchließt ſich wie von ſelbſt die Frage an: „Kann „der Menſch dieſe Beſtimmung wirklich er„reichen?“ Daß die Betrachtung, wenn ſie ſich mit der menſchlichen Natur beſchäftiget und über die Löſung der Räthſel in unſerm Daſeyn nachſinnt, durch dieſen Punkt ſich aufgehalten fühlt, und bei ihm zu verweilen genöthiget wird, iſt um ſo natürlicher, jemehr ſelbſt die Erfahrung für das Gegentheil zu ſprechen ſcheint. Die Beſeitigung dieſer ſcheinbaren Inkonvenienz in Abſicht unſrer erkannten Beſtimmung, die Ausgleichung dieſes vermeinten Widerſpruchs der Wirklichkeit mit den Ausſprüchen der Vernunft und des Gefühls iſt von nicht geringer Wichtigkeit, indem dieſer Schein, wo er für Wahrheit genommen wird, nur zu oft alles beſſere Streben hemmen, alle echte Veredlung unſrer Natur hindern muß, und den Menſchen nie zum Ziele der geſammten Zweckvereinigung hinarbeiten läßt. Man vermag den Streit in ſeinem Daſeyn nicht zu ſchlichten, und ſo wirft man ſich in wilder Betäubung, gleichſam in einer Art von Verzweifelung, in das Getümmel des Lebens hinein, und ſchließt ſich in planloſem Wirken wie auf Diskretion an die Weſen niederer Art an, die, weil ſie keine höhere Würde erkennen, auch ihre Forderungen nicht vernehmen.

Weilt unſer Blick nun wirklich beobachtend in der Welt der Erfahrung, ſo dürfte man wie eben bemerkt

worden, leicht Urſache genug finden, zu urtheilen, der Menſch verfehle in der That ſeine Beſtimmung und ſey ſelbſt bei der beſten Abſicht nicht im Stande, ſich zu ihr zu erheben. Dieſe ſcheinbare Zweckverfehlung dringt ſich in allen drei genannten Haupt=Rückſichten auf. Denn fixirt man die Aufmerkſamkeit zuerſt auf das ſinnliche Seyn des Menſchen, auf ſein Wohlbefinden überhaupt, oder auf ſein Bemühen nach Glückſeligkeit; ſo werden die Beiſpiele des Mißlingens, des vergeblichen Trachtens ſo häufig und ſo auffallend ſich zu äußern ſcheinen, daß man glauben ſollte, eigentliches Glück oder Wohlſeyn könne dem Menſchen nimmer in der That zu Theil werden. Denn welcher Sohn der Erde, der auch nur ſo eben die Bühne betrat, hätte nicht ſchon beim erſten Erſcheinen über Mangel daran zu klagen? Unter Thränen erblickt er die Welt, den künftigen Schauplatz tauſendfacher Leiden. Schmerzen ſind ſeine früheſten Gefühle, ſie ſind ſeine ſpäteſten; in Jammer begrüßt er die erſten Augenblicke ſeines Daſeyns, in Jammer vergehen ihm die letzten. Der Raum zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Geburt und Tod iſt faſt eine einzige Scene des Kampfs mit unzähligen Drangſalen, nur ſelten vom ſüßen Frieden unterbrochen. Das ganze Seyn gleicht einem einzigen Herbſttage, von heitern und milden Sonnenblicken bloß ſparſam gehellt und erwärmt. Gegen Glück des Menſchen wüthet die Natur von außen und innen; fremde Hände zerſtören, was eigene mühſam bauten. Gleich dem Windzuge oder dem leiſen Hauche, der im Nu des geſchäftigen Knaben ſorgfältig gefördertes Häuschen von Karten verwehet, zernichtet oft des Elementes Gewalt, der Feinde Ungeſtüm, was der fleißige Arm in Jahren aufführte für das erſehnte Glück. Heute beſeelt uns der Geſundheit Kraft, füllt unſre Bruſt mit Muth und Verlangen, treibt uns

raſch entgegen dem erwartenden Genuſſe, und ſiehe, morgen ſchon beginnt der Keim lebenslanger Krankheit, den ſelbſt der Geſundheit Gefühl umſchloß, ſich zu entwickeln, und die ſüßen Hoffnungen zu zernichten für immerdar. Jetzt umarmt rüſtig der Mann die ſchöne Freude, und die nächſte Stunde wirft ihn todt oder kraftgelähmt darnieder. Ja kaum geboren ſinkt oft der zarte Sproß wieder dahin in das Dunkel, dem er noch ſo eben ſich erſt unter Schmerzen entwand, ohne zum Bewußtwerden des Lebens aufgeblühet zu ſeyn, ohne der Wonne und der Luſt lieblichen Becher auch nur mit flüchtiger Lippe berührt zu haben. Oder ward ihm das Loos, das aufgedämmerte Licht ferner zu ſchauen, des empfundenen Lebens Sonne zu begrüßen; ſo wurde er oft ſchon bei ſeiner Geburt geſtempelt zum Elend, zum Entbehren, zum Entſagen. Wer kennt nicht, faſt Jeder ſogar in ſeinem noch ſo engen Kreiſe, der Mißgeburten, der Gelähmten, der Schwächlinge genug, welche gleich der erſte Augenblick dazu verdammte, nie ihres Lebens recht froh zu werden? Leicht ließe ſich das in dieſen wenigen Umriſſen angedeutete Gemählde des Unglücks und der Schickſale, der verfehlten Glückſeligkeit, erweitern, reicher und heller zeichnen; allein für den Zweifler iſt es ſchon reich und deutlich genug, zumahl da jede neue Erfahrung es bald vermehren kann.

Nicht minder trübe ſcheint die Ausſicht in das Gebiet der intellectuellen Veredlung ſich zu eröffnen; nicht geringerer Stoff zu Zweifeln ſich zu entwickeln, begleitet man den Menſchen bei ſeinem Streben auf der Bahn zur Kenntniß und Wahrheit. Unermeßlich dehnt ſich das Feld des Wiſſens vor ihm aus, von Gegenſtänden für ſein Forſchen rings beſäet; überſchwenglich ausgeſtattet iſt das Reich der Erde, wie die unendliche Weite des Himmels an Schätzen des Erken-

nens, die ihn hier umgeben, dort ihm aus grauer Ferne winkend entgegenſchimmern. Tauſend Räthſel legt ihm die Natur in der großen Außenwelt, tauſend ſein eigenes Weſen unaufhörlich vor; unzählige Fragen werfen ſich auf im gewaltigen All, wie im ſtillen Raume inneren Seyns — und wie viele von den Räthſeln löſet des Menſchen Verſtand, wie viele der Fragen beantwortet ſeine Vernunft? wie viele Punkte auf der endloſen Karte werden ihm erleuchtet; wie viele Sterne gehen ihm auf aus den Tiefen des Dunkels und träufen lichte Strahlen in ſeines Geiſtes Wiſſensſphäre hernieder? Man muß geſtehen, nur Weniges kann er löſen und beantworten; nur wenige lebendige Bilder ſteigen aus ſeiner Bruſt ins klare Bewußtſeyn auf; nur einzeln ſieht er hier und da auf der großen Ebene einen Punkt erleuchtet, nur verloren flimmern hellere Feuer aus der ſchwindelnden Höhe, aus der umhüllten Ferne in ſein Leben herab. Ja, mit jedem Schritte vorwärts auf dem Gebiete des Erkennens weicht der Geſichtskreis immer weiter zurück; mit jedem neuen Blitzſtrahl ſieht der Blick nur um ſo deutlicher die Unendlichkeit des noch nicht durchſchauten Raumes vor ſich liegen. Dazu kommt, daß wir ſelbſt bei dem, was ſich uns aufzuklären ſcheint, doch oft nur wie in Labyrinthen wandeln, in denen wir ſelten einen ſicher leitenden Faden faſſen dürfen. Denn da, wo wir voran zu kommen wähnen, ſehen wir oft mit Erſtaunen, wie ſehr wir ſtatt deſſen vom Ziele noch weiter uns entfernt haben; wo wir der Wahrheit uns am nächſten glauben, werden wir gar oft dem Irrthume zur Beute. — Die Betrachtung führt noch weiter. Wie Viele, welche des Wiſſens Durſt aufregt, können denſelben am Quell der Wahrheit ſtillen, wenn dieſer an ſich gleich nicht zu fern für des Menſchen Streben quillt? Den treibt des Schickſals harte Hand von ihm

raſch entgegen dem erwartenden Genuſſe, und ſiehe, morgen ſchon beginnt der Keim lebenslanger Krankheit, den ſelbſt der Geſundheit Gefühl umſchloß, ſich zu entwickeln, und die ſüßen Hoffnungen zu zernichten für immerdar. Jetzt umarmt rüſtig der Mann die ſchöne Freude, und die nächſte Stunde wirft ihn todt oder kraftgelähmt darnieder. Ja kaum geboren ſinkt oft der zarte Sproß wieder dahin in das Dunkel, dem er noch ſo eben ſich erſt unter Schmerzen entwand, ohne zum Bewußtwerden des Lebens aufgeblühet zu ſeyn, ohne der Wonne und der Luſt lieblichen Becher auch nur mit flüchtiger Lippe berührt zu haben. Oder ward ihm das Loos, das aufgedämmerte Licht ferner zu ſchauen, des empfundenen Lebens Sonne zu begrüßen; ſo wurde er oft ſchon bei ſeiner Geburt geſtempelt zum Elend, zum Entbehren, zum Entſagen. Wer kennt nicht, faſt Jeder ſogar in ſeinem noch ſo engen Kreiſe, der Mißgeburten, der Gelähmten, der Schwächlinge genug, welche gleich der erſte Augenblick dazu verdammte, nie ihres Lebens recht froh zu werden? Leicht ließe ſich das in dieſen wenigen Umriſſen angedeutete Gemählde des Unglücks und der Schickſale, der verfehlten Glückſeligkeit, erweitern, reicher und heller zeichnen; allein für den Zweifler iſt es ſchon reich und deutlich genug, zumahl da jede neue Erfahrung es bald vermehren kann.

Nicht minder trübe ſcheint die Ausſicht in das Gebiet der intellectuellen Veredlung ſich zu eröffnen; nicht geringerer Stoff zu Zweifeln ſich zu entwickeln, begleitet man den Menſchen bei ſeinem Streben auf der Bahn zur Kenntniß und Wahrheit. Unermeßlich dehnt ſich das Feld des Wiſſens vor ihm aus, von Gegenſtänden für ſein Forſchen rings beſäet; überſchwenglich ausgeſtattet iſt das Reich der Erde, wie die unendliche Weite des Himmels an Schätzen des Erken-

nens, die ihn hier umgeben, dort ihm aus grauer Ferne winkend entgegenſchimmern. Tauſend Räthſel legt ihm die Natur in der großen Außenwelt, tauſend ſein eigenes Weſen unaufhörlich vor; unzählige Fragen werfen ſich auf im gewaltigen All, wie im ſtillen Raume inneren Seyns — und wie viele von den Räthſeln löſet des Menſchen Verſtand, wie viele der Fragen beantwortet ſeine Vernunft? wie viele Punkte auf der endloſen Karte werden ihm erleuchtet; wie viele Sterne gehen ihm auf aus den Tiefen des Dunkels und träufen lichte Strahlen in ſeines Geiſtes Wiſſensſphäre hernieder? Man muß geſtehen, nur Weniges kann er löſen und beantworten; nur wenige lebendige Bilder ſteigen aus ſeiner Bruſt ins klare Bewußtſeyn auf; nur einzeln ſieht er hier und da auf der großen Ebene einen Punkt erleuchtet, nur verloren flimmern hellere Feuer aus der ſchwindelnden Höhe, aus der umhüllten Ferne in ſein Leben herab. Ja, mit jedem Schritte vorwärts auf dem Gebiete des Erkennens weicht der Geſichtskreis immer weiter zurück; mit jedem neuen Blitzſtrahl ſieht der Blick nur um ſo deutlicher die Unendlichkeit des noch nicht durchſchauten Raumes vor ſich liegen. Dazu kommt, daß wir ſelbſt bei dem, was ſich uns aufzuklären ſcheint, doch oft nur wie in Labyrinthen wandeln, in denen wir ſelten einen ſicher leitenden Faden faſſen dürfen. Denn da, wo wir voran zu kommen wähnen, ſehen wir oft mit Erſtaunen, wie ſehr wir ſtatt deſſen vom Ziele noch weiter uns entfernt haben; wo wir der Wahrheit uns am nächſten glauben, werden wir gar oft dem Irrthume zur Beute. — Die Betrachtung führt noch weiter. Wie Viele, welche des Wiſſens Durſt aufregt, können denſelben am Quell der Wahrheit ſtillen, wenn dieſer an ſich gleich nicht zu fern für des Menſchen Streben quillt? Den treibt des Schickſals harte Hand von ihm

zurück, indem es die Mittel grauſam ihm zur Stillung ſeines Durſtes verſagte, die es einem Andern, der nicht gleich heiß ihn fühlt, ſo reichlich ſpendete; jenem tritt des Fanatismus Wuth entgegen, und wehrt ſchrecklich ihm, ſich zu laben in der ſüßen Erquickung; einen Andern, den eine liebreiche Hand bereits lenkte an des Borns Rand, reißt unbarmherzig des Todes furchtbare Gewalt zurück, ehe er noch kaum die Lippen netzte. Kurz das Ringen nach Erkenntniß und Aufklärung ſcheint, wie das Streben nach Glückſeligkeit dem getäuſchten Lampen eines Tantalus zu gleichen, ohne Genuß in der Mitte der Fülle; oder dem vergeblichen Mühen eines Siſyphus ohne Vollendung, ohne ſicheres Gelingen bei ſtetem Trachten und Arbeiten. Wer aber ſollte bei ſolchen Erſcheinungen nicht niedergebeugt werden, wer bei ſo öftern, ſo auffallenden Täuſchungen dem Gedanken nicht ſich hingeben: Bildung zur Wahrheit oder geiſtige Veredlung überhaupt ſey ein für den Menſchen zu hoch geſtecktes Ziel? —

Das moraliſche Gebiet und ſeine Bearbeitung und Förderung gibt keine erfreulicheren Reſultate und berechtiget faſt eben ſo wenig zu ſchönern Hoffnungen. Sünden und Verbrechen wandeln Hand in Hand unter allerlei Geſtalten offen und insgeheim unter dem menſchlichen Geſchlechte. Wo Liebe zur Tugend die Herzen entflammen ſollte zu ihrem Dienſte, da zündet die verwegene Leidenſchaft dem Laſter das Opferfeuer an; wo das Geſetz der Vernunft vernünftige Weſen zu edlen Handlungen führen müßte, da empört ſich die wilde Neigung und kündiget frech den gebührenden Gehorſam auf; wo Uneigennützigkeit des Guten Keim zu reifer Frucht erziehen ſollte, da erſtickt eben ſo oft des Eigennutzes beengte Luft jeden jungen Sproß zum Beſſeren. Hier zerſtört die Erziehung, noch eh

das Gebäude der Tugend begonnen iſt, ſchon den ſiche-
ren Grund; dort reißt das Beiſpiel ſelbſt das ſchönſte
Werk in traurige Ruinen nieder; hier läßt natürliche
Schwäche die Sterbeflügel ſinken, dort leitet übermü-
thiger Dünkel von dem heiligen Pfade.

Was bei einzelnen Menſchen ſich zeigt, daſſelbe
findet man bei ganzen Nationen. Kaum daß meh-
rere in langen Zeiträumen bis zu einem gewiſſen Gra-
de des Bewußtſeyns empor reifen; kaum daß der Keim
des Guten und Sittlichen die rauhe, dicke Rinde, wo-
mit die Wildheit die höhere Natur gleichſam umzieht,
zu durchbrechen vermag. Nur ſelten und langſam ent-
winden ſie ſich dem Schooße der Finſterniß, um des
Lichtes wohlthätigen Einfluß zu ahnden; nur ſchwer
treten ſie nach langem Arbeiten, nach tauſend Schick-
ſalen aus dem faſt thieriſchen Zuſtande heraus in ein
menſchliches Wirken, wo erſt durch allerlei Veranlaſſun-
gen und Gelegenheiten, Veränderungen und Ereigniſſe,
die ſie betreffen, das rohe Gefühl ſich verfeinert, die
Dämmerung der Aufklärung ihrem Geiſte einen heitern
Tag verheißt, die Forderung der Tugend lauter ſpricht,
und das moraliſche Leben mehr entwickelt und erregt
wird.

Nur flüchtig ſind dieſe Züge hingezeichnet, nur in
der Andeutung iſt das Bild hingeſtellt worden, und
doch ſchon Stoff genug für den nicht tiefer denkenden
Sterblichen, an der Wahrheit ſeiner Beſtimmung oder
an der möglichen Verwirklichung derſelben im Ernſt zu
zweifeln. Wer möchte es demnach befremdend finden,
daß in dem wirklichen Leben, wo die Erfahrung zu
jeder Stunde faſt neue Materialien des Zweifels häuft,
Tauſende angetroffen werden, die jene höheren Zwecke
des Menſchen als leere Erzeugniſſe ausſchweifender
Vernunft, oder als eitle Erdichtung ſchwärmender
Phantaſie betrachten, und, je nachdem ſie es anſehen,

zurück, indem es die Mittel grauſam ihm zur Stillung ſeines Durſtes verſagte, die es einem Andern, der nicht gleich heiß ihn fühlt, ſo reichlich ſpendete; jenem tritt des Fanatismus Wuth entgegen, und wehrt ſchrecklich ihm, ſich zu laben in der ſüßen Erquickung; einen Andern, den eine liebreiche Hand bereits lenkte an des Borns Rand, reißt unbarmherzig des Todes furchtbare Gewalt zurück, ehe er noch kaum die Lippen netzte. Kurz das Ringen nach Erkenntniß und Aufklärung ſcheint, wie das Streben nach Glückſeligkeit dem getäuſchten Lampen eines Tantalus zu gleichen, ohne Genuß in der Mitte der Fülle; oder dem vergeblichen Mühen eines Siſyphus ohne Vollendung, ohne ſicheres Gelingen bei ſtetem Trachten und Arbeiten. Wer aber ſollte bei ſolchen Erſcheinungen nicht niedergebeugt werden, wer bei ſo öftern, ſo auffallenden Täuſchungen dem Gedanken nicht ſich hingeben: Bildung zur Wahrheit oder geiſtige Veredlung überhaupt ſey ein für den Menſchen zu hoch geſtecktes Ziel? —

Das moraliſche Gebiet und ſeine Bearbeitung und Förderung gibt keine erfreulicheren Reſultate und berechtiget faſt eben ſo wenig zu ſchönern Hoffnungen. Sünden und Verbrechen wandeln Hand in Hand unter allerlei Geſtalten offen und insgeheim unter dem menſchlichen Geſchlechte. Wo Liebe zur Tugend die Herzen entflammen ſollte zu ihrem Dienſte, da zündet die verwegene Leidenſchaft dem Laſter das Opferfeuer an; wo das Geſetz der Vernunft vernünftige Weſen zu edlen Handlungen führen müßte, da empört ſich die wilde Neigung und kündiget frech den gebührenden Gehorſam auf; wo Uneigennützigkeit des Guten Keim zu reifer Frucht erziehen ſollte, da erſtickt eben ſo oft des Eigennutzes beengte Luft jeden jungen Sproß zum Beſſeren. Hier zerſtört die Erziehung, noch eh

das Gebäude der Tugend begonnen iſt, ſchon den ſiche-ren Grund; dort reißt das Beiſpiel ſelbſt das ſchönſte Werk in traurige Ruinen nieder; hier läßt natürliche Schwäche die Sterbeflügel ſinken, dort leitet übermü-thiger Dünkel von dem heiligen Pfade.

Was bei einzelnen Menſchen ſich zeigt, daſſelbe findet man bei ganzen Nationen. Kaum daß meh-rere in langen Zeiträumen bis zu einem gewiſſen Gra-de des Bewußtſeyns empor reifen; kaum daß der Keim des Guten und Sittlichen die rauhe, dicke Rinde, wo-mit die Wildheit die höhere Natur gleichſam umzieht, zu durchbrechen vermag. Nur ſelten und langſam ent-winden ſie ſich dem Schooße der Finſterniß, um des Lichtes wohlthätigen Einfluß zu ahnden; nur ſchwer treten ſie nach langem Arbeiten, nach tauſend Schick-ſalen aus dem faſt thieriſchen Zuſtande heraus in ein menſchliches Wirken, wo erſt durch allerlei Veranlaſſun-gen und Gelegenheiten, Veränderungen und Ereigniſſe, die ſie betreffen, das rohe Gefühl ſich verfeinert, die Dämmerung der Aufklärung ihrem Geiſte einen heitern Tag verheißt, die Forderung der Tugend lauter ſpricht, und das moraliſche Leben mehr entwickelt und erregt wird.

Nur flüchtig ſind dieſe Züge hingezeichnet, nur in der Andeutung iſt das Bild hingeſtellt worden, und doch ſchon Stoff genug für den nicht tiefer denkenden Sterblichen, an der Wahrheit ſeiner Beſtimmung oder an der möglichen Verwirklichung derſelben im Ernſt zu zweifeln. Wer möchte es demnach befremdend finden, daß in dem wirklichen Leben, wo die Erfahrung zu jeder Stunde faſt neue Materialien des Zweifels häuft, Tauſende angetroffen werden, die jene höheren Zwecke des Menſchen als leere Erzeugniſſe ausſchweifender Vernunft, oder als eitle Erdichtung ſchwärmender Phantaſie betrachten, und, je nachdem ſie es anſehen,

oder ihr Temperament ſie es anſehen läßt, darüber witzeln und mit Leichtſinn lachen, oder finſter in ſich gekehrt die Gläubigen und ſich ſelbſt betrauern und bemitleiden? Wem dürfte es beſonders auffallen, daß Solche, weil kein Stern der Hoffnung ihnen ihre Nacht freundlich erhellt, das Dunkel ſelbſt endlich lieb gewinnen, ſich immer mehr und mehr in daſſelbe begraben und in Stumpfſinn, Betäubung und halber Thierheit ihr Daſeyn vergeuden? —

Sechſtes Kapitel.

Widerlegung der Zweifel in Abſicht auf die Möglichkeit der Erreichung der Beſtimmung.

Wie Engel, wie Boten höherer Welt treten die ſinnige Betrachtung und das von Gefühl und Einſicht erzeugte Vertrauen hin in das gewaltige Dunkel — und hehr und feſtlich ſchreitet herauf an ihrer Hand des Tages leuchtender Schein. Es ſinkt vor dem tiefer blickenden Auge der verhüllende Schleier; es verſchwindet vor der ſchärfer forſchenden Vernunft der Täuſchung Nebel, der Wahrheit Sonne in Zerrinnung weichend; es ankert feſter des Zweifels ſchwankende Barke auf dem geprüften Grunde des Gefühls; und der bewährte, heilige Glaube zieht, einem mächtig waltenden Genius gleich, durch die neue Schöpfung den Bogen der Hoffnung, und des ſichern Beſtehens.

Aber hören wir die ermuthigende, kräftige Stimme Beider, der Vernunft und des Glaubens. Zuerſt redet jene durch beſonnene Betrachtung geſtärkt und geſammelt:

„Sterblicher, dein Ziel iſt dir nicht geſteckt in der Endlichkeit, es winkt dir in der Unendlichkeit Ferne, dein Streben unablåſſig auffordernd zu wiederholten Verſuchen. Nur in dieſem Streben, das ewig nåher dich hinfůhrt zu dem, wonach du langeſt, darfſt du glauben, deiner Beſtimmung entgegen zu gehen. Eine unabſehbare Leiter reicht von dem Platze, worauf du zum erſtenmale in dein Daſeyn trateſt, bis zu den Welten hinauf, die dein ſterbliches Auge nicht erſchauet; eine verbindende Kette knůpft ſich an den erſten Augenblick, wo du mit Weinen dein Leben verkůndigteſt, und dein Sinn ermißt ihr Ende nicht. Aber jeder Schritt, den du fortan thuſt, hebt hôher dich auf jener Leiter; jede Stunde, die du lebſt, fůhrt weiter und weiter dich von Glied zu Glied an der unermeßlichen Kette. Getroſt den Schritt zu thun und wieder zu thun, getroſt die Stunden an einander zu reihen, und jeden Schritt durch Thaten zu bezeichnen, jede Stunde durch Handlungen zu verewigen — iſt deines Daſeyns hoher Beruf. Es gibt eine unſichtbare und doch wirkliche, eine unerforſchliche und doch bemerkliche ewige Weisheit, die alle Thaten ſammelt, alle Handlungen einet; es gibt einen unendlichen Urquell, aus dem Alles quillt, in den Alles zurůckfließt, ohne ſich in ſeiner Unendlichkeit ſelbſt als Eins mit ihm zu verlieren; es gibt ein Urweſen, das ſchaffet und erzeuget, das lenket und regieret, das Allem ſeine Bahn vorzeichnet.“

„Dieſes Seligſte, Heiligſte, Wahrſte — ſprach darin ſeine gôttliche Abſicht in dir aus, daß es durch deine Natur dich auffordert, ihr gemåß ſtets ſeliger, erleuchteter, heiliger zu werden, ohne ihm ſelbſt gleichen zu wollen. Denn was das Seligſte, Heiligſte, Wahrſte iſt, kannſt du, o Menſch, weder ahnden noch begreifen. Darum nicht das Hôchſte,

das in der Gottheit ſich ausſpricht, ſollſt du je zu werden ſtreben, ſondern nur dem Höchſten, das in deinem Weſen ſtatt finden kann, ſollſt du auf der Leiter und an der Kette immer näher kommen; nicht die Natur des Urweſens ſollſt du in dich aufnehmen — wie möchteſt du ſie faſſen auch nur durch die Kraft des Gedankens — ſondern nur den Ruf vernehmen, der in dir den Willen deſſelben und ſeine Abſicht verkündiget; nicht ein Bild des Unerſchaffenen ſollſt du darſtellen im wirklichen Abglanz, ſondern ein eigenes in dir und durch dich geſtalten, ein Ebenbild der Idee des Göttlichen, die es in dir ausſprechen wollte. Züge an Züge zu reihen, immer mehr Ausdruck in die Form zu bringen, ſtets vollkommner dieſe Idee des unſichtbaren ewigen Schöpfers — welche in deiner Natur verborgen lebt — zu verdeutlichen; kurz, das Ebenbild desjenigen göttlichen Urbildes, was ſeinem ewigen Gedanken bei deiner Erſchaffung vorſchwebte, und was er in dir und durch dich unter den Millionen mal Millionen Weſen deutlicher und deutlicher in die Wirklichkeit führen will, nach ſeiner Abſicht immer größerer Vollendung anzunähern, iſt die erhabene Beſtimmung deines Seyns.“

Weiter ſpricht die Vernunft:

„Ewige Geſetze ſind es, welche im All regieren und nothwendig wirken für das Ganze; eigene Geſetze geben, kann nur das Höchſte, das jene von Anbeginn feſtſetzte, und die Geſchöpfe, welche von ihm die Macht dazu erhielten. Du, Sterblicher, biſt ein Unterthan der erſten, in ſo fern du einen Theil des allgemeinen Ganzen bildeſt, aber biſt auch frei von ihnen, in ſo weit du Kraft der beſondern Gunſt dir ſelbſt gebieteſt durch mich, die Vernunft, und durch meine ewige Schweſter, die Freiheit. Als Glied des Ganzen, als Bürger des großen Alls, als Unter=

than jener nothwendigen Ordnung hörſt du auf, eine eigenmächtige Exiſtenz zu haben; die beſondern Zwecke verſchwinden vor dem allgemeinen, der nur ein einziger iſt, und du dienſt bloß dem großen Körper als beſchränktes Glied. Aus dieſer Beſchränkung entſpringt nothwendig ein Heer von Zufällen und Lagen, die du Uebel nennſt, und immer nach deiner Anſicht nennen magſt, die aber nur Folgen höherer Ordnung, Wechſelwirkungen der unzählbaren Beſtrebungen des gewaltigen Alls ſeyn können. Unvollkommenheiten und Störungen deines phyſiſchen Seyns — in ſo fern ſie aus jener Nothwendigkeit, nicht aus deiner mißbrauchten Gewalt der Freiheit entſtehen — ſind nicht ſo ſehr eine Verringerung deines Glückes, als vielmehr nur nothwendige Beſchränkungen zu anderer Weſen Gedeihen, die auch für dich wiederum entbehren. Zudem biſt du nicht Sinnlichkeit allein, nicht bloß für Glückſeligkeit geſchaffen. Jene Uebel ſind eben ſo viele Reize, deine andern Kräfte zu erwecken, deine Anlagen aus des Schlummers Banden zu löſen; ſie ſind oft meines eigenen Lebens Beförderer, meiner Thätigkeit kräftige Erreger, ſie ſind der Tugend Erhalter, Beſchützer oder ſelbſt ihre erſten Erzeuger. Der Sturm, der durch das Ganze dringt, es reiniget und fördert, trifft oft auch dich — und deine Kraft bewährt ſich in ihm; der Krieg, der im großen Staate der Welten tobt und durch ſeine Wuth den Frieden zeugt, ergreift auch dich; aber dein Muth wächſt im Kampfe, und der Friede mit dir ſelbſt wird dir mehr geſichert."

„Eben ſo magſt du ruhig und gelaſſen auch in das ferne Dunkel blicken, und nicht verzagt der heiligen Wahrheit, als dich ewig meidend, nachſehen. Dürfte dir ohne Verwirrung des unendlichen Syſtems ihr Stern heller ſcheinen — er würde niederflammen. Aber könnte nicht vielleicht die Flamme fremde Güter

zünden und zerſtören; ja könnte ſie nicht etwa dich ſelbſt verderben und vernichten? Er wird aber ſicher lichter einſt für dich aufgehn, wenn es ſo dir und dem Ganzen frommt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind vor dem Blicke des Urweſens nur ein Ganzes und nur nach ſeiner unbegreiflichen Weisheit hat es für deinen Verſtand getrennt, was für dein Daſein und deine Beſtimmung gleichfalls nur Eins iſt. Dieſe ſoll in fortſchreitender Vollendung reifen durch die Vergangenheit für die Gegenwart, und was dieſe verſagt, wird dir die Zukunft aufſchließen. Zu Allem aber führt dich nur eine große Zeit, wie zu einer unberechbaren Höhe die einzelnen Stufen.“

„Auch die Verirrungen in dem, was dir ſittlich heißt, dürfen dich nicht ſo ſehr befremden, daß du glaubeſt, ein vergebliches Streben ſporne auch hier den Menſchen. Denn ſelbſt das Gebiet der Tugend ſteht, wie das der Glückſeligkeit und Wahrheit, im weitern Sinne unter den nothwendigen Geſetzen des Alls. Dem ward mehr Stärke der Seele verliehen, und glücklicher bekämpft er die Hinderniſſe des ernſten Weges; jenem ward ſie verſagt, und leichter erliegt er den Gefahren und dem Kampfe. Aber warum? Weil ſo das Starke im Schwachen, dieſes in jenem ſich ſenkt und hebt; weil ſo die Mannichfaltigkeit gewinnt, aus der endlich wiederum die Einheit ſich entwickelt; weil ſo das Ganze wächſt an Reichthum und innerer Verzweigung. Wie Mancher mag auch darum in größerem Glanze der Tugend erſcheinen, weil eine günſtigere Lage ihm mehr Stoff darbietet, ſie zu üben; wie Mancher mag dagegen in ſtiller Eingezogenheit mit ſich zugleich einen Held der Sittlichkeit verbergen, weil der Funken nicht geweckt, die Kraft in der lebendigen That nicht gezeigt, der Edelmuth durch herrliche Proben nicht zu Tage gefördert

dert wurde! *). Soll aber darum, weil hier keine Tugend prangt oder dort die Schwachheit fehlt und ſtrauchelt, der Zweifler ſeinen Zweifel an der Möglichkeit ſittlicher Güte rechtfertigen? ſoll er darum alle Tugend leugnen, weil nicht Jeden gleicher Anlaß reizte, gleiche Gelegenheit weckt zu edlen Thaten? Schafft denn die ewige Weisheit in der ſichtbaren Welt eine ſolche Gleichheit? ſucht man dieſe nicht auch in ihr vergebens, und könnte man nicht mit gleichem Grunde fragen, warum hier ein nackter Fels ſtarret, und ihn nicht vielmehr der Blumen Pracht, oder des Waldes ernſtes Dunkel ſchmücket? warum dort muntere Felder blühen und reiche Früchte ſpenden, hier aber ſandige Ebenen jeden edlern Samen nicht gedeihen laſſen? warum dort ewiger Frühling herrſcht, indeß hier nie gemilderter Winter ſeine eiſigen Flügel regt; dort ein tobend Ungewitter Verderben bereitet über Tauſende, hier in eben ſo reichem Maße Segen niederſtrömt? Soll aber in der Außenwelt das Wohl des Ganzen ſolche Verſchiedenheiten rechtfertigen, warum denn nicht auch in der geiſtigen oder moraliſchen? Alſo bedenke, Sterblicher, daß du nicht allein hienieden walleſt, in was immer für einer Rückſicht du dich auch betrachteſt; daß du ein Theil des Ganzen ſeyeſt, ein Glied des Rieſenkörpers, ein Bürger des Welten=Staats, wo die Rechte des Einen durch die des Andern nach feſtbeſtimmten Geſetzen beſchränkt ſind. Bedenke ferner, daß deine Beſtimmung nicht ſo ſehr darin beſteht, wie viel überhaupt von deinen

*) Garve a. a. O. S. Thl. II. S. 31 und 32. ferner und vorzüglich Pope Moral Essays, Ep. I. ganz durch. Doch muß man bei ihm behutſam vorwärts gehen, weil er oft in dichteriſcher Begeiſterung den Philoſophen zu vergeſſen ſcheint, und Reſultate zieht, die nicht immer ſo ganz feſt begründet ſind.

Zwecken zur Wirklichkeit gelangt, ſondern darin, wie viel du ſelbſt durch eigene Kraft frei dazu gewirkt haſt. Und ſomit kannſt du ſtets deinem Tagewerke genügen, wenn du ſtets das bewirkeſt, was du im Kreiſe deiner Unbeſchränktheit und Freiheit, im Raume deiner ſelbſtſtändigen Geſetzgebung durch deine Willkür leiſten kannſt. Sammle alſo getroſt die Blumen, welche dir zu pflücken vergönnt ward, und winde ſie zum ſchönen Kranze. Ob dieſer aus Roſen oder Veilchen, aus fernhinduftenden Lilien oder beſcheidenem Sinngrün beſtehe; ob ihn des Diamants Glanz umſchimmere, oder die Perle des Thaues aus ihm blicke — gleichviel, du nimmſt, was dir zu nehmen erlaubt ward, und nimmſt es, weil du es willſt. Bedenke endlich, daß nichts dich als Menſchen adelt, als was du in ſeinem Sinne thuſt; daß keine Ernte dich eigentlich bereichert, als die, welche du dir ſelbſt erzogeſt. Das Gedeihen von oben, der zeitige Regen, wie die wärmende Sonne ſind nicht dein Werk; aber die Verheerung von oben, der wüthende Sturm und das zerſtörende Wetter ſind auch nicht dein Werk." *)

So redet die Vernunft zu dem beſonnenen Denker; zu ihr geſellt ſich der Glaube und durch ſie unterſtützt und bewährt ſpricht er zum Menſchen:

„Wenn dich, Sterblicher, Zweifel umlagern, wenn du deine Beſtimmung in Täuſchung wähnſt ſich auflöſen zu ſehn, weil nicht jeder Genuß, den ſelbſt deine

*) Chacun avance plus ou moins selon son genie, son goût, ses besoins, ses talens, son zèle et les occasions, qu'il a de s'y livrer. Rousseau. Emile, l. I. Sehr anziehend und kräftig ſpricht über dieſe große Anordnung im ganzen All, über die ewige Verbindung aller Weſen Meiners, Historia doctrinae de vero Deo, pag. 13, 14 etc.

edlere Würde nicht zu verwerfen ſcheint, dir zu Theil wird; wenn du ſtets nach höherem ſchmachteſt und ſelbſt dann noch ſchmachteſt, wenn alle Wünſche dir geſtillt werden; wenn des Wiſſens Durſt du nicht ſtilleſt auch am ſprudelnden Quell des Wahren geſenkt; wenn vielmehr jeder Zug, mit dem du Erquickung trinken willſt, neue Luſt, neues Verlangen nach Kenntniß in dir aufregt; wenn endlich die Tugend mit jedem Schritte, den du zu ihr thuſt, nur um deſto göttlicher dir erſcheint, je näher du ihr zu kommen glaubſt; wenn jede gute That zu einer andern reißt; wenn ein Socrates, ein Cato am Ziele ihres Lebens fühlen mußten, daß ſie noch edler werden, noch höher in der ſittlichen Vortrefflichkeit ſteigen könnten; wenn ſo ein unendliches Fortſchreiten zu größerer Vollkommenheit dir ſich als dein Beruf in der Betrachtung offenbart: ſo vernimm die Weiſung, die ich dir gebe, und fühle die Ahndung, die ſich in dir regt."

„Nur im Vorhofe des großen Tempels wandelſt du hienieden, nur an der Schwelle zu höherem Seyn, zu vollendeterem Leben weilet hier dein Fuß. In dieſem Kreiſe umgibt dich noch des Zwielichts magiſcher Schimmer, der durch die kryſtallenen Pforten des erhabenern Doms dir matt entgegenfließt. Doch hell genug erleuchtet er deinen Gang in dem Vorhofe, geleitet dich ſicher genug an den Eingang zum Heiligeren ſelbſt. Nur verirre dich nicht ſo ſehr im ſtolzen Dünkel, darum, weil dich die Sonne des Innern nicht in Lichtglanz hüllt, auch den Schimmer im Vorhofe zu verachten, und lieber im völligen Dunkel zu wallen, als in der ſparſamen Helle getroſt deine Bahn zu verfolgen. Kann denn dein ſchwaches Auge den ſtärkern Strahl ſchon ertragen? — Wähne dagegen auch nicht in übertriebener Demuth oder im wankenden Zweifel, daß der ſeltene Schimmer dir gar nichts erleuchte, dich nichts er-

ſchauen laſſe. Siehſt du denn nicht rings umher allerlei Bilder dich anſprechen und dich hinweiſen mit bedeutenden Zügen zur winkenden Pforte? bemerkſt du nicht überall das Laufen und Streben deiner Genoſſen nach dem herüber dämmernden Eingang hin? — Eile mit, folge den rings dich mahnenden Genien, und du folgſt deiner Beſtimmung hier unten, wirſt dir ſelbſt einſt öffnen die erhabenen Thüren zum umglänzten Heiligthume."

„Wiſſe denn, dir, dem Sterblichen, ward Unſterblichkeit beſchieden; denn nur durch ein ewiges Seyn läuft dein Pfad zum Ziele. Ein neues Leben wird dich empfangen am Ausgange der Gegenwart und dich führen in eine unabſehbare Zukunft hin. Dort wiederum anfangen, den Schatz hier ſchon errungener Vorzüge zu vermehren und zu erhöhen, um von neuem weiter zu eilen und erhabenere Würde zu erlangen, iſt dann deine Beſtimmung — eine Fortſetzung der in der Wirklichkeit. Was dir hier verſagt wurde, wird dir dort vielleicht werden; wornach du hier vergebens dich ſehnteſt, wird dort dich erquicken; warum du hier im Halbdunkel nur flehen konnteſt, wird dort einſt in himmliſcher Gewährung dich beſeligen. Hier lebſt du wie am Morgen eines ewigen Tages. Noch weicht rund umher das Dunkel der langſam entſchwindenden Nacht vor den im fernſten Oſten ſich brechenden Strahlen jenes Glanzes, der den Tag ſelbſt einſt heraufführt. Bete denn in kindlicher Andacht jetzt erſt dein Morgengebet; ſtärke deinen Entſchluß, erwecke zu thätiger Wirkſamkeit deine Kraft und erwarte mit ſicherem Vertrauen den großen, herrlichen Tag, der neues Leben dir ſpenden wird. — Das iſt mein Rath, das die Ahndung, die ich dir deutlicher nur enthülle; dieſes iſt die Sprache der Natur um dich und in dir, die wahre

Offenbarung des Willens und der Abſicht des Urweſens in deiner Rückſicht; dieſes der Abglanz ſeiner Göttlichkeit, der dich nicht blendet; dieſes deine Hoffnung, dein Troſt, deine Ermunterung, die wahre Verkündigung deiner Beſtimmung. Sinke alſo nieder in der Anbetung überſchwenglichem Gefühle, ſei frei und handle."

So redet der Glaube, und die Vernunft beſtätiget ſeine geweiheten Worte. So reden Beide zu uns, und wer möchte noch dem Zweifel unterliegen, wer ſeine Beſtimmung verkennen; wer es bejammern, daß er, ein Glied des unendlichen Alls, ins Daſeyn gerufen ward, daß er Freiheit und Vernunft beſitzt, aber kein Gott iſt, der er freilich nimmer werden wird, ſelbſt nicht in der Ewigkeit endloſer Ferne? —

Drittes Buch.

Einige Supplemente zur allgemeinen Teleologie.

Vorwort.

Nicht wohl konnten die hier folgenden Betrachtungen in den Zuſammenhang gebracht werden, ohne die leichtere Ueberſicht zu hindern und den Fortgang der Darſtellung zu unterbrechen. Und dennoch ſind es Gegenſtände auf deren richtige und wahre oder unrichtige und falſche Anſicht bei der Menſchenbildung ſo außerordentlich viel ankommt. Leidenſchaften, Tugend, Aufklärung — wer wird nicht gleich bei Abhörung der Namen dieſer Stücke die Wichtigkeit derſelben zugeſtehen? So viel es alſo ohne Verletzung der Ordnung des Plans geſchehen kann, ſoll darüber in einigen Exkurſen kurz Erwähnung gethan werden.

Erſtes Kapitel.

Leidenſchaften. *)

Neigungen, Triebe, Leidenſchaften im Allgemeinen ſind viel beſprochene, oft abgehandelte Ge-

*) Vor dieſer Betrachtung ſelbſt muß nothwendig erinnert werden, daß ich mich hier durchaus nicht auf eine ſtrenge

genſtände in der Geſchichte der Menſchheit und des Menſchen. Und mit Recht hat man ihnen eine ſo vielfältige Aufmerkſamkeit gewidmet, indem ſie ohne Zweifel in dem menſchlichen Daſeyn eine Hauptrolle ſpielen. Neigungen, Triebe, Leidenſchaften gehören in mehr als einem Betrachte zu dem Weſen unſerer damaligen Natur, und können dieſer eben ſo wenig ohne Störung ihres abgeſchloſſenen Ganzen genommen werden, als irgend eine andere nothwendige Eigenſchaft ihrer Weſenheit. Sie ſind zuſammt Gefühle und daher Kinder der Sinnlichkeit, wie jene, d. h. ſie werden empfunden (ſind äſthetiſch), werden nicht allererſt durch Begriffe erkannt. Leib und Geiſt erzeugen ſie zugleich, geben ihnen aber durch ihre bis zur Stunde noch nicht enthüllte Verbindung unter einander eine beſondere Natur. Die geiſtigen werden gleichſam ſinnlicher durch den Körper, die körperlichen geiſtiger durch den Geiſt. Aus eben dieſer wunderbaren Verbindung kann ſich auch nur erklären, wie bei den Menſchen dieſelben Triebe faſt beſtändig anders als bei den Thieren und zwar mit einem Anſtriche der Vernünftigkeit erſcheinen, obgleich ſie mit der Vernunft gar nichts gemein haben, ja derſelben oft entgegen ſtreben, da ihr Princip nicht

---

Unterſcheidung der Worte Neigung, Trieb, Leidenſchaft einlaſſe, ſondern mit der Bemerkung mich begnüge, daß ich darunter alle ſogenannten Bewegungen des Gemüths, in ſo fern ſie in der Sinnlichkeit (in der weiteſten Bedeutung des Wortes) ihren Grund haben und in gewiſſen Beſtrebungen ſich äußern, einzig verſtehe. Eine ſtrenge Unterſcheidung findet man vorzüglich bei Kant Anthropol. S. 203. §. 70 ff. S. 225. §. 77 ff. Search, Licht der Natur, Thl. II. S. 113. §. 18. Snell, Handbuch der Philoſophie, 1ſter Theil, Erfahrungsſeelenlehre S. 296. Feder, Ueber den menſchlichen Willen, S. 5. §. 10. S. 20 und 21.

Bayerische Staatsbibliothek München

die Vernunft iſt. Ein höheres Leben ſpricht ſich auch in ihnen, wie ſchier in allem menſchlichen Thun aus. Wie alſo eine bloß körperliche Neigung oder Leidenſchaft geſondert und außer jener Verbindung ſich zeigen würde, das können wir höchſtens nach langer Beobachtung und Vergleichung ſchließen und vermuthen, nicht ſicher beſtimmen; eben das gilt von den bloß geiſtigen. So wie ſie ſich gegenwärtig äußern, tragen ſie das Gepräge der wechſelſeitigen Modificationen durch die Vereinigung des Leibes und der Seele zu einer Natur. *) In dieſer Geſtalt ſind ſie gleichſam das bindende Glied (wenn doch einmal eine Alles umfaſſende Kette unter den Geſchöpfen gedacht werden ſoll) welches den Menſchen reihet an die Weſen der Erde und die Engel des Himmels. Iſt die Vernunft Licht, Sonne, ſo ſind die Leidenſchaften oder Begierden Schatten; beide aber in gehörigem Verhältniſſe gemiſcht und durch einander gehoben oder gemildert liefern ein deutlicheres, vollſtändigeres Bild des Menſchen. Unter den Leidenſchaften findet aber ein großer Unterſchied in mehr als einer Rückſicht ſtatt. Sie ſind ungleich theils in Abſicht auf Würde und Rang, theils in Abſicht auf Stärke und ſubjektive Verhältniſſe. Was zuvörderſt ihre Würde angeht, ſo iſt bei einiger Aufmerkſamkeit offenbar, daß eine vor der andern einen bedeutenden Vorzug gewinnt, je nachdem in jeder die geiſtige oder körperliche

*) Plato nimmt nach den drei Hauptheilen der Seele, die er feſtſetzt, auch eben ſo viele Hauptzweige der Triebe und Leidenſchaften an. Plato de republ. vol. VII. lib. IX. pag. 257. Edit. Bipont. Aristoteles. Ethic. ad Nicom. lib. II. c. 4, 5. Hier zählt er die verſchiedenen Leidenſchaften auf und gibt ihnen das allgemeine Kriterium der Luſt und Unluſt: — — — ὅλως οἷς ἕπεται ἡδονὴ ἢ λύπη.

Natur die vorwaltende iſt. So iſt der Trieb zur Erhaltung des Lebens durch Nahrung und die dadurch erregte Begierde nach ſinnlichem Genuß durch den Geſchmack, oder der Trieb zur Erhaltung der Gattung durch Fortpflanzung und die daher entſtehende bloß ſinnliche Liebe der Geſchlechter ohne Zweifel mehr körperlicher Art, ja, man möchte ſagen, faſt ganz dieſes Urſprungs, wenn ſelbſt hierbei das geiſtige Weſen nicht mannigmal durchſchauete. Dagegen hat die Neigung zur Herrſchaft oder das Streben, ſeine eigenen Kräfte über fremde geltend zu machen, ſo wie die Sucht nach Ehre, oder das Bemühen, durch die Meinung Andere nach ſeinen Abſichten gebrauchen zu können, eine größere Verwandtſchaft mit dem Geiſtigen, und deswegen wird auch ihre Verbindung mit andern Anlagen der Seele um ſo leichter. *)

Die Leidenſchaften, Begierden und Neigungen ſind ferner verſchieden dem Grade und der Stärke nach. Auch dieſer Unterſchied fällt bei einiger Beobachtung von ſelbſt in die Augen. Jene äußern ihre Kraft auf den Menſchen gewaltiger, dieſe ſchwächer; jene reißen ihn fort, wie eine Flut die Gegenſtände ihres Weges; dieſe dagegen überliſten ihn und lauern ihren Zeitpunkt ab. So iſt die Liebe in ihren erſten Momenten eine der ſtärkſten Leidenſchaften, welche unſerer Natur zuge-

*) Dieſer Eintheilung ſcheint ſchon Plato zu folgen, indem die Bedeutung der Wörter ἐπιθυμία und θυμὸς dieſe verſchiedene Würde ziemlich ausdrückte. Von dem Ehrgeize ſagt auch Sallustius Bell. Catil. c. II. quod tamen vitium propius virtuti erat etc. Kant Anthrop. S. 228. (2te Ausgabe) hat eine andere Eintheilung, nämlich in natürliche (angeborne) und durch die Kultur erworbene; allein wenn er Herrſchſucht mit unter dieſe zählt, ſo ſcheint er überſehen zu haben, daß ſie auch bei Thieren ſich zum Theil findet.

theilt wurden. Wer kennte nicht ihre wichtigen Wirkungen im Gebiete des Guten, wie des Uebels; wer nicht ihre wichtigen Folgen für Glück und Unglück, Wohl und Weh des menſchlichen Geſchlechts? Gleich ungeſtüm, ja im Augenblicke noch ungeſtümer und forteilender wirket der Zorn; nur daß die eigentliche Kriſis deſſelben von kürzerer Dauer zu ſeyn pflegt, als die einer auch noch ſo trunkenen Liebe. Anders verhält es ſich mit der Ehr- und Habſucht. Denn zählt gleich die Geſchichte der Menſchheit eine faſt eben ſo große Anzahl von heilſamen und verderblichen Folgen, die aus dieſen beiden Trieben hervorgingen, ſo dürften ſie nichts deſto weniger in Betreff der intenſiven Kraft, womit ſie wenigſtens für den Moment ſich äußern, jenen erſt genannten weit nachſtehen.

Endlich ſind die Neigungen, Begierden und Leidenſchaften auch verſchieden bei verſchiedenen ſubjektiven Verhältniſſen, d. h. in Abſicht auf die reſpektiven Subjekte, bei denen ſie ſich finden. Ganz ohne ſie iſt Keiner und kann Keiner ſeyn, denn Jeder iſt ſinnlich-vernünftiger Natur und alſo den daher ſich ergebenden Forderungen und Beſtrebungen unterworfen; allein ſie ſind nicht bei Allen in gleichem Verhältniſſe und Grade vorhanden; auch zeigen ſie ſich nicht bei Allen auf gleiche Weiſe. Selbſt in einem und demſelben Subjekte wirken ſie nicht beſtändig einförmig, ſondern ändern in verſchiedenen Zeiten oft Manches in ihrem eigenthümlichen Charakter. Körperliche Konſtitution, Verſchiedenheit der jedesmaligen Geiſtesanlagen ſind wohl die Haupturſachen ihrer Mannigfaltigkeit. Eine größere oder geringere Reizbarkeit des Nervenſyſtems veranlaßt meiſtens auch ein eigenes Verhältniß in den Trieben und Neigungen; beſondere Beſchaffenheit des Organismus überhaupt erzeugt gleichfalls Eigen-

ſchaften bei jenen. Daher finden ſich bei Männern und Weibern zwar dieſelben Begierden und Neigungen im Allgemeinen, aber doch in verſchiedenen Graden, wie der Unterſchied der Organiſation das Maß beſtimmt. Ferner muß die Art der Miſchung der feſten und flüſſigen Theile, ſo wie auch die Nahrungsmittel allerlei Modifikationen desfalls bewirken. Wie ſehr aber die letzten nicht anders als durchaus ungleich auf die ſinnliche Natur und mithin auch auf die aus ihr entſpringenden Neigungen einfließen können und müſſen, erſieht ſich ſchon daraus, daß von ihnen die verſchiedenen Säfte, ſonach die verſchiedene Dispoſition des Körpers in ſehr vieler Hinſicht abhängt. Klima endlich, Erziehung, Gewöhnung und die ganze Lebensart bewirken unverkennbare Unähnlichkeiten in den Trieben und Leidenſchaften. Sie werden den Einen mehr hier den Andern mehr dort hin neigen; den Einen erregen, den Andern niederhalten; Dieſen fortreißen, Jenen erlähmen und in der Thätigkeit hemmen. *)

Dieſe Darſtellung und Betrachtung der eigentlichen Natur der Neigungen und Leidenſchaften konnte und durfte dem Zwecke dieſer Abhandlung gemäß nur kurz und gleichſam vorläufig Statt finden, indem eine genauere Unterſuchung hier vom Wege abführen würde,

---

*) Siehe Feder, über den menſchlichen Willen, Thl. I. Kap. 4. Ueber die Charakteriſtik der einzelnen Neigungen, ſ. Kant a. a. O. S. 229, 233, 234 — 241. Viel Gutes und Treffendes findet man in Platner's philoſoph. Aphorismen, Thl. II. S. 291 ff. Snell's Handbuche der Philoſophie, Thl. I. Erfahrungsſeelenlehre, S. 304 ff. Search, a. a. O., Thl. II. §. 5 — 18. Cicero Tusc. quaest. lib. IV. c. 6 — 12, wo er die Leidenſchaften nach der Lehre der Stoiker charakteriſirt. Ferner über die Meinung der letztern Diogenes Laertius (vit. philos.) in Zenone, lib. VIII, wo den Thieren die Leidenſchaften abgeſprochen werden.

wo es vorzüglich auf eine allgemeine Beleuchtung ihres praktiſchen Intereſſes ankommt. Fragen alſo über den Nutzen und Schaden derſelben im menſchlichen Leben; über ihren Einfluß auf Wohl und Weh der Menſchen, auf deren Handlungen und Beſtrebungen insgeſammt können hier auf Beantwortung Anſpruch machen.

Gewiß nicht ohne die weiſeſte Abſicht ſind dieſe Anlagen neben ſo unzählig vielen andern in die menſchliche Natur von Anbeginn verflochten worden. Der Menſch ſoll in ſeiner gegenwärtigen Wirklichkeit (wie oben ausgeführt iſt) unter den Millionen von Geſchöpfen, womit, ſo weit das Auge unſers Körpers und Geiſtes reicht, die Welt bevölkert und angefüllt iſt, ein eigenes Ganze bilden, er ſoll als Weſen einer beſondern Gattung erſcheinen und in dieſer Geſtalt die Mannigfaltigkeit der ungeheuern, endloſen Schöpfung vermehren helfen. Sein höchſter Beruf iſt demnach, daß er dasjenige wirklich zu werden ſich beſtrebt, wozu ihn eine verborgene Weisheit in dieſe Verbindung der Weſen geſetzt hat (S. 1ſtes Buch, 4tes Kap.). Aus dieſer Verbindung eigenmächtig ſich losreißen und zu einer unbekannten, uns abſichtlich noch nicht entſchleierten Ordnung ſich ſelbſt hinaufſetzen zu wollen, ſcheint eben ſo zwecklos und verwegen, als es auf der andern Seite ſchimpflich und des Menſchen, ſo wie ſeiner höhern Natur unwürdig iſt, wenn er, ſich ſelbſt verkennend, ſeinen ihm angewieſenen Kreis verläßt und mit niederern Geſchöpfen in der Lebensart wetteifernd, ſein edleres Seyn ganz und gar verleugnet. Alſo Menſch zu ſeyn in dem eigentlichen Sinne des Wortes; Harmonie zu bringen und zu erhalten zwiſchen Körper und Geiſt, Sinnlichkeit und Vernunft, Erde und Himmel — iſt die wichtige Aufgabe für uns Alle, die wir uns Menſchen nennen; ihre richtige Löſung unſers Bemühens Ziel. Nei-

gungen, Leidenſchaften haben aber viel mitzuſprechen, wenn dieſes Ziel wirklich, oder doch ſo viel möglich, ſoll erreicht werden; ſie ſind gleichſam konſtitutionsmäßige Mitglieder unſerer Exiſtenz, und ihre Stimme darf im Rathe nicht überhört werden. Sie daher nicht achten, ja ſie wohl gar als Fehler anſehen, wie die Stoiker und andere Rigoriſten der Heiden- und Chriſtenwelt thaten und noch wohl hin und wieder thun, heißt die Zwecke des Menſchen ſelbſt verkennen, heißt wirkſame Mittel zu ihrer Realiſirung mit unnatürlichem Dünkel verwerfen. *) Neigungen und Leidenſchaften ſind theils ſelbſt reichhaltige Quellen menſchlicher Handlungen, aus denen dieſe in allerlei Richtungen gleich unzähligen Bächen und Strömen unter verſchiedenen Geſtalten leiſe hervorrieſeln oder mit lautem Gebrauſe hervorſtürzen; theils ſind ſie kräftige Hebel für den Willen, ſeinem Entſchluſſe Nachdruck zu geben, ihn zu beſchleunigen oder ſchneller die Ausführung deſſelben zu bewirken. Mag ſich gleich der Menſch dadurch vorzüglich von den übrigen lebenden Geſchöpfen der Erdenwelt unterſcheiden, daß er ſich frei zum Thun beſtimmen, ſeiner Einſicht folgen kann und nicht einzig vom Inſtinkt geleitet wird; ſo kann doch nur ein oberflächlicher oder in Vorurtheilen befangener und darum verkehrter Beobachter im Ernſt der Meinung es behaupten, der Menſch könne ſeine Begierden und Leidenſchaften gänzlich un-

*) Ueber dieſe Lehre der Stoiker ſ. Cicero Tusc. quaest. l. IV. c. 13 u. 14. Seneca, de ira l. I. c. 10, wo in Bezug auf die Triebe und Neigungen geſagt wird: Adsit hoc a virtute malum, ut unquam ratio ad vitia (sc. affectus) confugiat. So auch c. 9. Nunquam enim virtus vitio adjuvanda est. Daß gewiſſe Inſtitute in der chriſtlichen Zeit gleiche Lehren vortrugen und befolgen wollten, weiß jeder in der Profan- und Heiligengeſchichte nur etwas Bewanderte.

beachtet laſſen, könne ſie durchaus zum Schweigen verweiſen und bloß und ſtets der Stimme der Vernunft Gehör geben. Denn ſind nicht jene häufig da das ſtärkſte Motiv zum Handeln, wo dieſe vergebens mit ihrem gebietriſchen Imperativ vom Throne herabredet? wo das kalte Geſetz für ſich die Thätigkeit aus dem Schooße der gemächlichen Ruhe oft nur mit Mühe hervorrufen würde, vermag da nicht mannigmal eine verborgene oder offene Neigung mit Zaubergewalt den Willen für die That zu bewegen, um das Gute und Nützliche mit Eifer zu verwirklichen? Wo der bloße Gedanke der Pflicht den Krieger nur ſchwach antreibt, Gut und Blut im mörderiſchen Kampfe zu wagen, entflammt da nicht die Liebe zum Vaterlande oder der Lorbeerkranz des Ruhms ihn mit hohem Enthuſiasmus zur Tapferkeit, zu faſt übermenſchlichem Muthe? wo der denkende Forſcher, ermüdet von ewigem Streben und zurückgeſchreckt durch die unzähligen Hinderniſſe, die ſich ſeinem Vorwärtsdringen entgegen häufen, nicht ſelten die angetretene Bahn wieder verlaſſen, ſeinem Geiſte behagliche Ruhe, ſeinem Körper emporblühende Geſundheit gönnen möchte; reißt ihn da nicht oft die Begierde des Wiſſens, die Vorſtellung der Ehre, die Palme, dem hohen Talente geweihet, dahin zu neuen Verſuchen, zu wiederholter Anſtrengung und zur Verzichtung auf manche andere Freuden? Kurz die Leidenſchaften vermögen den Sterblichen, theuere Opfer zu bringen auf dem Altare des Geſammtwohls, oft für das Weltbeſte liebliche Wünſche des Herzens nicht zu hören, wo die ernſte Vernunft vergebens ihr majeſtätiſches Scepter bewegen würde. Nicht zu berechnende Vortheile würde die Welt noch entbehren, herrliche Schätze aller Art würden dem Glücke noch verſchloſſen ſeyn, ja ſelbſt das Reich der Tugend würde ſich bei weitem noch nicht ſo ſehr verbreitet haben, als es ſich wirklich hat, und nicht ſo glänzende

Denkmale von allerlei Großthaten würden in den Hallen des Ruhms und der Dankbarkeit prangen, wenn nicht die *Neigung* und *Leidenſchaft* in tauſend Formen und Gewändern die ruhende Kraft geweckt, dem Willen Schwung, dem Entſchluſſe Vollendung ertheilt hätte. Ohne dieſe kräftigen Motive würden ſelbſt in unſerer inneren Welt noch nicht ſo viele Entdeckungen gemacht ſeyn; ohne dieſe wohlthätigen Stürme in unſerer Bruſt möchte vielleicht noch Manches von den mannigfaltigen Herrlichkeiten unentwickelt ſchlummern, mancher Same der Vortrefflichkeit noch nicht aus der Tiefe emporgeſchoſſen und zu ſchöner Reife gediehen ſeyn. *)

So auffallend und unverkennbar aber der große Nutzen der Leidenſchaften und Neigungen in der Oekonomie des menſchlichen Lebens auch am Tage liegt; ſo klar muß es dagegen dem Unbefangenen einleuchten, daß ſie oft nur zu zerſtörend ihre Wirkſamkeit äußern, daß ſie manches Gute hindern, manches Uebel fördern. Sind ſie oft heilſame Winde, welche auf dem Ocean des menſchlichen Daſeyns das Schiff ſchneller in den Hafen des Glücks und des Heils hintreiben; ſo werden ſie doch nicht ſelten tobenden Stürmen gleichen, die daſſelbe in den Abgrund ſchleudern oder an den Klippen zerſchellen laſſen. Wirken die Leidenſchaften häufig eben ſo vortheilhaft in der *geiſtigen* Welt, als Gewitterſchauer in der *animaliſchen* und *organiſchen* dazu

---

*) Wie ſehr die Stoa alle Nützlichkeit den Leidenſchaften abſprach, kann man aus dem *Cicero* erſehen a. a. O. So ſagt auch *Seneka* in ſeiner Abhandlung de ira. lib. I. c. 9. Affectus quidem tam mali ministri, quam duces sunt; und c. 10. Ergo modicus affectus nihil aliud, quam *malum modicum* est. Anders dachte *Plato* ſ. a. a. O. So ſchön als richtig redet *Pope* über den Einfluß der Leidenſchaften in dem Essay on Man. ep. II. 2.

dienen, die Luft zu reinigen, die Geſundheit zu befördern und dadurch ein freieres und regſameres Leben in der ganzen Natur zu ſchaffen; ſo zertrümmern ſie auf der andern Seite eben ſo oft, den wilden Orkanen gleich, manches ſchöne Gebäude im Innern und reißen bisweilen mit der Wurzel das Gute und ſchon emporblühende Vortreffliche aus dem Boden des Herzens, dem ſie ihrer Beſtimmung gemäß nur zum beſſern Gedeihen frommen ſollten. Darum nun muß die Vernunft über ſie wachen und die gerechte Herrſchaft gegen ſie ausüben, die ihr höheren Orts anvertrauet ward. Sie muß ernſt ihr Recht gebrauchen, wenn die untergebene Macht zu gewaltſam ſich regt; ſie muß mit erhabener Kraft mäßigen den Uebermuth der Verwegenen, wenn ſie zu kühn ſich erheben, und empöriſchen Rebellen ähnlich, trotzig aufſtehen. *)

Doch nicht bloß hindernd ſoll die Vernunft hier eingreifen, nicht bloß zurückhalten die Leidenſchaften von zerſtörenden Wirkungen; ſondern ſie hat auch die Pflicht, durch eine kluge, naturgemäße Leitung und Gewöhnung derſelben ſo viel Gutes durch ſie wirklich zu machen, als es ſonſt ohne Beeinträchtigung anderweitiger Forderungen in uns geſchehen kann. Die Vernunft muß freilich vor Allem, einer weiſen Regierung gleich, auf Sicherheit vor den unruhigen Trieben und Begierden hin arbeiten, muß darum zuerſt negativ in Abſicht auf ſie wirken; allein ſo wie eine kluge Staatsverwaltung bei jener erſten Sorge auch darauf ſieht, wie ſie ohne die freie Thätigkeit der Bürger ſo wenig als möglich zu beſchränken und ohne die ſelbſtſtän=

*) Plato de Republ. lib. IX. vol. VII. pag. 279. Nachdem er die Wirkungen einiger Neigungen dargeſtellt hat, ſchließt er: Οὐκ οὖν ὅ γε νοῦν ἔχων etc.

dige Entwickelung des großen lebendigen Körpers zu gefährden, die günſtigen Umſtände und ſich darbietenden Mittel dazu gehörig und mit Vorſicht benutzen möge, die Geſundheit des Ganzen zu befördern und das Wohl der Geſammtheit mehr zu heben und zu verbreiten: eben ſo muß die Vernunft bei ihrer Oberaufſicht über die ſinnliche Natur nicht bloß freies Regen und Bewegen überhaupt zu erhalten und die anderen Kräfte und Beſtrebungen gegen die übermäßige Wirkſamkeit der Neigungen und Leidenſchaften gehörig in Schutz zu nehmen ſich bemühen; ſondern ſie darf auch nicht unterlaſſen, dieſelben ſo zu gebrauchen, daß ſie durch ſie, ohne gewaltſame Verrückung ihrer Richtungen und ohne zu willkürliche Beſchränkung ihrer Anregungen, zu dem erhabenen Baue unſerer Beſtimmung ſo viel hinwirkt, als es die Natur der Leidenſchaften ſelbſt erlaubt. Der Vernunft gab deshalb die Vorſehung die Zügel, damit ſie, wie die Wettkämpfer in Griechenlands Stadien ihr Geſpann, der Sinnlichkeit und der Triebe forteilende Gewalt mit feſter Hand und kluger Mäßigung bald aufhalten und einſchränken, bald leiten und zum herrlichen Ziele hinwenden ſollte.

Werden demnach die Leidenſchaften auf dieſe Art mit Klugheit behandelt, ſo iſt ihr großer Nutzen, wie geſagt, in mehr als einer Hinſicht unverkennbar, ihr Einfluß auf die Veredelung des Menſchen offenbar und ihre Beachtung in dem Bildungswerke, ſo wie in der Bildunglehre ein nothwendiges Erforderniß. Durch ſie vollendet ſich die Menſchheit, wie durch tauſend andere Mittel. Das Ganze gewinnt durch ſie an Glückſeligkeit, eilt raſcher der Wahrheit entgegen und die Sittlichkeit reicht durch ihre Hülfe ſicherer der Tugend Kränze.

Was aber jeder dieſer Hauptzwecke noch insbeſon=

dere durch ſie gewinnt, iſt dieſes, daß durch den unvermeidlichen Kampf der Vernunft gegen ihre Anmaßung die Kräfte überhaupt mehr geweckt und in Thätigkeit geſetzt werden, daß dadurch jedes Intereſſe in uns, ſchon wegen der zu befürchtenden Beeinträchtigung, lebhafter ſich regt und ſeine Rechte behauptet; daß die Aufmerkſamkeit auf das Gleichgewicht aller Theile geſpannter, die Harmonie daher immer mehr und mehr in den menſchlichen Beſtrebungen hergeſtellt, erhalten und vollendet wird; daß das Bewußtſeyn thätiger wacht und umherſchauet, daß das ganze innere und äußere Leben lebendiger ſich bewegt, alle Anſtrengungen im Streite an Stärke zunehmen, an Muth wachſen, in neue und höhere Richtungen ausſchlagen. Vorzüglich muß die Moralität von dieſer Seite durch die Leidenſchaften beträchtlich gewinnen an innerer Kraft und Würde. Es iſt aus dem Begriffe der Tugend, in ſo fern man ſie als eine Stärke der Seele in Beſiegung der Hinderniſſe, welche der Ausführung der Pflicht ſich häufig entgegenſtellen, betrachtet, an ſich ſchon klar, daß ihr Werth da größer iſt, wo die Zahl der Hinderniſſe größer, die Menge der Aufopferungen beträchtlicher iſt; daß der ſittliche Adel da mehr ziert, wo er mühvoller erworben ward; daß die Siegeskrone da ſchöner und ehrenvoller des Kämpfers Scheitel ſchmückt, wo mehrere Gefahren zu beſtehen, trotzigere Feinde zu bezwingen, eine ſtärkere Macht zu beſtreiten war. Leicht iſt aber da das Geſetz befolgt, wo keine entgegenſtrebenden Intereſſen abzuweiſen ſind; gemächlich geht's ſich da auf dem Wege der Pflicht, wo nichts ſeine ſanfte Ebene unterbricht. Wären nun die Leidenſchaften uns nicht zugetheilt, ſuchte nicht manche ſüße Neigung uns von der ernſten Tugend in die verführeriſchen Arme der Luſt oft gegen den Befehl der Pflicht hinzuziehen: wo wäre dann der Kampf; wo

würde da der Muth, der feſte Wille bewährt? wie möchte der Edle dann ſo ſehr in ſeines Bewußtſeyns himmliſchem Genuſſe ſchwelgen; wie der Heilige im Strahlenſcheine ſein Haupt erheben, wie der redliche Biedermann ſeiner Tugend mit ſo hehrem Stolz gedenken? *)

So unvermeidlich nach dem oben Geſagten der Schade iſt, den die Neigungen und Leidenſchaften herbeiführen, wenn ſie zu verwegen ſich aller Herrſchaft entziehen; ſo große Gefahr allerdings für die Zwecke der menſchlichen Natur und ihre harmoniſche Realiſirung entſtehen muß, wenn die Sinnlichkeit, jede Befriedigung ihrer noch ſo unmäßigen Wünſche erlangend, die Vernunft vom Throne herabreißt und der Thierheit den Purpur umhängt: eben ſo unbillig und gefährlich, eben ſo zweckwidrig und verwerflich iſt es aber auch hinwiederum, wenn die Vernunft, ihre rechtmäßige Gewalt mißbrauchend, alle Schranken vergißt; wenn ſie unterdrücken, vertilgen, ertödten will, was ſie nur bewachen, lenken und mit Weisheit zu edeln Zwecken gebrauchen ſollte. Sie maße es ſich daher niemals an, die Abſicht der Natur verhöhnend und den Schöpfer derſelben meiſternd, Despoten gleich, welche die Kräfte der Bürger lähmen, um ſich ihre Tyrannei zu ſichern, die Triebe, Neigungen oder Leidenſchaften gänzlich niederzuhalten, und ſtatt klug zu regieren über ſie, dieſelben zu feilen, kriechenden Sklaven herabzuwürdigen. Denn auch ſie haben ihre Rechte vom Himmel erhalten, die nur da höheren Anſprüchen zu weichen brauchen, wo ſie mit

*) Kant, Metaphyſ. der Sitten, S. 2 u. 3, ferner S. 28 u. 46. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität 2te Samml. S. 117. N° 20.

ihnen ſtreitend, oder beſſer nur begegnend, zuſammentreffen. Dieſe Rechte aber in Feſſeln ſchlagen, oder durch planloſe Eroberungen im Gebiete der Sinnlichkeit ganz vernichten und niedertreten wollen — heißt das allgemeine Völkerrecht der menſchlichen Natur verachten, und da zum unumſchränkten Uſurpator werden, wo doch nur eine konſtitutionelle Regierung ſtatt finden ſollte.

Allein abgeſehen von dem Unſtatthaften einer ſolchen ungerechten Anmaßung an ſich von Seiten der Vernunft, räth ſchon ihr eigenes Intereſſe zu mildern Grundſätzen. Denn vergebens wird ſie bei ſolcher Tyrannei dann Hilfe von den Leidenſchaften erwarten, wenn ſie für ſich zu wenig wärmend und begeiſternd den Willen zur That auffordert; vergebens wird ſie von den gepreßten Sklaven das hoffen, was dieſe als geſetzmäßige Unterthanen bei ſanfterer Behandlung von ſelbſt dienſtfertig geleiſtet hätten. *)

Wie irrig, wie ganz verwerflich demnach die Lehren derjenigen Sekten der Philoſophen alter und neuer Zeit ſind, die in gänzlicher Niederſchlagung der Leidenſchaften und Triebe den höchſten Triumph menſchlicher Größe zu feiern und den echten Stein der Weiſen zu finden glauben; wie abweichend von den Zwecken unſerer Natur und folglich der ſie ſchaffenden Weisheit, wie entgegenſtrebend der Wahrheit und voll trügeriſchen Scheins ferner die Meinungen orientaliſcher, beſonders indiſcher und chriſtlicher Anachoreten und aller derjenigen Geſellſchaften und Korporationen ſind, die in der Ab- oder beſſer Ertödtung

---

*) 'Tis her's (reason's) to rectify, not overthrow,
And treat this paſſion more as friend than foe.
Pope, Eſſay on Man. ep. II. v. 163.

des Fleiſches, ſo wie in der Zurückdrängung der Leidenſchaften die würdigſte Verehrung Gottes, den ſchönſten Kranz der Tugend und den glänzendſten Ruhm ſetzen; die, ſtatt die Menſchen über ihre wahre Beſtimmung und eigentliche Würde zu belehren, die Gemüther mit Schwärmerei und ſchädlichen Irrthümern füllen — wie fehlerhaft, ſage ich, wie durchaus gegen alle geſunde Vernunft und alles richtige Gefühl ſolche Lehren ſind und ſeyn müſſen, ergibt ſich zur Genüge aus der obigen Darſtellung und aus einer freilich unbefangenen und von den Banden des Vorurtheils entfeſſelten Beobachtung des Menſchen ſelbſt und ſeiner ganzen Beſchaffenheit und Einrichtung.

Was frommte die Philoſophie der Stoiker (ohne die Erhabenheit in ihr und ihre günſtigen Wirkungen auf Manche ihrer Freunde zu mißkennen) der eigentlich menſchlichen Vollkommenheit, dem wirklich menſchlichen Seyn denn vorzüglich? Nur Wenige ihrer Anhänger, und unter dieſen Wenigen nicht ein Einziger nach dem ganzen Sinne der Lehre, waren ſtark genug, ihren überſpannten, übermäßigen Forderungen nachzukommen. Die Meiſten trugen nur ihre eingebildete Größe in ſtolzem Wortgepränge zur Schau und handelten wie — andere Menſchen. Die Natur ſelbſt ſtrafte ſie Lügen, wenn ſie (ſonſt wahr im Uebrigen) als höchſtes Princip fürs Thun den oberſten Grundſatz aufſtellten: „Lebe der Natur gemäß.“ *) Denn in ihren weitern Lehren und Folge-

*) Dieſes Princip der ſtoiſchen Philoſophie, die eigentlich ohne beſtimmtes Syſtem und nur praktiſch war, findet man häufig beim Cicero angeführt. Beſonders de fin. l. IV. c. 10, ebd. c. 11, 12, 13, ff. Joh. Stob. l. cit. part. 2. pag. 108 et 152.

rungen verkannten ſie die Natur und ihre Weſenheit; verwirrten ſich in allerlei Spitzfindigkeiten und wußten am Ende ſelbſt nicht recht, wie ſie mit ihrer Philoſophie daran waren. Sie hielten für hohe Weisheit, was beim Lichte beſehen, doch oft nur Irrthum und glänzender Nimbus, keine echte Größe war. Sie lehrten Unempfindlichkeit gegen Alles, was von außen kommt, was nicht, nach ihrem Ausdrucke, in des Menſchen Gewalt ſelbſt ſteht; ſie ſetzten in der Freiheit von allen Begierden und Leidenſchaften, in der Unabhängigkeit von allen äußern Dingen das höchſte Gut des Weiſen, und überſahen, daß ſie dadurch nichts weniger als weiſe handelten. Freilich bin auch ich der Meinung, ſo wie es Jeder bei einigem Nachdenken ſeyn wird, daß Unabhängigkeit in ihrer wahren Bedeutung eins der erſten Güter des Menſchen iſt — allein ich frage, worin beſteht denn dieſe Unabhängigkeit? Doch wohl nicht in einer Verdrehung unſerer urſprünglichen Natur; nicht in einer trägen Gefühlloſigkeit, die von dem Regen und Leben innerer Triebe nimmer geſtört wird; nicht in einer unthätigen Ruhe oder einem ſogenannten Frieden, der aber nicht ſo ſehr aus der Harmonie des ganzen Weſens und aus dem, von dieſer Harmonie ſich herleitenden Bewußtſeyn des Werthes hervorgeht, als vielmehr aus einer ungerechten Unterjochung unſers ſinnlichen Theils, aus einer grauſamen, ſündhaften Zerſtörung der einen Hälfte unſerer Natur! Iſt nicht ein ſolcher Frieden eher Abſtumpfung, als wahre Ruhe; mehr Trägheit, als hohes Streben, mehr das Reſultat der Feigheit, als echten, ſtandhaften, kräftigen Muths? Warum unterdrückt man ſonſt die entgegengeſetzte Partei ſo ſtreng und ſorgfältig, als weil man meiſtens einen ehrenvollen Kampf mit ihr ſcheuet; weil man nur durch gänzliche Ausrottung ſich vor jedem neuen Angriffe ſicher glaubt,

da man nicht Kraft genug in ſich hat, muthig demſelben zu begegnen? Wahre Unabhängigkeit aber — wie geſagt, ein herrlicher Schatz des Sterblichen — beſteht allerdings in einer gewiſſen Ruhe des Geiſtes, in einem gewiſſen Frieden des Innern; allein nur in ſo weit man ſich bewußt iſt, daß der vermeinte Feind, die Sinnlichkeit, nicht ſo leicht einen bedeutenden Vortheil über die Vernunft erlangen wird; in ſo weit man ſeine Triebe, Begierden und Neigungen durch fortgeſetzten Kampf und daher gewonnene Stärke zu lenken und zu regieren weiß; in ſo fern man den Schickſalen und Allem, was nicht von unſerer freien Entſchließung abhängt, nie ganz zur Beute ſich hingibt; ſondern in ſich ſelbſt ſtets Labe und tröſtende Hoffnung findet. Der wahrhaft Unabhängige, alſo der wahre Weiſe, iſt derjenige, der die Vernunft als oberſte Gebieterin in ſich anerkennt; der durch ſein Bemühen nach Uebereinſtimmung in dem Ganzen ſeines Daſeyns jeden Widerſpruch in ſeiner Natur und ſeinem Weſen zu heben verſteht; der nur der Wahrheit huldiget, wo er ſie findet und ſeinen Sinn und ſein Gemüth durch Vorurtheile, Wahn und niederes Denken nie entweihet; der bloß ſo auf Ehre, Glück und Reichthum bauet, daß, wenn dieſe Stützen brechen, das Gebäude ſeiner Zufriedenheit und Seligkeit nicht zuſammt darnieder ſtürzt; der endlich ſtrebt, hinan zur Vollkommenheit aus ſich, durch eigne Kraft zu klimmen in jeder Art, und Menſch zu ſeyn für immer. Wie aber ſchon bemerkt iſt, verhält es ſich nicht ſo mit dem Stoiker und mit dem, was er Unabhängigkeit nennt. Dieſe, in ſeinem Sinne iſt ein Unding für Erdenbürger der Gegenwart; was er als Weisheit prediget, iſt nicht ſelten bloß prahleriſcher Staat; was er als höchſte Tugend preiſt, trägt oft des Stolzes glänzendes Gepräge, und durch den Man-

tel ſeiner erträumten Hoheit guckt faſt aus jeder Falte des Egoismus umſchleierte Geſtalt. *)

Eben ſo, oder aus Mangel ſtrenger Ueberlegung, noch ſchlimmer, verhält es ſich mit den phantaſtiſchen Bürgern einer nicht philoſophiſchen Einſamkeit aller Zeiten, die einſt in grauer Vorwelt in Syriens und Thebens Wüſten, in ſpätern Tagen aber noch in Indiens Einöden oder hinter ſtarren Mauern in Europa ihr meiſtens thatenloſes Daſeyn einförmig hinſchleppten; die ihr Fleiſch ertödteten, um dadurch des Himmels Gunſt, nicht ſelten aber, wenn gleich ziemlich irdiſch, des Volkes Lob zu erſtreben; **) die, ſtatt durch edles Wirken für Bürgerglück und Menſchenwohl der Abſicht des Weltregierers zu entſprechen, flohen vor der

*) Ueber alle dieſe Fehler und Verirrungen der ſtoiſchen Philoſophie ſ. Cicero de fin. l. III. u. IV. Tusc. quaest. l. IV. Selbſt Seneka führt ſolche Beiſpiele von Spitzfindigkeiten an. Ep. 82. u. a. a. St. A. Gell. l. XIII. c. 8. Brucker. Hist. crit. phil. Tom. I. pag. 920. Horat. Satyr. l. II. Sat. 3. Garve, Anmerkungen zu den Pflichten, Thl. II. S. 14. ff. Herder, a. a. O. 2te Sammlung S. 120. Bouterweck, Lehrbuch der phil. Wiſſ. Thl. II. S. 86. §. 47. Vergl. J. v. Müller, a. a. O. Thl. I. S. 69.

**) Ich kenne ſehr wohl das »mortificetur caro« des Apoſtels, was Viele zu verführen ſchien. Allein dieſer Text der Schrift oder vielmehr deſſen verkehrte Deutung beweiſet nichts gegen mich, ſondern gegen Jene, welche alle gelehrte, vernünftige Exegeſe, alles beſſere Schriftſtudium haſſend oder verwerfend, die heiligen Worte auslegen nach den Schwärmereien und den Vorurtheilen ihres Kopfes. Möchte man nur nicht dergleichen noch ſo Viele kennen, möchte es nicht noch Inſtitute der Theologie geben, wo weder Bibelauslegung noch Kirchengeſchichte vorgetragen wird. Dieſes beiläufig. Hier führe ich nur für meine Behauptung noch an: Prediger, K. VI. v. 9, 10. K. IX. v. 7, 89. N. T. Matth. K. XV. v. 1—20. Luk. K. V. v. 33, 34 ꝛc.

Welt und in Höhlen oder andern Wohnplätzen der Finſterniß und des moraliſchen und phyſiſchen Todes, der heiligen Natur Hohn ſprachen, die ſich aber gewöhnlich auf eine ſchreckliche Weiſe an ihren verirrten Kindern rächte — Nur wenig Segen, wenig Heil kann aus ſolchen Inſtituten der Verkrüppelung für die Welt entſprießen. Aus ihrem Schooße haucht Winterkälte, die ſelten und nur mit wenigen glücklichen Ausnahmen mehr fördern kann, als kriechendes Moos und ſaftloſes Geſtrippe. Möchte der Genius der Zeit, indem er uns endlich durchdringt, die emporringende Menſchheit durch ſeine göttliche Kraft ſichern fortan vor ſolch falſchem Beginnen und Wirken in unſern Tagen. Möchten weder Obrigkeiten, noch ihre erleuchteten Diener; weder Lehrer noch Prieſter und überhaupt Alle, denen die ewige Weisheit einen Theil der Bildung des menſchlichen Geſchlechts vertrauete, ihn verkennen, dieſen Genius. Möchte nicht zurückkehren durch ſolche, ihm widerſtrebende Anſtalten der Finſterniß lebentödtende Nacht — möchte man dergleichen Verſuche, ſie für Folgen mißverſtandener Religion oder ſelbſt eines zu weit getriebenen Eifers für das Gute haltend, abweiſen, und mit ſorgſamer Hand dafür die Mittel ſammeln und gebrauchen, welche die große, ſonſt verderbliche Kataſtrophe der letzten Vergangenheit reichlich ſtreute. Nur in dieſem Falle befolgt man der ewigen Weisheit Willen, die Frieden aus dem Kampfe, Glück aus dem Unglücke, Güter aus dem Uebel ſprießen läßt für unvernünftige und vernünftige Weſen. Mißkennung oder Verleugnung des Geiſtes der

Zeit iſt die höchſte Empörung gegen Gott und Himmel, gegen unſere Natur und Beſtimmung, iſt der Quell wahren Uebels und Unglücks. *)

Zweites Kapitel.

Aufklärung.

Wahrheit, intellectuelle Bildung oder Aufklärung iſt, wie oben ausgeführt worden, (2tes Buch, 2tes Kap.) ein Hauptzweck der menſchlichen Natur oder ein integrirender Theil unſerer Beſtimmung. Auch über dieſen Gegenſtand iſt faſt nicht minder geredet und geſchrieben, als über den vorhergehenden; doch mit dem Unterſchiede, daß die Anſichten hier, ſchon wegen der Natur der Sache ſelbſt, nicht ſo mannigfaltig und divergirend ſeyn können, wie dort. Mehr, als in der Abſtraktion des Begriffes, zeigte ſich von jeher eine gewiſſe Parteilichkeit in der Anwendung. Was man in jenen nicht hineinbringen konnte wegen der natürlichen Begrenzung der Idee,

---

*) So ſehr dergleichen Inſtitute, als Klöſter und andere ähnliche rigoriſtiſche Lebensweiſen auch dem reinmenſchlichen Seyn entgegen ſind, ſo verdienen ſie doch keinesweges und nicht durchaus die höhniſche, witzelnde Herabſetzung, womit Einige darüber ihr Gift ausgießen. Sie nützten einſt ſehr viel, als ſie noch mit dem Zeitgeiſte ſich mehr vertrugen; manche große Männer verdankt ihnen die Welt, und ich glaube, die leichtſinnige Moral vieler Witzlinge könnte ſich von dort oft Urſache zur Beſchämung nehmen. Virtus etiam in hoste laudanda, ſagt ein Weiſer des Alterthums.

das ſuchte man in dieſer mit deſto geſchäftigerer Hand nachzuführen. Jeder iſt bemühet, ſeine Einſichten und Anſichten, die er für die beſten zu halten ſich nicht wohl erwehren kann, auf Andere fortzupflanzen und zu übertragen. Daher die Menge der Aufklärer und Proſelytenmacher in den Schulen auf den Kathedern, in den Tempeln auf den Kanzeln, in den Hörſälen der Philoſophen und auf den Miſſionen der Prieſter. Selbſt manche Ausgeburten können dabei nicht vermieden werden. Die Freunde der Stoa duldeten ungern die Schüler Epikur's; der Jude haßte tödtlich den Samaritan; die Heiden verfolgten auf grauſame Weiſe die Chriſten, dieſe eben ſo grauſam wiederum jene und noch grauſamer oft diejenigen, welche in ihrer eigenen Mitte verſchiedenen Lehren huldigten und ſich wechſelſeitig Ketzer nennten. Wie ſehr aber jener falſche Aufklärungseifer gewüthet, wie unmenſchlich dieſer Sektengeiſt gemordet hat, ja mit welcher Barbarei das heilige Geſchäft der intellektuellen Bildung mannigmal betrieben worden iſt, davon erzählen die Jahrbücher der Geſchichte faſt Unglaublichkeiten, und die Zeit der Gegenwart könnte, trotz des hohen Vorzugs in dieſer wie in ſo vielen andern Hinſichten vor den verwichenen Jahrhunderten, noch hin und wieder Belege liefern aus der Profan- und Kirchenwelt. So ſehr nun freilich ſolche Verſchiedenheiten und Abweichungen ſowohl in Abſicht auf den Begriff der Aufklärung (ſie als intellektuelle Bildung betrachtet) als auch vorzüglich in der Praxis, wegen der Natur menſchlicher Meinungen (ſelbſt nach dem alten Sprichworte quot capita, tot sensus) hervorgehen mögen: ſo ſollte man doch dahin ſtreben, den Begriff an ſich ſo richtig, genau und allgemeingültig als möglich zu bilden, und in der Anwendung von ihm ſich niemals gar zu weit entfernen, um auf dieſe Art wenigſtens die groben Verir-

rungen und Menſchlichkeiten, beſonders aber jene unſeligen Auswüchſe und verderblichen Folgen nach Kräften zu vermeiden.

Betrachten wir demnach das Wort Wahrheit ſelbſt einen Augenblick; ſo zeigt es ſich, daß man eine Uebereinſtimmung der Vorſtellungen im Bewußtſeyn überhaupt darunter denkt. Wenn dieſe Uebereinſtimmung bloß berückſichtiget wird in dem Gedachten mit den Geſetzen des Denkens, ohne auf die wirklichen Gegenſtände ſelbſt, als Objekte des Denkens, und ihre Beſchaffenheit zu ſehn, ſo ſpricht man von formeller, logiſcher Wahrheit, weil nur die Form, nicht die Materie in Betrachtung genommen wird. Abſtrahirt man aber nicht von dieſer, ſondern ſucht man auch die Uebereinſtimmung des Gedachten oder der Vorſtellungen mit der Materie, oder den Objekten jener, ſo redet man von materieller Wahrheit. Soll indeß Wahrheit betrachtet werden in Bezug auf intellectuelle Bildung oder Aufklärung, wie es hier geſchehen muß, ſo folgt daher wohl von ſelbſt, daß jene Bedeutungen dann nicht getrennt werden, ſondern durchaus vereinigt erſcheinen müſſen. Denn die Bildung des Menſchen von dieſer Seite umfaßt die Veredelung des geſammten Erkenntnißvermögens, und beſchäftiget ſich alſo nicht bloß mit der ſubjektiven Vollkommenheit, oder der eigentlichen Kraft deſſelben an ſich; ſondern auch mit der objektiven, oder der höchſt möglichen Ausdehnung und Erhöhung der Erkenntniß auf wirkliche Gegenſtände ſowohl der In= als Extenſion nach. Mithin Form und Materie müſſen verbunden in dem Streben nach Wahrheit gedacht werden, wenn von Aufklärung (intellectueller Bildung) die Rede iſt. (S. unt. in der Nomologie) Uebereinſtimmung alſo der Gedanken und Vorſtellungen in unſerm Selbſtbewußt=

ſeyn überhaupt, ſowohl was die ſubjektiven Denkgeſetze als die Gegenſtände angeht, auf welche das Gedachte ſich bezieht, heißt Wahrheit in der gegenwärtigen Betrachtung.

Aus dieſer Feſtſtellung des Begriffes der Wahrheit ergibt ſich nun leicht und folgerecht die des Begriffes der Aufklärung, als welche nur auf jener als auf einem nothwendigen und ſichern Grunde fußen kann. Aufklärung iſt dem gemäß der allmählige Uebergang von dunkeln Vorſtellungen und Begriffen zu klaren, von dieſen zu deutlichen (wo ſolche möglich ſind) von unrichtigen zu richtigen in der größten Harmonie und dem beſten Verhältniſſe der geiſtigen (intellectuellen) Beſtrebungen ſowohl unter ſich als auch in Beziehung auf die anderweitigen, nicht eigentlich intellectuellen Intereſſen (Glückſeligkeit und Sittlichkeit).

In dieſer Bedeutung erſtreckt ſich der Begriff, wie er ſollte, auf alle Menſchen ohne Unterſchied und auf alle Zweige der Erkenntniß, kurz auf Alles, wodurch die Summe der Wahrheiten kann vergrößert werden. Allein daraus folgt nun keinesweges, daß allenthalben das Maß der Aufklärung dem Umfange nach gleich ſeyn müſſe; daß Jeder Alles auffaſſen, Alles in ſeine Kenntniß verwandeln ſolle, was von Menſchen überhaupt kann eingeſehen und begriffen werden. Wie wäre das, ſelbſt bei der höchſten Anſtrengung, auch nur möglich, da, alles Uebrige nicht berührt, hierbei die Umſtände und das, was man zufällig nennt, ſo gar viel mitſprechen! Nicht Jedem ward ein gleiches Pfund der Gaben und Talente; nicht Jeder ward an den Ort geſtellt, wo er die wirklich ihm gewordenen Kräfte allſeitig entwickeln könnte; wo durch Uebung und Unterricht, durch tauſendfaches Reiben und

Erfahren die Fähigkeiten erzogen und gehoben, der Vorrath von Kenntniſſen in gleichem Grade, wie bei Andern unter andern Umſtänden angehäuft und erweitert werden möchte. Darum darf es Keinen Wunder nehmen, wenn nicht aus jedem Sterblichen ein weiſer Plato oder ein faſt unendlich gebildeter Ariſtoteles, ein bewunderungswürdiger Newton oder ein unerſchöpflicher Leibnitz, ein allgewandter Franklin oder ein wunderbarforſchender Kant hervorgeht. Wer weiß aber, wie mancher Kopf zu eben der Höhe gelangt wäre und noch gelangen würde, gefiele es dem Schickſale oder der obwaltenden Vorſehung, ihn aus der Verborgenheit an das vielgeſtaltete Leben hervorzurufen? Aber nicht ſo mag es wohl frommen dem großen Ganzen oder auch dem Individuum ſelbſt, und darum ergeht dieſer Ruf nicht an Alle, auch wenn ſie abſolut ihm folgen könnten.

Allein das fordert die intellectuelle Bildung und wahre Aufklärung auch keinesweges, wie der obige Begriff zeigt. Denn nicht auf das abſolute Maß der Wahrheit kommt hier ſo viel an, als vielmehr auf das freie, ſelbſtſtändige Höherſteigen in harmoniſcher Progreſſion zu der ganzen menſchlichen Natur. Es fragt ſich alſo nicht immer, wie viel weißt du, damit du auf Bildung Anſpruch machen könneſt, ſondern was weißt du und wie weißt du es? Jenes Erſtere hängt von allerlei, unſerer Willkür nicht unterworfenen, Bedingungen ab, nicht ſo dieſes. Denn eine Sphäre für die Entwickelung der Verſtandeskräfte und Bereicherung der Erkenntniß ward Jedem, der als Menſch dieſe Erde bewohnt; ſey ſie nun groß oder klein; gleiche ſie der Bahn eines die fernſten Weltſyſteme durchlaufenden Kometen, oder dem eingeſchränkten Wege eines Mondes; ſtröme in ſie die ganze Glut der Sonne, oder dämmeren nur ſeltene, matte Strahlen

hinuͤber. Ein Kreis fuͤr das Leben der Wahrheit ward Jedem gezeichnet, mag er im Getuͤmmel der Reſidenzſtadt ſich drehen, oder in laͤndlich ſtiller Huͤtte verweilen; mag ſein Horizont reich beſchenkte Gegenden umgrenzen, oder von einem geſonderten Felſen herab in des ewig gleichfoͤrmigen Oceans Weite ſich verlieren. In dem jedesmaligen Kreiſe aber ſo fleißig ſich umſehen, als andere Verrichtungen es erlauben; die Wahrheiten, welche hier erworben werden koͤnnen, mit Sorgfalt erfaſſen, die Kenntniß, welche ſich darbietet, willig aufnehmen und in Eigenthum umſchaffen, iſt Allen vergoͤnnt. Weiter geht, und braucht der Umfang der Aufklaͤrung nicht zu gehn, um in dieſer Beziehung ſich als wahr zu rechtfertigen.

Mehr indeß kommt auf das Was und Wie derſelben, auf ihren Inhalt und die Art ihres Fortſchreitens und ihr Verhaͤltniß zum Ganzen des menſchlichen Weſens an. Was das Erſte betrifft, ſo koͤnnen nur die Wahrheiten vorzugsweiſe als wirklich bildende angeſehen werden, welche die Zufriedenheit, die aus dem Bewußtſeyn eines vollendetern Zuſtandes ohne Taͤuſchung hervorgeht, befoͤrdern; die den Widerſpruch, der in uns ſich regt, wenn gewiſſe Kenntniſſe uns abgehen, gewiſſe dunkle Flecken ſich nicht aufhellen wollen, in gemaͤßigte Ruhe verwandeln und aufloͤſen. Ferner verlangt die echte geiſtige Bildung auch ſolche Wahrheiten und Einſichten, welche jedes Individuum auf ſeinem Standpunkte in ein immer freundſchaftlicheres Verhaͤltniß zum Ganzen ſetzen; da, wie unten wird gezeigt werden (Nomologie 1ſtes Buch K. 3.) ein ſolcher beſonderer Stand im geſellſchaftlichen menſchlichen Daſeyn durchaus nothwendig iſt, wenn ſich daſſelbe uͤberhaupt in der Wirklichkeit geſtalten und nicht bloß in der Idee vorhanden ſeyn ſoll. Wahrheiten alſo, welche dahin wirken, daß Jeder auf ſeinem Poſten

ſein Verhältniß zu dem All deutlicher erkennt, ſeine desfalſigen Verrichtungen geſchickter vollführt, und als Glied des großen Körpers ſeine reſpektiven Pflichten für das Gedeihen desſelben ſicherer begreift und erfüllt — ſolche Wahrheiten ſind in der That bildende und Veredelung bewirkende. Denn eben dadurch, daß ſie das allgemeine Leben fördern, können ſie nicht anders, als vortheilhaft für das Individuum ſelbſt ſich äußern. Solche Kenntniſſe kann aber Jeder ſich verſchaffen, wofern er ſonſt ſeinen Poſten richtig wählt. Allein weil ſolche Wahl nicht immer bei uns ſteht, ſo wird es nothwendig, daß Jeder den für ihn ſonſt beſtimmten und ihm gleichſam aufgedrungenen Standort gehörig erforſcht, mit ihm ſich bekannt macht und befreundet. Daß übrigens bei dem Streben nach Wahrheit und Kenntniß jeder Egoismus in Abſicht auf den Verſtand, wenigſtens ſo viel es Sterblichen ausführbar iſt, entfernt gehalten werden müſſe, iſt ohne mein Erinnern klar. Denn wo dieſes natürliche Schooßkind zu ſehr begünſtiget oder in ſeinen Prätenſionen zu ſehr beſtärkt wird, da kann nicht viel Segenreiches für die eigentliche Wahrheit entſtehen. Der ſtolze Dünkel hindert jedes edlere Bemühen auch in dieſem Fache.

Was aber das Wie bei der Aufklärung angeht, ſo iſt vor Allem ein nothwendiges Erforderniß, daß da, wo geiſtige Bildung gedeihen ſoll, ein Mittelpunkt vorhanden ſey, in dem ſich alle Zweige und Strahlen derſelben centraliſiren. Ohne dieſen Vereinigungspunkt wird die Summe der etwa erkannten Wahrheiten ſich nie zu einem geſunden, kräftigen Leben bilden, ſondern ewig fremd nur den Freunden gleichen, welche der Moment intereſſirt, die uns aber verlaſſen, wo wir ihre Hülfe anrufen, oder den Schmarozerpflanzen, die bloß den Stamm von außen umſchlingen, ihm den Nahrungsſtoff verringern, aber zu ſeiner Veredelung weiter

nichts beitragen. Dieſer Punkt der Verzweigung, dieſes Herz des Lebens intellectueller Kräfte, iſt das ſchon früher genannte Gefühl der Zufriedenheit, das Gefühl eines erhöheten und erleuchteten Bewußtſeyns. Ich glaube, daß dieſes der einzige Prüfſtein aller echten Kenntniß ſeyn muß, weil ſie — dieſe Zufriedenheit — der unverfälſchte Wiederſtrahl mehr geförderter Humanität, der Menſchenbeſtimmung ſelbſt, iſt, auf die denn doch Alles ſich endlich mittelbar oder unmittelbar beziehen muß. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, wird ſich auch eine lichte An- und Ueberſicht des ganzen Strebens im Gebiete der intellectuellen Kultur für jedes Individuum leicht ergeben. Weiter darf bei dem Wie durchaus nicht überſehen werden, daß die nothwendige, ewige Harmonie, welche in der Geſammtheit der Beſtrebungen in unſerer Natur herrſchen ſoll, auch bei allem Trachten nach Kenntniß erhalten und erhöhet werden muß. Hat gleich die Wahrheit eigenen Werth und zwar einen ſolchen, der unwillkürlich ſo zu ihr hinzieht, daß man ſich gedrungen fühlt, ihr, wo ſie ſich zeigt, unbedingt zu huldigen: ſo darf uns dieſes darum nicht verleiten, ſo ihr nachzurennen, daß andere Zwecke unſerer Natur darüber vergeſſen, andere Intereſſen im wilden Laufe überſprungen werden. Was kann ohne dieſe Harmonie entſtehen aus ſolchem blinden Eifer, als Weſen ohne Feſtigkeit und Einheit, als matte Naturen, Mißgeburten mit übergroßen Gliedern? Menſchen, die, ohne ſich einmal umzuſehn, ohne das gewonnene Feld zu überſchauen und die etwaige Frucht zu koſten oder ſich ihrer zu freuen, dahin eilen von Kenntniß zu Kenntniß, gleichen ſchwachen Stämmen, an denen hoch hinauf ein Zweig ſich erhebt, indeß alles Uebrige verdorrend ohne Leben ſtarrt und keine Früchte zeugt. Wie wahr dieſe Behauptung ſey, glaube ich durch die Erfahrung beweiſen zu können.

Man trete nur einmal dem Leben ſolcher Menſchen näher, die ſich, blind und taub für alle andern Angelegenheiten, in den Strom des Wiſſens ſo verſenken, daß ſie ſich kaum einmal recht beſinnen und das Erworbene ordnen, was findet man bei ihnen Großes, was Menſchliches? Abgeſtorben für die übrige Welt ſind ſie zu den größten Egoiſten geworden, die man nur antreffen kann. Nichts hat für ſie Werth, als der todte Buchſtab. Da iſt kein ſüßes Gefühl für Liebe und häusliche Freuden, keine zarte Empfindung für die himmliſche Freundſchaft; denn alle übrigen Intereſſen hat der gierige Strom mit ſich fortgeriſſen. Ein Menſch dieſer Art gleicht einem Geizigen, der nur ſammelt, nie gebraucht, der nur ſeine Säcke zählt, nie ſie zur Benutzung öffnet, der nur die Haufen mehrt, nie zuſieht, ob nicht die Maſſe roſte.

Auch das Große, Erhabene ſucht man im Ideen-Kreiſe ſolcher intellectuellen Egoiſten vergebens. Und wie möchte man es finden, da ſie es ſelbſt nie bei ſich zu nähren oder zu erhalten ſtrebten? Ihre Welt geht ihnen in ihren Büchern auf und unter. Da gibt es aber keine ſolche lebendige Scenen der Größe, der Erhabenheit, wofür nur eine unendliche Natur und die menſchliche Bruſt Raum hat. Weder dieſe noch jene aber mögen ſie gern betrachten, was Wunder alſo, wenn ihr Geiſt am Niedern klebt? Auch nicht des Schönen, nicht des Edlen Reiz kann ſie feſſeln und zu Menſchen machen. Denn nur im Schönen findet man das Schöne, nur durch das Schöne ſchafft man das Schöne, und lernt man es ſchätzen. Aber wer ſieht ſie denn je in den Hallen des Schönen wandeln, um ihr Gefühl zu ſtärken an den himmliſchen Zügen der Kunſt? wer erblickt ſie im Tempel der Natur, ſieht ſie jemals in Entzücken verſinken vor den bezaubernden Bildern, die rings ſo freundlich jedes Gefühl anſprechen? wo

ſindet man ſie hingeworfen, wenn herrlich in Majeſtät des Tages goldene Sonne in jungem Frühſchein heraufzieht, oder ein göttlicher Abend, mit ſeiner hehren Pracht, zu heiliger Andacht, zu tiefer Anbetung hinreißt? wer trifft ſie wohl da verweilen, wo das menſchliche Herz ſeine Sehnſucht ausſtrömt in unendlicher Wonne; wer da, wo es die Brüder ſucht, um ihre Leiden zu mildern und ihre Bürde zu erleichtern, wo der Mitempfindung heiligſte Thräne, dem ſtillen Hesper gleich im dunkeln Blau, im Aug erſchimmert? wo endlich ſieht man ſolche blinde Eiferer als Menſchen unter Menſchen wie befreundete Weſen ſich gern und oft bewegen? Doch genug von dieſer Verkehrtheit und Verirrung in der geiſtigen Bildung des Menſchen. *)

Alſo nur ſo weit muß man ſich dem Mühen nach Wiſſenſchaft und Kenntniß hingeben, als es das ganze Leben duldet; nur die Zweige vorzugsweiſe fördern, die unſere Lage, in der wir als Glieder des Ganzen ſtehn, beſonders bedarf.

Zu dem Wie der wahren Aufklärung gehört zuletzt noch, daß ſie nur in allmähliger Fortſchreitung gedeihet. Schon die Endlichkeit und Beſchränktheit unſerer Natur überhaupt und die unſers Erkenntnißvermögens insbeſondere bringt es mit ſich, daß nur theilweiſe Eins ſich zum Andern reihen kann. Das All erdrückt, das Viele auf einmal betäubt, und ein Nichts

---

*) Wieland ſpricht darüber ſehr richtig im Agathon. Daß dieſer Fehler in den Zeiten der neuern Kultur ſich beſonders häufig zeigte und allerdings als abweichend von wahrer geiſtiger Bildung und Aufklärung gerügt zu werden verdient, wird jeder Unbefangene mir zugeſtehn. Nicht ſo war es in dem Blütenalter griechiſcher und römiſcher Kultur, wo die Kenntniſſe und Wiſſenſchaften mehr ins Leben hinüber getragen wurden.

oder ein ungeordnetes Chaos iſt der Gewinn. Darum ſchreite man von den Elementen zu dem Höhern, von dem Einfachern zu dem Zuſammengeſetztern in ſteter Symmetrie und Ordnung fort. Erſt ſuche man das Dunkel in Licht umzuwandeln, ſodann beleuchte man Jedes näher und führe es bis zur Deutlichkeit. Man gleiche auch hier der Natur, welche tauſend Dinge erzeugt, tauſend neue Schöpfungen täglich aufſtellt, aber doch nie ohne Stufenfolge und Ordnung. Erſt ſchießt im zarten Keim hervor die ernſte Eiche, langſam gewinnt ſie Kraft und Größe, aber in Majeſtät und hoher Stärke breitet ſie nach Jahrhunderten ſchön und erhaben ihre mannigfaltigen Zweige in die Lüfte hin. Nur ſo muß auch jede Wahrheit zur Feſtigkeit gelangen, ſich inniger vereinigen mit des Bewußtſeyns Leben, um ſodann zum dauernden Grundpfeiler zu werden für das edle, ſtolze Prachtgebäude der Humanität.

Mit dieſen Zügen hätte ich denn verſucht, die Aufklärung oder geiſtige Bildung freilich nur in Umriſſen zu zeichnen; allein ich hoffe, Jedem kenntlich, der ſich mit dem Bilde ſelbſt näher bekannt machen will. Alle Sterblichen, der Bürger in London wie der Aleute auf ſeinen eisumſtarrten Eilanden, der Gelehrte im Tempel der Muſen wie der einfache Landmann am Pfluge, der König auf glänzendem Throne wie der fleißige Unterthan bei ſeinem Gewerbe, Prieſter und Volk mit Offenbarungen und ohne ſolche wohlthätige Erleuchtung von oben können insgeſammt zu dieſer Beſtimmung gelangen, können wahrhaft aufgeklärt und geiſtig gebildet werden, wenn ſie die Jedem in ſeiner Umgebung und Sphäre dargebotenen Gegenſtände benutzen und die gegebene Veranlaſſung nicht unbemerkt vorüber ſchlüpfen laſſen.

Drittes Kapitel.

Tugend.

Tugend, zu welcher der Menſch als zu einem Hauptzwecke ſeiner Natur hinarbeiten ſoll, iſt nicht immer auf gleiche Art begrenzt oder in gleich umſchließender Bedeutung aufgeſtellt worden. Doch dieſer Verſchiedenheit in Abſicht auf den Begriff derſelben ungeachtet, äußerte ſich von jeher, ſobald die Praxis entſcheiden mußte, eine ganz auffallende Uebereinſtimmung in Betreff des eigentlichen Weſens der Tugend ſowohl unter den Laien, welche ſich um den Begriff derſelben wenig zu kümmern pflegen, als auch unter den Philoſophen ſelbſt, die darüber ſprechen, ſchreiben und mitunter zanken. Uebergehen wir aber jene Verſchiedenheit der Lehre und betrachten vielmehr Alles, was in der ganzen Natur des Menſchen für das Sittliche eine Stimme gibt; vergleichen wir Vernunft und Gefühl, beobachten wir hauptſächlich beider freundſchaftliche Vereinigung in der berührten allgemeinen Uebereinſtimmung beim wirklichen Handeln: ſo denke ich, möchten wir wohl auf dieſem Wege am ſicherſten zur Einſicht in das eigentliche Weſen der Tugend gelangen. Sie offenbart ſich in dieſer vergleichenden Unterſuchung als ein Zuſtand derjenigen Zufriedenheit (oder der Uebereinſtimmung mitunter) welche aus der Naturgemäßen Vollendung und Realiſirung des ſich in uns als das Sittlichgute ankündigenden und als ſolches anerkannten Etwas mit dem Bewußtſeyn der höhern Würde hervorgeht. *)

*) Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 45. §. 26. Schulze

Denkt man ſich die Tugend in dieſer Bedeutung, ſo muß nach meiner Meinung aller Zwieſpalt zwiſchen dem Praktiſchen und dem Theoretiſchen, zwiſchen der Handlung und der ſie leitenden Idee ziemlich wegfallen. Ferner hört in dieſem Begriffe auch die zu gefährliche Trennung auf, die gewöhnlich unter der Tugend als bloßer Geſinnung und Tugend als in der That ſich äußernd angenommen wird. Denn jene Zufriedenheit kann nur da ſtatt finden, wo das Sittlichgute in der Wirklichkeit realiſirt wird; eben ſo wie die Zufriedenheit in Betreff der Wohlfahrt, nur da vorhanden iſt, wo das Streben darnach billige Genüge erhält, eben ſo wie die Zufriedenheit in Abſicht auf intellectuelle Bildung bloß da ſich zeigt, wo das Bedürfniß nach Wahrheit Genugthuung erlangt. Alſo keine Trennung an ſich zwiſchen That und Geſinnung kann der Begriff der Sittlichkeit oder Tugend geſtatten, wenn er nicht zur Täuſchung den Weg bahnen ſoll. Denn wer bürgt dafür, daß meine ſogenannte tugendhafte Geſinnung in der Probe beſtehen, in der Ausführung ſich bewähren wird, indem ſo mancher Vorſatz da, wo es auf Realiſirung ankommt, ſchüchtern zurücktritt? Wer kann ferner die Tiefen ſeines innern Selbſt ſo durchſchauen, daß er ſagen möchte, er

---

a. a. O. §. 46. Schwarz a. a. O. S. 44. §. 23. Man vergleiche die Lehre der Stoiker und faſt aller ältern Moraliſten. Das καλὸν der griechiſchen Philoſophen und das honestum der lateiniſchen ſcheint mir ähnliche Bedeutung zu haben. Beides geht auf eine zur Vollkommenheit hinſtrebende Vollendung im ganzen ſittlichen oder moraliſchpraktiſchen Leben, um ſo ein harmoniſches Eins zu ſchaffen. Joan. Stob. Ecl. phys. et eth. pars II. p. 139. Cicero de fin. lib. IV. c. 16 et 18. De off. lib. I. c. 3, 5 et 4. in dieſem letzten vorzüglich erklärt er ſolches mit deutlichen Worten. Garve a. a. O. Thl. II. S. 28.

könne ſicher auf ſeine Entſchlüſſe bauen? Wahre Tugend alſo wird ſich ganz eigentlich erſt durch die That erproben. Was hilft dagegen eine noch ſo ſehr vermeinte heilige Geſinnung, wenn die Wirklichkeit ſie zerſtört? Geſteht man ſich dann nicht ſelbſt, daß man doch nicht ſo recht heilig, nicht ſo eigentlich ſittlich war, als man vorhin, gleichſam in Abſtracto (wo ſo Manches gebildet wird, was in Concreto nicht beſtehen will) ſich zu ſeyn eben wegen jener täuſchenden Geſinnung einbildete? Nur aus dem Handeln ſelbſt, was der guten Geſinnung gemäß iſt, erzeugt ſich die Zufriedenheit, die jede Realiſirung eines Zweckes als Talisman ihrer Echtheit begleitet. Darum gibt auch ein einziger Fall, wo dieſe Verbindung der Geſinnung mit der That in ihrer ganzen Idee und Wahrheit ſtatt findet, unbedingten Werth; denn er hat die Selbſtſtändigkeit und Freithätigkeit des Menſchen geoffenbart und bewieſen — hat deſſen höhere Würde ausgedrückt. Dieſe, die höhere Natur offenbarende und wahre Tugend ſchaffende That, braucht aber keine ſolche zu ſeyn, welche in der Außenwelt ſich zeigt, ein ſichtbares Wirken; nein, denn ſolche That beweiſet im Allgemeinen nichts als höchſtens Geſetzmäßigkeit, nie aber Tugend für ſich. Dieſe That iſt ſtets eine Erſcheinung in uns ſelbſt, und ſie iſt mit jeder äußerlichen verbunden, ja macht dieſe als Folge erſt wirklich und wird dann nur durch eine äußere Veranlaſſung hervorgezogen. Es iſt dieſe innere nur Tugend erzeugende That der feſte, von bloßer Geſinnung, als Vorſatze, unterſchiedene Wille, welcher den Sieg über das widerſtrebende Intereſſe wirklich hervorbringt. So oft ein ſolcher Sieg da iſt, mag er nun den Kranz der Aeußerlichkeit empfangen oder beſcheiden im Gemüthe ſich ſelbſt genügen, ſo oft iſt Tugend da; ohne ihn iſt dieſer nie vollendet. Will

man aber dieſe innere Handlung tugendhafte Geſinnung nennen, ſo habe ich nichts dawider; denn ſie iſt wahre Tugend, der keine äußerliche Wirklichkeit zuerſt das Gepräge zu geben braucht. Ueberhaupt aber iſt dieſe ganze Unterſcheidung nicht ſo ſehr für den ſtrengen Denker hier ſo umſtändlich aufgeſtellt, der die mögliche Täuſchung leicht ſelbſt bemerken und beſeitigen wird; als vielmehr zum Behuf einer mehr gemeinen nicht ſtreng philoſophiſchen Schule. Denn wer möchte es leugnen, wenn er ſonſt den gewöhnlichen Ton in dieſer Sphäre kennt, daß darin alle Augenblicke von guter Geſinnung geredet wird als bloßem, gebrechlichem Vorſatze, und zwar ſo geredet wird, daß Mancher ſich leicht verleiten laſſen kann, dieſer fälſchlich ſogenannten tugendhaften Geſinnung ſchon den Lorbeer zu reichen, welcher nur der Tugend gebührt, wie ſie in der That, in der Beſiegung widerſtrebender, falſcher Intereſſen, ſich darſtellt? Daher denn die ewige Schwachheit im Handeln ſelbſt und die leichte Entſchuldigung derſelben; daher der öftere Widerſpruch zwiſchen dem Vorſatze (der geprieſenen guten Geſinnung) und der That ſelbſt, und die gefällige Beſchwichtigung deſſelben. Nie kann aber ſodann Tugend vorhanden ſeyn, weil der obige Zuſtand der Zufriedenheit nicht ein wirklicher, ſondern ein eingebildeter, ſcheinbarer in dieſem Falle ſeyn muß. Der Schein aber beſteht nicht; die Täuſchung muß früher oder ſpäter aufhören und der beſchwichtigte, nicht wirklich beſeitigte Widerſpruch wird zurückkehren. *)

*) Ich habe hier von einem Zuſtande der Zufriedenheit, worin die Tugend ſich als ſolche bewährt, geredet. Leicht könnte man meinen, ich vermengte hier die Begriffe und ſetzte das als Tugend, was doch nur Folge derſelben ſey; oder als machte ich Glückſeligkeit zur abſolu-

Die Tugend muß weiter eine gewiſſe Uneigennützigkeit in ſich tragen. Jener Zuſtand der Zufriedenheit, das ſichere Kriterium der Tugend, muß aus dem Bewußtſeyn ihrer ſelbſtſtändigen Realiſirung als eines Hauptzwecks in unſerer Natur hervorgehn. Aus dieſer willkürlichen Herbeiführung der Sittlichkeit aber, als eines Zweckes an ſich, der unbedingten Werth hat, geht hervor, daß ſie auch ein eigenes Intereſſe in ſich ſchließt, unabhängig von allen andern, die ſich nur immer als ſolche ankündigen mögen. Dieſes unmittelbare Intereſſe fordert aber ein Streben für ſich, verlangt Realiſirung ſeiner ſelbſt wegen. Daraus folgt, daß die wahre Tugend Uneigennützigkeit zu ihrem Weſen als nothwendige Bedingung heiſcht, d. h. ſie will geſucht ſeyn ohne Rückſicht auf irgend einen fremden, mit ihr verbundenen Vortheil, bloß ihres eigenen Werthes halben. Dieſes Erforderniß kündigt ſich auch noch auf eine andere Art als wirklich und wahr an. Denn in eines jeden Sterblichen Bruſt regt ſich das Gefühl, daß er, über den bloßen Genuß ſich erhebend, nach der Verwirklichung des Sittlichguten hinarbeiten kann, in ſo fern es abſolut d. h. ohne den nothwendigen Zuſammenhang mit den übrigen Zwecken für ſich Beſtrebungen verlangen darf. Der Menſch fühlt es, daß er ſich dafür aufopfern kann, wenn ſonſt kein anderes Intereſſe ſeiner Natur, das gerade im vor-

ten Bedingung der Tugend. Allein ſchon weiter vorn habe ich mich darüber erklärt und nur zur Vermeidung aller Mißdeutung wiederhole ich das früher Geſagte. Ich verſtehe hier unter dem Zuſtande der Zufriedenheit nicht den lohnenden Frieden des Gewiſſens, ſondern die Empfindung der gehörig realiſirten Annäherung zu dem jedesmaligen Hauptzwecke. Jener Beifall des Gewiſſens iſt zu allererſt Folge dieſer gleichſam abſoluten Zufriedenheit wegen Zweckrealiſirung.

handenen Falle mit größerem Rechte Berückſichtigung verlangt, dawider ſpricht. Dieſes Gefühl rechtfertiget ſich vor der Vernunft und bewährt ſich alſo als ſichrer Erkenntnißgrund des Wahren. Folglich kann nur derjenige an dieſer Uneigennützigkeit noch zweifeln, der den Glauben an Vernunft und ein inneres Gefühl ſelbſt aufgibt. Mit dieſem Gefühle fällt auch das zuſammen, was man die moraliſche Liebe nennen kann. Denn wo Liebe vorhanden iſt, da lebt ein unwillkürliches Verlangen nach dem erkannten Gute, ein Verlangen, was die Bereitwilligkeit in ſich trägt, Alles hinzugeben für das, wofür man glühet. Die Liebe kennt kein höheres Streben, als den Gegenſtand ihrer Sehnſucht zu beſitzen, unter was für Bedingungen und mit was für Aufopferungen der Beſitz auch zu erkaufen ſeyn mag. *)

Inzwiſchen geht aus dieſer uneigennützigen Liebe zur Tugend keinesweges hervor, daß der Menſch ſeine Wohlfahrt bei dem Trachten nach Tugend gar nicht im Auge haben darf. Es würde dieſe Behauptung ſich ſchon aus der innigen Vereinigung aller Hauptzwecke vermöge der oben berührten Uebereinſtimmung unter ihnen genügend widerlegen. Allein es wird das Erlaubte des Hinblicks auf Glückſeligkeit bei dem Streben nach Tugend dadurch noch ganz beſonders angedeutet, daß in ihr ſelbſt, gleichſam von Ewigkeit her, ein Quell der innigſten Wonne, des ſeligſten Friedens geöffnet iſt,

---

*) Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 59. §. 33 und S. 61. §. 34. Daß die alten Moraliſten welche nicht der Eudaimonie huldigten, dem honestum oder κατόρθωμα, gleiche Uneigennützigkeit beilegten, erhellt aus des Cicero, Plato und der Uebrigen philoſophiſchen Schriften zur Genüge. Ueber dieſe moraliſche Liebe ſo wie über die eigentliche Natur des Sittlichen ſ. unten Nomol. B. 1. K. 9.

der ſelbſt dann noch fließt und uns nicht ganz darben läßt, wenn alle andern ſich geſchloſſen haben, und kein Bächlein in das verarmte, ausgeſtorbene Leben ſenden. Wozu aber dieſe enge Verknüpfung, ſo daß der, welcher im Beſitz der Tugend iſt, ſelbſt in eines Phalaris glühendem Ungeheuer wohl noch nicht ganz vom Troſte verwaiſt ſeyn möchte, wenn man ihn mit epikuriſcher Sophiſterei auch eben nicht glücklich nennen kann? Nur darf man nimmer, indem man ſich um die Tugend bewirbt, bloß den Genuß, den ſie ertheilt ſuchen; nicht die Braut begehren allein wegen der Ausſteuer, die man übrigens, als eine willkommene Nebenſache immerhin benutzen mag.

Aus dem vorgelegten Begriffe der Tugend folgt ferner, daß ſich für dieſelbe nicht füglich ein allgemeiner Grundſatz feſtſetzen läßt. Zu viel muß dabei dem Gefühle, das ſich freilich immer vor der Vernunft zu rechtfertigen hat, überlaſſen werden; zu viel hängt von andern Umſtänden und Individualitäten ab, welche die Tugend auf mancherlei Art afficiren, als daß eine allgemein gültige Regel abgefaßt oder ein höchſtes Princip des ſittlichen Handelns beſtimmt, gleichſam wie ein Geſetz in ſteinernen Tafeln, aufgeſtellt werden könnte. Was mit der Idee des Sittlichguten und mit dem moraliſchen Gefühle in jedem beſtimmten, vorkommenden Falle übereinſtimmt, das kann, das ſoll praktiſch verwirklicht werden; was dem widerſtrebt, darf nicht geſchehn. Aus dieſem einfachen Kriterium wird Jeder leicht ermeſſen, was er thun und was er laſſen muß. Nur dieſes iſt es, nicht irgend ein oberſter Grundſatz, das über das Erlaubte und Nichterlaubte der Handlungen überall, ſo wie beſonders im gemeinen Leben entſcheidet, wo doch auch Tugend ſeyn ſoll und iſt, wo aber ſelten ein Princip, im Bewußtſeyn erkannt und

aufgeſtellt vorhanden ſeyn möchte, um zu gebieten oder zu verbieten. Ja ein ſolches Princip kann vielmehr eben wegen der nicht leicht zu erwerbenden und doch für ein oberſtes Princip durchaus erforderlichen Allgemeingültigkeit nur zu oft in allerlei Labyrinthe führen, aus denen dann im glücklichſten Falle das Gefühl noch rettet. Ewige Unruhe und ewiges Schwanken muß die That verzögern, wo ſie nach einer ſolchen höchſten Regel genau ſoll beſtimmt werden; manche Gelegenheit zu edeln Handlungen muß nothwendig über dem Vergleichen mit ſolch einem Geſetze ungenutzt verſtreichen. Wie möchte der Unglückliche, der unſere Hilfe anruft, die ihn nur im Momente erhalten kann, einen ſolchen oberſten Grundſatz verwünſchen, dem er vielleicht ſeinen Untergang verdanken würde, wie ſehr aber ſegnen das göttliche Gefühl, das im Augenblicke, wie durch einen Zauberſchlag über den Werth der That belehrt, die Gefahr gewähren läßt und dem Elenden Rettung ſchafft? Kurz edle Großthaten, heroiſche Tugenden würden unter dem Drucke eines eingeſchränkten Pedantismus in lauter Zwerggeſtalten auftreten, oder wohl gar nicht zum Vorſcheine kommen; das Feld der Tugend würde, ſeines friſchen, üppigen Wuchſes beraubt, mit kleinen, ſaftloſen, unanſehnlichen Kräutern ſich überziehen. Das echt Große gedeihet auch hier nur in Freiheit! *)

---

*) Es iſt hier nicht der Ort, über die verſchiedentlich aufgeſtellten Principien weitläuftig zu reden. Wer darüber nachſehen will, findet ſie zum Theil genannt bei Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 104. §. 5, 6, 7, 8, 9 u. 10. Doch ſcheint mir das des Verfaſſers ſelbſt, S. 52. §. 29. und S. 104. §. 5. aufgeſtellte wohl etwas zuweit und mehr für die geſammte Menſchenbildung, als die der ſittlichen insbeſondere zu paſſen. Ferner Snell, Hand-

Aus dem angeführten Begriffe der Tugend ergibt ſich endlich auch ihre Schönheit. Es iſt allerdings wahr, eine gute That iſt keine ſchöne zu nennen, weil die Beſchaffenheit des Schönen und Guten ſich ſchon im Weſen unterſcheidet. Hier gebietet ein ſtrenges Geſetz und eine innere Nöthigung fordert auf zum Thun, auch wenn nur im harten Kampf die That ſich vollendet; dort waltet eine ungebundene Freiheit, die leicht zum Genuſſe eilt und ohne Widerſtreit der Dornen die reizende Blume bricht. Allein was eine ſittliche That, getrennt betrachtet, nicht ſeyn kann, das kann ſie im Ganzen werden; was das Gute in der Idee gedacht nicht in ſich faſſet, das nimmt es auf, wenn es in reiner Menſchwerdung den Menſchen ziert. Denn nur da, wo das Sittlichgute realiſirt den Sterblichen ſchmückt, wo es ihn erfüllt, wo es gleichſam vom Himmel auf die Erde herunter ſchwebt, wird es in dieſer gewiſſermaßen verſinnlichten Erſcheinung erſt zur Tugend. Dieſe aber iſt nur ein abgeſchloſſenes Ganze, ein Etwas, in beſtimmter Geſtalt. In ihr gibt es Theile, welche wie von Ewigkeit ſo zuſammen in einer Form, möchte ich ſagen, ſich fügen, daß der endliche Verſtand ſie ungetrennt wohl denken, nie aber in der Wirklichkeit in dieſer Trennung ſchauen kann. Es iſt die Tugend ferner an jedem Menſchen in jeder Stunde, wo ſie exiſtirt, eine gewiſſe Vollendung, ein harmoniſches Ganze, das

---

buch der Philoſophie 4ter Thl. Moralphil. S. 216 ff. vorzüglich in der zu Harlem gekrönten Preisſchrift über die Gründe der hohen Verſchiedenheiten der Philoſophen im Urſatze der Sittenlehre ꝛc. v. J. C. F. Meiſter 1812. Unter den der Alten iſt das des Ariſtoteles am berühmteſten. Ethic. ad Nicom. lib. II. c. 6. Es iſt ſolches der ſo oft mißbrauchte Mittelweg. S. unten.

aufgeſtellt vorhanden ſeyn möchte, um zu gebieten oder zu verbieten. Ja ein ſolches Princip kann vielmehr eben wegen der nicht leicht zu erwerbenden und doch für ein oberſtes Princip durchaus erforderlichen Allgemeingültigkeit nur zu oft in allerlei Labyrinthe führen, aus denen dann im glücklichſten Falle das Gefühl noch rettet. Ewige Unruhe und ewiges Schwanken muß die That verzögern, wo ſie nach einer ſolchen höchſten Regel genau ſoll beſtimmt werden; manche Gelegenheit zu edeln Handlungen muß nothwendig über dem Vergleichen mit ſolch einem Geſetze ungenutzt verſtreichen. Wie möchte der Unglückliche, der unſere Hilfe anruft, die ihn nur im Momente erhalten kann, einen ſolchen oberſten Grundſatz verwünſchen, dem er vielleicht ſeinen Untergang verdanken würde, wie ſehr aber ſegnen das göttliche Gefühl, das im Augenblicke, wie durch einen Zauberſchlag über den Werth der That belehrt, die Gefahr gewähren läßt und dem Elenden Rettung ſchafft? Kurz edle Großthaten, heroiſche Tugenden würden unter dem Drucke eines eingeſchränkten Pedantismus in lauter Zwerggeſtalten auftreten, oder wohl gar nicht zum Vorſcheine kommen; das Feld der Tugend würde, ſeines friſchen, üppigen Wuchſes beraubt, mit kleinen, ſaftloſen, unanſehnlichen Kräutern ſich überziehen. Das echt Große gedeihet auch hier nur in Freiheit! *)

---

*) Es iſt hier nicht der Ort, über die verſchiedentlich aufgeſtellten Principien weitläuftig zu reden. Wer darüber nachſehen will, findet ſie zum Theil genannt bei Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 104. §. 5, 6, 7, 8, 9 u. 10. Doch ſcheint mir das des Verfaſſers ſelbſt, S. 52. §. 29. und S. 104. §. 5. aufgeſtellte wohl etwas zuweit und mehr für die geſammte Menſchenbildung, als die der ſittlichen insbeſondere zu paſſen. Ferner Snell, Hand-

Aus dem angeführten Begriffe der Tugend ergibt ſich endlich auch ihre Schönheit. Es iſt allerdings wahr, eine gute That iſt keine ſchöne zu nennen, weil die Beſchaffenheit des Schönen und Guten ſich ſchon im Weſen unterſcheidet. Hier gebietet ein ſtrenges Geſetz und eine innere Nöthigung fordert auf zum Thun, auch wenn nur im harten Kampf die That ſich vollendet; dort waltet eine ungebundene Freiheit, die leicht zum Genuſſe eilt und ohne Widerſtreit der Dornen die reizende Blume bricht. Allein was eine ſittliche That, getrennt betrachtet, nicht ſeyn kann, das kann ſie im Ganzen werden; was das Gute in der Idee gedacht nicht in ſich faſſet, das nimmt es auf, wenn es in reiner Menſchwerdung den Menſchen ziert. Denn nur da, wo das Sittlichgute realiſirt den Sterblichen ſchmückt, wo es ihn erfüllt, wo es gleichſam vom Himmel auf die Erde herunter ſchwebt, wird es in dieſer gewiſſermaßen verſinnlichten Erſcheinung erſt zur Tugend. Dieſe aber iſt nur ein abgeſchloſſenes Ganze, ein Etwas, in beſtimmter Geſtalt. In ihr gibt es Theile, welche wie von Ewigkeit ſo zuſammen in einer Form, möchte ich ſagen, ſich fügen, daß der endliche Verſtand ſie ungetrennt wohl denken, nie aber in der Wirklichkeit in dieſer Trennung ſchauen kann. Es iſt die Tugend ferner an jedem Menſchen in jeder Stunde, wo ſie exiſtirt, eine gewiſſe Vollendung, ein harmoniſches Ganze, das

---

buch der Philoſophie 4ter Thl. Moralphil. S. 216 ff. vorzüglich in der zu Harlem gekrönten Preisſchrift über die Gründe der hohen Verſchiedenheiten der Philoſophen im Urſatze der Sittenlehre ꝛc. v. J. C. F. Meiſter 1812. Unter den der Alten iſt das des Ariſtoteles am berühmteſten. Ethic. ad Nicom. lib. II. c. 6. Es iſt ſolches der ſo oft mißbrauchte Mittelweg. S. unten.

ſich allerdings empfehlend angenehm darſtellen kann. Es gibt ſodann eine Mannigfaltigkeit, und in dieſer eine Einheit und alſo Ordnung — Schönheit. Eine Tugend, welche ſich ohne ſie in der Wirklichkeit zeigen wollte, könnte kaum ſo genannt werden. Denn es würde ihr die Vollendung in Harmonie, es würde ihr die Ordnung, eine weſentliche Eigenſchaft der ſittlichen Vollkommenheit, fehlen. Zudem iſt das Schöne an ſich ſchon außer dieſer Verbindung mit der Tugend verwandt. Es iſt gleich hoher Abkunft, hat gleiche Ewigkeit in der höheren Einrichtung unſeres Weſens und erhebt ſich über das bloß Animaliſche. In dieſer Hoheit ſchwebte es dem göttlichen Philoſophen des Alterthums vor, wenn er es, begeiſtert von ſeiner Kraft, mit dem Wahren und Guten nur in Gott als vollendet in ſeiner höchſten Geſtalt, als ewig und ſich immer gleich, erblickte. Von da ſenkte es ſich mit der Tugend und Weisheit zugleich und unzertrennlich unter die Menſchen nieder, und blühet da, wo jene erhabenen Genien des Himmels ihren Tempel finden. *)

Tugend alſo oder das Sittlichgute in ſeiner Menſchwerdung kann nur erſcheinen im Gewande der Schönheit. Die Grazien müſſen um ſie den Gürtel der Anmuth weben und den Blumenkranz des Reizes ihrer Geſtalt reichen. So geleitet an der Huldgöttinnen Hand tritt ſie mit ſiegender Macht unter die Sterblichen, ſo befreundet ſie ſich leichter mit ihnen und ſchreckt nicht durch ihres Ernſtes finſtere Miene, ſo kleidet ſie ihre Hoheit in gefällige Hülle und wird gleichſam irdiſch unter Irdiſchen. So zeigte ſie ſich auch mehrere Male auffallend auf der Erde und noch ſehen wir jenen glücklichen Sterblichen mit Bewunderung nach,

*) Plato in symposio, Vol. X. pag. 247. ed. Bip.

in denen ſie ſich ſo himmliſch ernſt und doch ſo menſchlich ſchön offenbarte. So ſchmückte ſie die Edeln der patriarchaliſchen Vorwelt, als noch nicht ungeſchickte Hände ihre göttliche Geſtalt durch niedere Züge und geſchmackloſe Schnörkeleien entſtellt und entweihet hatten; ſo wandelte ſie in jener Blütenzeit der Kunſt, wo der Anmuth Götter unter Menſchen lebten und an ihrer ſanften Hand das ernſte Gute durch die Geſchlechter führten; als noch nicht der Aſchenſack des Büßers oder das härene Gewand des Schwärmers ihre hohen Züge in abſchreckender Vermummung dem Blicke entzogen. So geleitete ſie einen Abraham durch fremde Länder und öffnete ihm der Menſchen Herzen; ſo führte ſie einen Sokrates in die Künſtler-Wohnungen und in der Weiſen Heiligthümer mit gleicher Freundlichkeit; ſo begeiſterte ſie Plato's warme Bruſt, ſo ſchmückte ſie Xenophon's ſanfte, ſchöne Seele; ſo endlich — ich wage hier das Höchſte neben das minder Hohe in nicht entehrender Geſellſchaft hinzuſtellen — ſo enthüllte ſie in dem göttlichen Weiſen, den uns das Evangelium einfach zeichnet, ihres ganzen Zaubers unwiderſtehliche Gewalt. Nicht hinzumahlen das herrlich ſchöne Muſter, ſoll meine Feder hier verſuchen — wie vermöchte ſie auch, das zu ſchildern, was nur geweihtere Geiſter ſchildern können, denen freundlicher die Muſen den Pinſel, in ewige Farben getaucht, zu führen ſich herablaſſen. Mir ſey es vergönnt hinzuweiſen auf den Spiegel, wo treu des Himmliſchen Bild wiederſtrahlet und den frommen Wunſch zu äußern, daß dieſen Spiegel ſo Manche, ſelbſt ſolche, die ihn wie des Numa Schild in enger Verwahrung den ſehnenden Blicken entziehen zu müſſen oftmals wähnen, aufhängen möchten zu ſteter Beſchauung in ihren Wohnungen, auf daß allmählig der Geſtalt anſpruchloſe, edle Schönheit in ihren

ſich allerdings empfehlend angenehm darſtellen kann. Es gibt ſodann eine Mannigfaltigkeit, und in dieſer eine Einheit und alſo Ordnung — Schönheit. Eine Tugend, welche ſich ohne ſie in der Wirklichkeit zeigen wollte, könnte kaum ſo genannt werden. Denn es würde ihr die Vollendung in Harmonie, es würde ihr die Ordnung, eine weſentliche Eigenſchaft der ſittlichen Vollkommenheit, fehlen. Zudem iſt das Schöne an ſich ſchon außer dieſer Verbindung mit der Tugend verwandt. Es iſt gleich hoher Abkunft, hat gleiche Ewigkeit in der höheren Einrichtung unſeres Weſens und erhebt ſich über das bloß Animaliſche. In dieſer Hoheit ſchwebte es dem göttlichen Philoſophen des Alterthums vor, wenn er es, begeiſtert von ſeiner Kraft, mit dem Wahren und Guten nur in Gott als vollendet in ſeiner höchſten Geſtalt, als ewig und ſich immer gleich, erblickte. Von da ſenkte es ſich mit der Tugend und Weisheit zugleich und unzertrennlich unter die Menſchen nieder, und blühet da, wo jene erhabenen Genien des Himmels ihren Tempel finden. *)

Tugend alſo oder das Sittlichgute in ſeiner Menſchwerdung kann nur erſcheinen im Gewande der Schönheit. Die Grazien müſſen um ſie den Gürtel der Anmuth weben und den Blumenkranz des Reizes ihrer Geſtalt reichen. So geleitet an der Huldgöttinnen Hand tritt ſie mit ſiegender Macht unter die Sterblichen, ſo befreundet ſie ſich leichter mit ihnen und ſchreckt nicht durch ihres Ernſtes finſtere Miene, ſo kleidet ſie ihre Hoheit in gefällige Hülle und wird gleichſam irdiſch unter Irdiſchen. So zeigte ſie ſich auch mehrere Male auffallend auf der Erde und noch ſehen wir jenen glücklichen Sterblichen mit Bewunderung nach,

*) Plato in symposio, Vol. X. pag. 247. ed. Bip.

in denen ſie ſich ſo himmliſch ernſt und doch ſo menſch=lich ſchön offenbarte. So ſchmückte ſie die Edeln der pa=triarchaliſchen Vorwelt, als noch nicht ungeſchickte Hände ihre göttliche Geſtalt durch niedere Züge und geſchmack=loſe Schnörkeleien entſtellt und entweihet hatten; ſo wandelte ſie in jener Blütenzeit der Kunſt, wo der An=muth Götter unter Menſchen lebten und an ihrer ſanf=ten Hand das ernſte Gute durch die Geſchlechter führ=ten; als noch nicht der Aſchenſack des Büßers oder das härene Gewand des Schwärmers ihre hohen Züge in abſchreckender Vermummung dem Blicke entzogen. So geleitete ſie einen Abraham durch fremde Länder und öffnete ihm der Menſchen Herzen; ſo führte ſie einen Sokrates in die Künſtler=Wohnungen und in der Wei=ſen Heiligthümer mit gleicher Freundlichkeit; ſo begei=ſterte ſie Plato's warme Bruſt, ſo ſchmückte ſie Xeno=phon's ſanfte, ſchöne Seele; ſo endlich — ich wage hier das Höchſte neben das minder Hohe in nicht entehren=der Geſellſchaft hinzuſtellen — ſo enthüllte ſie in dem göttlichen Weiſen, den uns das Evangelium einfach zeichnet, ihres ganzen Zaubers unwiderſtehliche Gewalt. Nicht hinzumahlen das herrlich ſchöne Muſter, ſoll meine Feder hier verſuchen — wie vermöchte ſie auch, das zu ſchildern, was nur geweihtere Geiſter ſchildern können, denen freundlicher die Muſen den Pinſel, in ewige Far=ben getaucht, zu führen ſich herablaſſen. Mir ſey es vergönnt hinzuweiſen auf den Spiegel, wo treu des Himmliſchen Bild wiederſtrahlet und den frommen Wunſch zu äußern, daß dieſen Spiegel ſo Man=che, ſelbſt ſolche, die ihn wie des Numa Schild in enger Verwahrung den ſehnenden Blicken entziehen zu müſſen oftmals wähnen, auf=hängen möchten zu ſteter Beſchauung in ih=ren Wohnungen, auf daß allmählig der Ge=ſtalt anſpruchloſe, edle Schönheit in ihren

Gemüthern ſich treu und begeiſternd niederſenke. *)

Aus dem Allen, was bisher über die Tugend hier geſagt iſt, fließen folgende Korollarien natürlich und wie von ſelbſt hervor.

Der echten Tugend widerſtrebt gleich ſtark ein übertriebener Rigorismus, wie eine charakterloſe Leichtfertigkeit. Denn die Tugend iſt ernſt und ſanft, erhaben und menſchlich, voll Majeſtät und doch voll Anmuth und Gefälligkeit. In dieſer Geſtalt aber verträgt ſie ſich weder mit dem Einen noch mit der Andern. Der Rigorismus will durch Strenge erzwingen, was nur in der Liebe Empfindung gedeihet; die Leichtfertigkeit will ſpielen mit dem, was nie zum Spiele ſeine Würde leihen kann. Jener zieht mit eiſernem Stabe zu dem hin, was nur ſolchem Freunde ſich dargibt, der frei und ungezwungen es aufſucht; dieſer will ſtets auf der Ebene weichem Boden mit leichtem Schritte ihr ſich nahen. Jener ſchafft neue Geſetze, welche die Tugend nicht anerkennt; **) dieſer fehlt der feſte Wille, auch den wahren ſich zu fügen. Jener predigt Entſagung, Abtödtung mehr, als erfordert wird; dieſer mag kein Opfer auf dem Altare der Göttlichen bringen. Der Rigoriſt will den Menſchen entkörpern, will ihm jede heitere Freude, als eine Giftblume im Garten der Tugend, zernichten, will ihn der Erde entrücken und in ein finſteres Land, das ſeine Schwärmerei eigenmächtig

---

*) Ueber die äußere Anmuth der Sittlichkeit ſ. Kant Anthrop. 191. Mit Recht ſingt Pindar von den Grazien: — Κεῖναι γὰρ ὤπασαν τὰ τέρπν'. Olymp. IX.

**) La pure morale est si chargée de devoirs sevères, que si on la surcharge encore de formes indifférentes, c'est presque toujours aux dépens de l'essentiel. *Rousseau Nouvelle Hel. Par. IV. ep. X.*

hervorruft, unbarmherzig überſetzen. Allein er wird durch ſeinen falſchen Eifer das Reich der Tugend um keinen Fußtritt erweitern. Er verleidet dem Sterblichen dieſelbe, gebiert Abneigung gegen ſie, erzeugt Muthloſigkeit und dumpfe Erſchlaffung. *) Der Leichtſinnige dagegen will gedankenlos und ohne Ehrfurcht der Tugend Heiligthum betreten — aber ſchon an der Schwelle hält ihn ein ernſter Wächter ab vom Eingange; er will nur die Blumen pflücken, die tauſendfach ihren ſteilen Pfad umkränzen, doch kaum hat er die Hand ausgeſtreckt, ſo ſchrecken ihn die Dornen ſchon zurück. Wohl möchte er den Lorbeer, mit dem er manchen Tugendheld prangen ſieht, um ſeine Schläfe winden, aber es fehlt ihm die felſenfeſte Kraft, durch die er die Zweige hoch vom Gipfel brechen muß. Gleich fern alſo von nutzloſer, niederſchlagender Strenge, wie von des Leichtſinns trügeriſchem Gaukelſpiel ſchreitet die Tugend daher. Sie gleicht der hohen Schönheit eines edeln Weibes, in deren Leben und Bewegen der Ausdruck der Würde leicht verſchmilzt in der Zartheit ſanften Zügen, gerechter Stolz ſich mildert in der Beſcheidenheit und Züchtigkeit allbeſiegender Anmuth. So

*) „Der Purism des Cynikers und die Fleiſchestödtung des Anachoreten ohne geſellſchaftliches Wohlleben, ſind verzerrte Geſtalten der Tugend und für dieſe nicht einladend; ſondern von den Grazien verlaſſen, können ſie auf Humanität nicht Anſpruch machen. Kant a. a. O. S. 250. Cicero de amic. l. 13 ſagt: Neque enim sunt isti audiendi, qui virtutem duram et quasi ferream esse volunt, quae quidem est cum in multis rebus tum in amicitia tenera atque tractabilis. So auch Ernſt Karl Wieland Handb. der phil. Moral, Thl. II. S. 313. (Leipz. 1781). Hier findet man Mehreres, was treffend und gründlich geſagt iſt; beſonders S. 213 — 314.

wie dieſe rührt, wo ſie auftritt, eben ſo reißt die Tugend hin in ihrer lieblichern Geſtalt.

Der wahren Tugend iſt gleichfalls zuwider die verkehrte Demuth. Wer in der Geſchichte des ſittlichen Strebens der Menſchen mit beobachtendem Blicke ſich umſieht, der wird finden, daß im Reiche der Tugend faſt eben ſo oft, wie im religiöſen Gebiete das Wahre, Echte dem Falſchen oder Verkehrten weichen muß. Nicht bloß die Kirche zählt ihre Zeloten, führt Ketzer-Rubriken und bauet Scheiterhaufen; auch die Moral hat ähnliche, gefärbte Regiſter. Allein meiſtens vereinigt der fromme, oder vielmehr der Zucht entwachſene Glaube ſein Beſtreben mit dem der falſchen Sittlichkeit, und beide gehen dann Hand in Hand gleich blind zum umnebelten Ziele hin. Darum ſind auch die Quellen, aus denen die trüben Bäche, dort wie hier ſich ins Leben ergießen, dieſelben. Bald iſt es Mangel an Kenntniß der Wahrheit, welcher den Schwärmer zum tollen Eifer anfacht und hintreibt; bald wacht im Gemüth ein verborgener Stolz, der die Glut erregt, bald hat auch ſelbſt ein grober Egoismus ſein heimlich Spiel, und der Schein der Heiligkeit dient ihm nur dazu, den Blick, ihn verweilend, abzuziehn von dem verſteckten Werke. Daher kommen in der Religion wie in der Moral die vielen Ausgeburten und traurigen Verirrungen. Dieſer eifert gegen fremdes Handeln, weil er die Idee des Guten nicht deutlich aufgefaßt und mit dem Gefühle verſchwiſtert hat, aber dennoch wähnt, ſeine Einfälle hätten die allgemeine Gültigkeit einer göttlichen Offenbarung; jener ſchleicht mit der Miene eines Menſchen haſſenden Timon finſter umher, weil er ſo die Menge ſtutzen macht und in ein ehrfurchtvolles Staunen verſetzt; einem Andern endlich hängt der Gewinn oder eine Eitelkeit, die mehr als bloßer Stolz zu nen-

nen iſt, der Heuchelei verdächtige Larve vor. Am öfterſten aber muß die Demuth der falſchen Tugend ihren Mantel leihen, aus dem indeß das eigentliche Geſicht in tauſend verſchiedenen Zügen gar kenntlich hervorſchauet. Sie iſt dazu am tauglichſten, weil ſie an und für ſich eine beſtändige Geſellſchafterin der wahren Tugend iſt. Denn Demuth, in der echten Bedeutung, iſt die Folge einer richtigen Schätzung des eigenen Werths und der daraus hervorgehenden, beſcheidenen Achtung ſeiner ſelbſt. Sie muntert auf zu beſtändigem Höherſtreben und ſichert vor niedriger Entartung; ſie wehrt aber auch eben wegen jener unparteiiſchen Selbſtſchätzung allem eiteln Stolze, der in übermüthigem Dünkel über Andere ſich erhebt und, nur ſein geliebtes Ich mit ewigem Wohlgefallen anſchauend, fremdes Verdienſt verachtet. Dieſe echte Demuth iſt der wahren Tugend ſo natürlich, daß ſie ſich, wie eben geſagt, derſelben, wo ſie immer erſcheint, als unzertrennliche Begleiterin zugeſellt. Wie möchte auch das wirkliche Verdienſt ſich ſo hoch erheben, ſo gewaltig aufblähen und mit leerem Prunk ſein Daſeyn verkündigen? In ſich ſelbſt groß, durch eigenen Werth gewichtig, borgt es keinen fremden Schmuck, weil es ſeiner nicht bedarf. Nicht durch Wortgepränge will es ſich anpreiſen der gaffenden Welt; nicht durch des Gewandes Schimmer ſeine Würde bemerkbar machen: es gefällt in ſeiner Einfalt, es reißt die Gemüther zu ſtiller Bewunderung ſchon durch ſeine bezaubernde Anſpruchloſigkeit hin. Die wahre Demuth alſo, gepaart mit ihrer Zwillingsſchweſter, der Beſcheidenheit, begleiten hehr und mild den Tugendfreund und führen ihn mit ruhig heiterer Miene durch das aufgeregte Leben weiter. Wie das zarte Grün die Roſe umkleidet, ſo dieſe holden Geſtalten die echte Größe; wo ſie fehlen, da fehlt auch dieſe.

Wo aber die Demuth verfälſcht erſcheint, da kann eine zweifache Urſache zum Grunde liegen. Denn entweder wird dieſe Verfälſchung durch unrichtige Begriffe von Tugend und Heiligkeit veranlaßt, oder ſie nimmt ihren Urſprung aus der weit trübern, ſchlammigen Quelle der Heuchelei. Dort iſt ſie Selbſtbetrug, hier Betrug der Welt.

Es gab von je und unter faſt allen Völkern nicht bloß einzelne Menſchen, ſondern ganze Schulen, Sekten, Geſellſchaften und Verbrüderungen, die den Wahn nährten, Tugend müſſe ſich durch gewiſſe Zeichen der Erniedrigung, wie durch ausgehängte Schilde, ſondern von dem Unheiligen und Profanen. Man glaubte und lehrte, die Befreundung mit irdiſchen Dingen, mit Freuden und Vorzügen der Erde ſeyen der Tugend entgegen oder ihr doch nicht zuträglich; man wähnte, ſie müſſe ſich ſcheiden von der Freundlichkeit und Heiterkeit des Lebens, von dem gewöhnlichen Tone muntrer, fröhlicher Geſellſchaft. Vergeſſend oder gar nicht wiſſend, daß die Tugend in ſich ſelbſt ihren Werth trägt, wollte man ihr Würde geben durch ein auffallendes Streben nach Erniedrigung vor der Welt. Dieſe, die eigentliche Uebungsſchule, den angewieſenen Schauplatz der Tugend, hielt man für ihre Vergifterin; ihre Bequemlichkeiten, ihre Ehren und Würden nannte man Verführungen und breite Heerſtraßen zum Laſter. Nur im Faſſe eines ſchmutzigen Diogenes oder in den Thierhöhlen eines ſchwermüthigen Eremiten glaubte man die Tugend geſchützt vor dem Stolze und der ſich gegen Gott rieſenähnlich empörenden Eitelkeit der Weltmenſchen. Allein eben dieſe Lehrer der Demuth bewahrten dennoch vor dem am allgemeinſten verehrten Idole, dem Egoismus, in ihrem Herzen ſo viel Huldigung, daß ſie es nicht wagten, ſich ſelbſt darüber aufrichtig anzu=

klagen, daß ſie jene Kinder der böſen Welt — den leidigen Stolz und die übermüthige Eitelkeit — faſt täglich zu ſich in ihre ſaubern Wohnungen, ſelbſt von der Hausmatrone, der keifenden Demuth, zum Beſuche einführen ließen. Allein, wie geſagt, ſolche ernſte Betrachtungen, ſolche unparteiiſche Selbſterforſchungen ließ die Liebe zum theuern Ich nicht zu. Vielmehr ward eine ganze Sprache der Erniedrigung erfunden, die in Abſicht auf die neue Terminologie es mit allen Philoſophien aufnehmen könnte. Da ward Wegwerfung und Nichtachtung ſeiner ſelbſt zum Princip der Moral und das Gefühl der Nichtigkeit und Unwürdigkeit zur Quelle gemacht, aus der man Tugend und Hoheit, Gottgefälligkeit und Verdienſt ſchöpfen wollte. Aber, ihr blinden Führer der Blinden, ſagt der weiſe Stifter des Chriſtenthums, und ich wage es, hier ſeine Worte zu wiederholen. Warum wollten doch ſo Viele dergleichen Diſteln ſammeln auf der ſchönen Frühlingsflur, die Er hernieder rief? warum wird ſelbſt in unſern Tagen ſolches Unkraut leider noch hier und da zu häufig ſtatt der herrlichen Blumen und der gereiften Früchte dort begierig geleſen? Es iſt eine ausgemachte, durch unſere eigene Natur bewährte Wahrheit, daß der Menſch ſich ſelbſt achten muß, wenn er zur Größe hinan will, daß er ſeinen angeſtammten Werth erkennen ſoll, wenn er ihn erhöhen, daß er die Kräfte ſeines Buſens empfinden muß, wenn er ſie üben und veredeln will. Sieht der Menſch in ſich bloß den Staub der Erde, und fühlt er nicht zugleich den göttlichen Odem, der dem Staube erſt Leben einblies, ſo wird er ewig nur am Niedern kleben, nie den Schwung verſuchen zu dem Hohen; er wird klein bleiben, weil er ſich in der Kleinheit allein gefällt. Und doch hört man es von Kanzeln herab und ſonſt noch oft mit Stentorſtimmen ertönen — gleichſam als könnte

man den geprieſenen Grundſatz nicht ſtark genug aus-ſprechen — „Menſch erniedrige dich ſelbſt, denn du biſt von Natur niedrig und elend, nur ein Kind des Zorns!“ Was man dort hell poſaunen hört, vernimmt man auch in manchen Schriften, als leiſeren Wiederhall fortſummen. Allein man wiſſe, ſolche Lehre iſt Gotteslästerung; denn ein Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, d. h., er ſprach in deſſen Natur ſeinen heiligen Willen und ſeine ewige Abſicht aus: der Menſch ſolle die ihm ertheilte Würde eigenmächtig, ſelbſtthätig, frei erhöhen. Um dieſe göttliche Abſicht ſtets zu betrachten und durch die Betrachtung derſelben ſich ihrer ewig würdiger zu machen, bildete den Menſchen auch ſein Schöpfer, wie ſchon ein Philoſoph des Alterthums ſehr ſchön ſagt, aufrecht, himmelwärts, nach ſeinem Vaterlande, ſeiner künftigen Heimath hingewendet. *)

Indeß dieſe verkehrte Demuth iſt, wie ich gleich anfangs bemerkt habe, gar oft bloßer Selbſtbetrug, ungebildeter, bigotter und fanatiſcher Menſchen, denen es entweder an Kraft fehlt, ſich zur wahren Tugend emporzuarbeiten und die daher das Gefühl des Mangels durch ſolchen geſchmackloſen Flitterſtaat beſchwichtigen wollen, oder denen die gehörige Kenntniß abgeht in Betreff der menſchlichen Natur, deren Würde und wahren Beſtimmung.

Daß aber auch nicht ſelten ein heimlicher Stolz hinter dem Vorhange lauert und in allerlei Truggeſtalten über die Bühne ſchreitet, iſt gleichfalls ſchon geſagt, und beweiſet ſich wahr ſchon durch folgenden Umſtand. Man verſuche es einmal, den Mantel ſolcher Demuthsprediger zu lüften, ihre Lehre anzutaſten, oder auch ſich

*) Cicero de natura Deorum, lib. II.

ihrem gefährlichen Einfluſſe bei der ungebildeten Menge zu widerſetzen, und ſogleich wird man finden, daß man einen Bienenkorb angegriffen hat. Laut ſummend und ſchreiend, heimlich ſtechend und verwundend umſchwärmen ſie den Verwegenen, der es wagte, ihren Honig zu prüfen und ihn verdorben oder gar vergiftend zu nennen. *)

Gar häufig aber liegt dieſer falſchen Demuth, wie oben berührt wurde, ein viel ſchändlicheres Motiv zum Grunde — die Heucheleí und der gröbſte Eigennutz. Hier hört ſie auf, Selbſtbetrug zu ſeyn und wird Betrug der Welt. Ein ſolcher Larventräger weiß es gar wohl, daß er eine Larve trägt, nur hütet er ſich, es Andere merken zu laſſen. Solcher Leute hat es immer genug gegeben und wird ihrer geben, ſo lange es der höchſten Weisheit gefällt, dieſe Welt mit allen ihren Mängeln dennoch die beſte ſeyn zu laſſen. Doch dieſe abſichtlich geheuchelte Demuth gehört hierher weiter nicht, weil ſie keine Abart der Tugend iſt und alſo durch ihre nähere Beleuchtung die echte Tugend um nichts weiter enthüllt wird. Vielmehr ſteht ſie ihr gerade entgegen und wird Verbrechen, La=

---

*) So treffend als wahr ſagt Rouſſeau a.a.O.: Defie toi de cette dangereuse vertu (de l'humilité) qui ne fait, qu'animer l'amour propre en le concentrant, et crois, que la noble franchise d'une âme droite est préférable à l'orgueil des humbles. S'il faut de la temperance dans la sagesse, il en faut aussi dans les précautions, qu'elle inspire, de peur que des foins ignominieux à la vertu n'avilissent l'âme et n'y réalisent un danger chimérique à force de nous en alarmer.

N. H. p. IV. ep. 13. Garve a. a. O. Thl. II. S. 59 u. 66.

ſter, in welcher Qualität ihr die Stelle unter dieſem anzuweiſen iſt. *)

---

*) Sehr treffend ſchildert ſolche Leute Wieland im Agathon, Thl. 3. S. 121; und dieſe Stelle mag ſtatt der weitern Ausführung dienen:

„Es hat von jeher eine Art von Leuten gegeben, welche „nirgends als in ihren Schriften tugendhaft ſind; Leute, „welche die Verdorbenheit ihres Herzens durch die Affektation der ſtrengſten Grundſätze in der Sittenlehre bedecken „wollen; welche ſich das Anſehn einer außerordentlichen „Zärte der Ohren in moraliſchen Dingen geben und vor „dem bloßen Schalle „Wolluſt" mit einem ſcheinheiligen „Schauer zuſammenfahren; kurz Leute, welche Jedermann „verachten würde, wenn nicht der größte Haufen dazu verurtheilt wäre, ſich durch Masken, Mienen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen und weiße Schnupftücher betrügen zu laſſen."

Zweite Abtheilung.

Allgemeine Nomologie.

Einleitung.

Die bisher abgehandelten Gegenſtände, welche unter dem Namen einer allgemeinen Teleologie die erſte Abtheilung der gegenwärtigen Schrift ausmachen, ſind, wie ſchon in der Vorrede bemerkt iſt, als bloße Prolegomena zu der nun folgenden allgemeinen Nomologie anzuſehn. In jener wurde es verſucht, die Hauptzwecke der menſchlichen Natur aufzufinden und daraus die Beſtimmung des Menſchen zu deduciren; dieſe ſoll die Grundſätze feſtſtellen und die Regeln vorſchreiben, nach denen jene Zwecke realiſirt, oder die Beſtimmung erreicht werden kann. Aus dieſer Anſicht des Inhalts beider Theile ergibt ſich die Wirklichkeit ihrer eben genannten Beziehung auf einander. Soll indeß die Nomologie, als der Inbegriff der zu befolgenden Grundſätze und Regeln zur Beförderung der Beſtimmung, folglich die eigentliche Bildungstheorie, gehörig verſtanden, ihr Werth oder Unwerth, ihre Haltung und mögliche Anwendung richtig geprüft und beurtheilt werden; ſo wird es nothwendig ſeyn, eine Erinnerung voran zu ſchicken, ohne welche jenes Verſtändniß und dieſe Beurtheilung und Prüfung zum Theil gar nicht ſtatt finden, zum Theil unrichtig oder ſchief ausfallen würde. Es iſt dieſes die ſchon oft auf=

geworfene, bald bejahend bald verneinend beantwortete Frage: „Iſt der Menſch ein von Natur geſelliges und zum geſellſchaftlichen Vereine beſtimmtes Weſen, oder nicht?“

Die gegenwärtige Bildungslehre geht davon aus, daß dieſe Welt in Abſicht auf den Menſchen zu jeder Zeit eine große, ſtets dauernde Bildungsſchule iſt.

Die Bildung des Menſchen alſo, oder das Hinwirken zur Realiſirung ſeiner Hauptzwecke, fångt mit dem Leben zugleich an und endigt fůr die irdiſche Periode nur mit dem Tode. Dieſe Bildung ferner muß und ſoll geſchehn durch Menſchen und zwar während der Dauer der gehemmten noch nicht entwickelten freien Vernunftthätigkeit durch fremde Perſonen, nach dem Heraustreten aber aus dem Stande der Unmündigkeit, alſo da, wo der Menſch zur moraliſchen Reife gelangt iſt d. h. wo er ſein Daſeyn als vernůnftig freies Weſen in ſeiner ganzen Form ſelbſt zu begründen vermag, durch eigene Kraft und eigne Hand. In jedem Falle aber iſt geſelliges Zuſammenleben nothwendige Bedingung. Denn wie möchten zuvörderſt ohne dieſe Eigenſchaft der menſchlichen Exiſtenz die Menſchen durch eine bloße Jungenliebe, wenn ich ſo ſagen darf, ſo lange zuſammen aushalten, bis jene Zeit der geiſtigen und leiblichen Hilfloſigkeit vorüber iſt? wie möchte aber vollends im andern Falle irgend Jemand ohne Geſellſchaft mit Seinesgleichen ſich gehörig veredeln und ſein Daſeyn erhöhen? Dieſes kann doch nur dadurch geſchehen, daß der Menſch ſeine Neigungen und Triebe einſchränkt und einer höheren Ordnung gemäß geziemend beherrſcht; daß er ſie durch dieſe Einſchränkung und Zurechtweiſung immer mehr und mehr verfeinert; daß er ferner ſeine übrigen ſinnlichen Anlagen ſtärkt und entwickelt durch Uebung und mannigfaltige Benutzung; daß er vorzüglich ſeine geiſtigen Vermögen

erhöhet und veredelt, daß er durch Erfahrungen, eigene und fremde, durch vielfach veranlaßtes Nachdenken über ſich und Andere ſeine Denkkraft befeſtiget, ſeine Vernunft aufhellt und übt, ſeine Kenntniß bereichert und berichtiget; daß er durch allerlei, aus der geſelligen Verbindung der Menſchen reſultirende, Pflichten und deren Erfüllung immer mehr geweckt und geſteigert werde zu ſittlicher Vollkommenheit und Würde. Kurz dieſe Erhöhung und Erweiterung ſeiner Natur kann nur ſtatt finden durch ſtets fortſchreitende Realiſirung ihrer Hauptzwecke; alſo dadurch daß man immer glücklicher durch echten Genuß, immer weiſer und klüger durch Wahrheit, immer ſittlicher und beſſer durch Tugend werde. Alles dieſes aber kann wiederum ohne nothwendiges, von der Natur ſelbſt veranſtaltetes geſelliges Zuſammenleben nicht ausgeführt werden. Denn wie möchten ohne daſſelbe tauſend Bedürfniſſe phyſiſcher Art befriediget werden, die doch ohne Zweifel nicht insgeſammt abgewieſen werden können, wenn der Menſch zu einigem Wohlſeyn gelangen ſoll; wie möchten ihm ſo mannigfaltige Erfahrungen werden, ohne die ſo viele Kräfte des Geiſtes und Körpers ewig ſchlummern oder doch nur ſchwach ſich regen würden? wie ſollte er ſeine Kenntniſſe beſonders erweitern, wenn kein beſtändiges Mittheilen und Empfangen ſie vermehrte, kein Reiben und Weilen der Menſchen an- und unter einander ſie erzeugte und befeſtigte? wie könnte endlich die Tugend Stoff zur Uebung, wie die Vernunft Kampf zum Siege, wie die Sittlichkeit Veranlaſſung zur Bildung erhalten? Als ein hilfloſes Weſen tritt der Sterbliche in die Welt ein, und wenn nicht fremde Hände jahrelang ihn ſchützten und pflegten, würde er dahin welken, ehe er ſich auch nur in etwas zu entfalten begonnen hätte. Selbſt aber im Fortgange des Alters, ſelbſt in der Kraft ſeines Lebens würde er doch allerlei Kämpfe beſtehen

müſſen, in denen ſeine Stärke ohne fremde Unterſtützung nicht ſelten erliegen würde. Einſeitigkeit und Unwiſſenheit, Furcht und Hilfloſigkeit, dumpfes Hinleben ohne lebendiges Bewußtſeyn ſeiner Würde dürften leicht ohne geſelliges Daſeyn ſein Loos werden und bleiben. Zu dieſen gleichſam aprioriſchen Betrachtungen fügen ſich noch folgende Umſtände, die ein ſolches natürliches Beiſammenſeyn zu beſtätigen ſcheinen. Hierhin gehört zuerſt die Liebe der Geſchlechter, die ſo thieriſch oder thierähnlich ſie auch in vieler Hinſicht ſeyn mag, doch an ſich ſchon bei den Menſchen ſelbſt auf der niedrigſten Stufe der Kultur einen höheren Anſtrich erhält. Sie knüpft dieſelben näher an einander und auf längere Zeit. Mit der Sättigung des Triebes iſt ſelten gleich die Trennung wieder da, ſondern hinziehend zu einander und inniger vereinigend ſchließt ſie die Neigung meiſtens in ein engeres Leben zuſammen. Faſt eben ſo ſtark und allgemein treibt das Bedürfniß der wechſelſeitigen Mittheilung die Menſchen zu näherer Verbindung und führt ſie zur Geſellſchaft. So ſuchen Kinder und Wilde, Gebildete und Ungebildete, die Gefühle ihrer Bruſt vor Ihresgleichen auszuſchütten. Und ſollte umſonſt die Natur in das Auge das ſtrahlende Feuer ſenken, wenn Wonne und Luſt das Herz erfüllt? oder ſollte vergebens die Thräne an den Wimpern zittern, der Schmerz ſich in der ernſten Miene mahlen, wenn Trauer und Leid das Innere bewegt? Gewiß nicht — der Freude Empfindung in Anderer Seelen zu ſtrömen, dazu ward dem Blicke der Strahl; den Schmerz in fremder Sympathie zu lindern, darum bebt die Thräne im Auge, ſpricht der Zug des Geſichtes die Angſt der Bruſt aus. Noch deutlicher ſchier zeigt ſich dieſes Bedürfniß der Mittheilung in dem, was Kenntniß oder Wahrheit heißt. Jeder ſtrebt das, was er erforſchte und erfuhr, wieder an

den Mann zu bringen und genießt das Erkannte in der offenbarenden Rede noch einmal; Jeder mag aber auch gern von Andern Neues vernehmen, ſein Wiſſen durch fremdes vermehren und vervielfältigen. (S. 1ſte Abth. 2tes B. K. 2.) Dieſes Alles aber findet in einer einzigen Anlage ſeine Vereinigung, geht aus einer Eigenſchaft, ſo zu ſagen, hervor, ich meine, aus dem Geſelligkeitstriebe. Es iſt dieſer Trieb ein unwillkürliches Verlangen nach Weſen ſeiner Art, um mit ihnen zuſammen zu exiſtiren, ein heimliches Sehnen nach Verbindung und Geſellſchaft mit Andern. Ohne unſer Zuthun, ohne unſern Entſchluß ſuchen wir mit Menſchen uns zu befreunden. Die Einſamkeit wird uns zur Laſt, und nur Beleidigungen aller Art, oder ein natürliches, oft auch durch allerlei Schickſale herbeigeführtes Dunkel der Seele, ein gewiſſer Trübſinn, der in einem beſondern Temperamente ſeinen Grund hat, oder auch durch auswärtige Veranlaſſungen verurſacht iſt, können zuweilen den Hang nach Abgeſchiedenheit in uns erzeugen. Doch das ſind ſeltene Ausnahmen einer allgemeinen Regel. Meiner Meinung und Erfahrung nach wage ich zu behaupten, daß bei gehöriger Aufmerkſamkeit dieſes Gefühl ſich ſo laut, wie irgend eins bei den Menſchen regt und ankündiget. *)

---

*) Herder, Ideen u. ſ. w. Thl. II. B. VIII. K. 4. S. 207, B. IX. K. 4., wo er mit Wahrheit und anſprechender Schönheit von dem Geſelligkeitstriebe redet. Blumenbach, Handb. der Naturgeſch. S. 53. Platner a. a. O. Thl. II. S. 115. Herder Br. z. be. d. Hum. 2te Sämml. S. 109. J. L. Ewald, a. a. O. Thl. I. S. 51. Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 137 §. 25. Lueder, Kritik d. Nat. ꝛc. S. 461. §. 784, 785, 786, 787. Ferguſon nimmt den Trieb nach Geſellſchaft als eins jener urſprünglichen Geſetze in uns an, denen er das Gemüth (mind) unterwirft und woraus er die Erkenntniß des Gu=

müſſen, in denen ſeine Stärke ohne fremde Unterſtützung nicht ſelten erliegen würde. Einſeitigkeit und Unwiſſenheit, Furcht und Hilfloſigkeit, dumpfes Hinleben ohne lebendiges Bewußtſeyn ſeiner Würde dürften leicht ohne geſelliges Daſeyn ſein Loos werden und bleiben. Zu dieſen gleichſam aprioriſchen Betrachtungen fügen ſich noch folgende Umſtände, die ein ſolches natürliches Beiſammenſeyn zu beſtätigen ſcheinen. Hierhin gehört zuerſt die Liebe der Geſchlechter, die ſo thieriſch oder thierähnlich ſie auch in vieler Hinſicht ſeyn mag, doch an ſich ſchon bei den Menſchen ſelbſt auf der niedrigſten Stufe der Kultur einen höheren Anſtrich erhält. Sie knüpft dieſelben näher an einander und auf längere Zeit. Mit der Sättigung des Triebes iſt ſelten gleich die Trennung wieder da, ſondern hinziehend zu einander und inniger vereinigend ſchließt ſie die Neigung meiſtens in ein engeres Leben zuſammen. Faſt eben ſo ſtark und allgemein treibt das Bedürfniß der wechſelſeitigen Mittheilung die Menſchen zu näherer Verbindung und führt ſie zur Geſellſchaft. So ſuchen Kinder und Wilde, Gebildete und Ungebildete, die Gefühle ihrer Bruſt vor Ihresgleichen auszuſchütten. Und ſollte umſonſt die Natur in das Auge das ſtrahlende Feuer ſenken, wenn Wonne und Luſt das Herz erfüllt? oder ſollte vergebens die Thräne an den Wimpern zittern, der Schmerz ſich in der ernſten Miene mahlen, wenn Trauer und Leid das Innere bewegt? Gewiß nicht — der Freude Empfindung in Anderer Seelen zu ſtrömen, dazu ward dem Blicke der Strahl; den Schmerz in fremder Sympathie zu lindern, darum bebt die Thräne im Auge, ſpricht der Zug des Geſichtes die Angſt der Bruſt aus. Noch deutlicher ſchier zeigt ſich dieſes Bedürfniß der Mittheilung in dem, was Kenntniß oder Wahrheit heißt. Jeder ſtrebt das, was er erforſchte und erfuhr, wieder an

den Mann zu bringen und genieſst das Erkannte in der offenbarenden Rede noch einmal; Jeder mag aber auch gern von Andern Neues vernehmen, ſein Wiſſen durch fremdes vermehren und vervielfältigen. (S. 1ſte Abth. 2tes B. K. 2.) Dieſes Alles aber findet in einer einzigen Anlage ſeine Vereinigung, geht aus einer Eigenſchaft, ſo zu ſagen, hervor, ich meine, aus dem Geſelligkeitstriebe. Es iſt dieſer Trieb ein unwillkürliches Verlangen nach Weſen ſeiner Art, um mit ihnen zuſammen zu exiſtiren, ein heimliches Sehnen nach Verbindung und Geſellſchaft mit Andern. Ohne unſer Zuthun, ohne unſern Entſchluſs ſuchen wir mit Menſchen uns zu befreunden. Die Einſamkeit wird uns zur Laſt, und nur Beleidigungen aller Art, oder ein natürliches, oft auch durch allerlei Schickſale herbeigeführtes Dunkel der Seele, ein gewiſſer Trübſinn, der in einem beſondern Temperamente ſeinen Grund hat, oder auch durch auswärtige Veranlaſſungen verurſacht iſt, können zuweilen den Hang nach Abgeſchiedenheit in uns erzeugen. Doch das ſind ſeltene Ausnahmen einer allgemeinen Regel. Meiner Meinung und Erfahrung nach wage ich zu behaupten, daſs bei gehöriger Aufmerkſamkeit dieſes Gefühl ſich ſo laut, wie irgend eins bei den Menſchen regt und ankündiget. *)

---

*) Herder, Ideen u. ſ. w. Thl. II. B. VIII. K. 4. S. 207, B. IX. K. 4., wo er mit Wahrheit und anſprechender Schönheit von dem Geſelligkeitstriebe redet. Blumenbach, Handb. der Naturgeſch. S. 53. Platner a. a. O. Thl. II. S. 115. Herder Br. z. be. d. Hum. 2te Samml. S. 109. J. L. Ewald, a. a. O. Thl. I. S. 51. Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 137 §. 25. Lueder, Kritik d. Nat. ꝛc. S. 461. §. 784, 785, 786, 787. Ferguſon nimmt den Trieb nach Geſellſchaft als eins jener urſprünglichen Geſetze in uns an, denen er das Gemüth (mind) unterwirft und woraus er die Erkenntniſs des Gu-

Dieſe Geſelligkeit der Menſchen nun und die ſich auf dieſelbe gründende und durch ſie veranlaßte Annäherung und Verbindung derſelben unter einander, woraus endlich nothwendig ein Staat entſtehen muß, (ſ. unten) iſt mir diejenige Anſtalt, worin der Menſch als ſolcher nur leben kann, worin er vervollkommnet und gebildet wird; worin er durch fortgeſetztes Streben ſtets höher ſteigen ſoll zu ſeiner Beſtimmung hinauf, indem er die Zwecke ſeiner Natur realiſirt; kurz dieſe Geſelligkeit iſt mir die einzige Bedingung, unter der die Bildung des Menſchen in der gegenwärtigen Periode ſeines Daſeyns und in ſeiner dermaligen Einrichtung und Weſenheit in ihrer allgemeinen Idee möglich werden kann. In dieſem Zuſammentreten öffnet ſich der rege Schauplatz für ſeine Beſtrebungen, hier tritt er in den großen Cirkus ein, worin er theils ſelbſt ſeine Rolle ſpielt, theils Zuſchauer und Beförderer fremden Spiels iſt. Hier reibt er ſich in beſtändigem Umgange; hier weckt und übt er durch die verſchiedenen Intereſſen, die ſich freundlich nähern und vereinigen, oder feindlich begegnen und ſondern, ſeine Kräfte und Talente; hier reißt ewige Wechſelwirkung den Geiſt aus der Rohheit zum klarern Bewußtſeyn; hier wird die Vernunft aufmerkſamer, die Denkkraft überhaupt mehr geſtärkt und gleichſam gewandter. In dieſer Vereinigung ſpornen tauſend Bedürfniſſe zum Erfinden und Erſinnen; hier iſt es, wo Ehrliebe, Ruhmbegierde und Eitelkeit, lauter wohlthätige Triebe an ſich und zu beſondern Zwecken uns zugeſellt von der Vorſehung,

---

ten und Böſen ꝛc. herleitet. Er nennt es das principle of society. S. Principles of moral and political Science. Edinburgh, 1792. Pope, Essay on Man. ep. III, 3. Cicero de fin. l. II. c. 14. de Amicitia c. 5.

die Betriebſamkeit erregen und durch Wetteifer des Edlen, Wahren, Schönen und Nützlichen ſo Manches fördern. Da iſt auch für Tugend und Sittlichkeit ein großes Feld geöffnet, das für ſie vielfältigen Samen umſchließt, und worauf ſie reichliche Ernten halten kann. Gerechtigkeit und Edelmuth, Menſchenliebe und Freundſchaft finden hier tauſendfache Gelegenheit, ihre herrliche Kraft zu äußern und wie hehre Geſtalten durchs wogende, bunte Leben hinzuſchreiten. Dieſe Geſelligkeit der Menſchen iſt der Grundſtein der großen Akademie, worauf wir vorbereitet werden zu einem höhern, bedeutungsvollern Seyn; wo wir die Elemente ſtudiren, auf denen das erhabene, unendliche Syſtem für die Ewigkeit ſelbſt ſoll gebauet werden.

Es bleibt noch übrig, einige Worte über die vorzüglichſten Gegner dieſer Meinung zu reden, um meine Behauptung, eben weil auf ſie dieſe Bildungstheorie ſich durchaus bezieht, von allen Seiten, ſo viel ich es vermag, zu ſichern und zu befeſtigen.

Wenn Kant meint, der Menſch ſey von Natur ein einſiedleriſches und nachbarſcheues Thier, ſo mag er es damit wohl nicht ſo ſtreng nehmen, indem er den Punkt nur leicht berührt, ja an einer andern Stelle ſogar ſeine vorhin geäußerte Meinung ſelbſt ziemlich zurücknimmt. *)

---

*) Kant Anthropol. S. 315. (2te Ausg.) heißt es: „Allenfalls könnte dieſe Frage noch aufgeworfen werden, ob der Menſch von Natur ein geſelliges oder einſiedleriſches und nachbarſcheues Thier ſey; wovon das letztere wohl das wahrſcheinlichſte iſt.“ Die andere Stelle folgt gleich darauf S. 317, wo er ſpricht von einem natürlichen Hange (des M.) im geſellſchaftlichen Verhältniſſe aus der Rohigkeit der bloßen Selbſtgewalt herauszugehn.

Beſtimmter ſcheint ſchon Hobbes ſich dagegen zu erklären, wenn er behauptet, daß der Urſprung der Geſellſchaften nicht durch wechſelſeitige Zuneigung (benevolentia) ſondern durch Furcht entſtanden ſey (mutuo metu). Daſſelbe geht aus dem bekannten Satze deſſelben hervor, daß ein Krieg Aller gegen Alle ſtatt finde (bellum omnium contra omnes). *) Allein aus der wirklichen Anfeindung unter den Menſchen folgert er doch gewiß zu viel, wenn er meint, daß die Menſchen, um ſich dagegen wechſelſeitig zu ſchützen, in Geſellſchaft zuſammen getreten ſeyn. Im Gegentheil, dieſe Befehdungen waren ſelbſt zum Theil erſt Folgen jener urſprünglichen, natürlichen auf Sympathie und einem geſelligen Triebe überhaupt ſich gründenden Vereinigung. Dieſe Anfeindungen aber ſind nicht zu verhüten, wenn der Menſch Menſch bleiben ſoll, widerlegen darum aber keineswegs den Geſelligkeitstrieb. Denn der Menſch iſt ja nicht bloß Thier, ſondern zugleich ein freithätiges, ſelbſtſtändiges, vernünftiges Weſen. Wie iſt es bei dieſer ſeiner Natur aber gedenkbar, daß nie die Intereſſen ſich durchkreuzen, nie die freien Beſtrebungen ſich begegnen ſollten? Iſt denn nicht in der ganzen ſichtbaren Schöpfung ſtets ein Widerſtreit bei aller Vereinigung; ein ewiger Kampf bei einem allgemeinen Frieden; Disharmonie bei Harmonie allenthalben bemerkbar? ja, iſt es nicht ſogar ſelbſt bei ſolchen Thieren, denen man die natürliche Geſelligkeit nicht abſpricht, oft der Fall, daß ſie ſich entzweien und anfeinden, wenn ihre Begierden zugleich auf denſelben Gegenſtand treffen? Und doch leugnet Keiner darum ihren Geſelligkeitstrieb, eben weil ſolche Zwiſte unter ihnen bald wieder enden. So wie

*) De cive C. I. Leviathan C. XIII.

ein bloßer Inſtinkt im Momente ſie erregte, ſo ſchlichtet er ſie auch wieder in demſelben Augenblicke, ſobald das begehrte Objekt dieſem oder jenem zu Theil ward, und die Begierde des Andern nicht ferner reizt. Vielfältiger müſſen, wie ſchon geſagt iſt, die Zwiſte unter den Menſchen ſeyn, weil ſie freithätig handeln. Allein eben dieſe vortreffliche Eigenſchaft ſtellt auch wiederum den Frieden her, ſo wie ſie meiſtens den Krieg verurſacht. Die Menſchen bekämpfen ſich wegen Kolliſion ihrer Beſtrebungen, allein die Vernunft iſt auf Frieden gerichtet und es gelingt ihr früher oder ſpäter, die ſtreitenden Parteien auszugleichen und Ruhe, Sicherheit und gemüthliches Beiſammenleben wieder herzuſtellen. Ein ewiger Krieg iſt alſo ſchon wegen dieſes unabläſſigen Strebens unſerer Vernunft nicht wohl möglich. So wie die geſelligen Thiere ſich wieder friedlich an einander ſchließen, wenn der Inſtinkt der Fehde nicht länger Vorſchub leiſtet, ſo nähern ſich die Menſchen freundlich wieder, wenn es der Vernunft gelingt, die Harmonie aus der Disharmonie hervorzurufen. Allein Hobbes ſelbſt ſcheint auch der von ihm geäußerten Meinung nicht ſo ganz ergeben geweſen zu ſeyn. Denn auch bei ihm finden ſich Stellen, wo er das Beſtreben der Mittheilung und die Sympathie zur Annäherung der Menſchen wirken läßt. *)

Der offenbarſte Gegner des geſelligen Zuſammenlebens aber iſt wohl unſtreitig Rouſſeau. **) Er meint, der Menſch müſſe zu dem urſprünglichen Naturzuſtande zurückkehren, weil das Zuſammenleben ihn verweichliche, den Despotismus herbeiführe, den Men-

*) De cive C. II. Leviathan C. XIII.

**) J. J. Rousseau, Discours sur l'inégalité parmi les hommes.

ſchen alſo, ſeiner Natur zuwider, in Knechtſchaft bringe; endlich die Sittenloſigkeit befördere durch allerlei Mißbildungen und Verführungen. Ohne dieſe Meinung bei ihm gerade einem Hange zur Paradoxie zuſchreiben zu wollen, indem auch einen jeden Andern, der nicht dazu beſonders geneigt iſt, die Beobachtung des menſchlichen Triebes und Wirkens leicht bei nicht tiefer dringender und nicht langſam fortſchreitender Betrachtung darauf führen kann, ſo ſcheint ſie mir doch wenigſtens nicht das Reſultat genauerer Ueberlegung und Vergleichung zu ſeyn; und vielleicht dürfte folgende Bemerkung ſchon ihre Widerlegung geben. Denn zugeſtanden, daß es manche Laſter unter den Menſchen gibt, daß manche Abweichungen und Verirrungen obwalten, die wir ohne das Zuſammenleben nicht kennen würden, und denen erſt eine höhere Kultur und Civiliſation die Thür zu uns öffnete; ſo muß doch der Blick nicht bloß auf dieſer Schattenſeite verweilen, ſondern auch die Lichtſeite mit unparteiiſcher Aufmerkſamkeit betrachten. Wie viele Tugenden würden nimmer geübt worden ſeyn, wäre das menſchliche Geſchlecht ſich ewig fremd geblieben? wie viele Großthaten, wie viele Beiſpiele der Aufopferung für das Edle und Gute ſo mancher Helden würden in keinem aufgethürmten Steinhaufen angedeutet, durch keine Säule verkündet, durch keinen Triumpfbogen der Welt laut geprediget werden, hätte nie der geſellſchaftliche Verein die Menſchen enger umſchlungen? wie viele rührende, unſere Würde ehrende Scenen der uneigennützigen Liebe und des erhabenſten Edelmuths würde uns kein Buch erzählen, keine Statüe ins Andenken zurückrufen, kein lebendiges, anſprechendes Gemählde in die Gegenwart herzaubern, hätte nimmer ein knüpfendes Band die herumſchweifenden Sterblichen aus den Wäldern her und von den Höhen herab in einen feſter umſchließenden Kreis zuſammengeführt? —

Aber freilich manches Laſter würde auch unſer Geſchlecht nicht ſchänden und entehren, manche Sünden und Fehler würden nicht ſo frech und verwegen die Welt durchziehen und den Menſchen tief unter das Vieh hinabſenken, hätte nicht das nähere Beiſammenleben dieſe Ausgeburten aus ſeiner Mitte erzeugt und in ſeiner Mitte erzogen, hätte nicht die engere Geſellſchaft ihnen den Eingang aufgeſchloſſen und ihr Erſcheinen begünſtiget? — Es iſt dieſes wahr, und leider zu unverkennbar und deutlich ſpricht die Geſchichte der ſogenannten Kultur und Civiliſation dieſe Verirrungen aus; allein es iſt auch wahr, muß wahr ſeyn und wird ewig wahr bleiben, daß die Tugend, ſelbſt von einem Heere von Sünden begleitet, tauſendmal mehr werth iſt, als jene ganze, nie verſuchte, nie gefährdete Unſchuld eines trägen, von keinem ſittlichen Kampfe bewegten Naturlebens. Man ſehe ſich alſo wohl vor, daß man nicht mit dem Unkraute den Weizen zugleich ins Feuer wirft.

Weiter mag es zugeſtanden werden müſſen, daß ebenfalls der Despotismus ein Kind des geſellſchaftlichen Zuſammenſeyns zu nennen iſt, kann aber dann wiederum ein Fall, der vom Uebel iſt, ſo viele, die vom Guten ſind, überwiegen? Iſt nicht die ſegensreiche Ordnung der Geſetze auch eine Erzeugte des geſellſchaftlichen Vereins? ſpricht etwa die Geſchichte bloß von Tyrannen, welche die Menſchheit in Feſſeln ſchlugen, und hat ſie gar nichts zu erzählen von edlen Herrſchern, welche der Segen der Völker waren? Ohne die engere Verbindung der Menſchen, ohne Staaten würden wir allerdings nichts wiſſen von grauſamen Dionyſen, die die Bürger quälten; nichts von einem unmenſchlichen Nero und den übrigen bepurpurten Ungeheuern, welche auf Roma's Kaiſerthrone eine halbe Welt verhöhnten; wir würden keinen Philipp kennen,

der in zwei Welttheilen mit übermüthiger Tyrannenwuth die Menſchheit niederſchlug und ihre heiligſten Rechte mit teufliſcher Unterdrückungskunſt verſpottete; wir würden nicht leſen die Grauſamkeiten eines eilften Ludewig von Frankreich und anderer Despoten auf andern Thronen, welche die Geſellſchaft erſt erbaute: aber wir würden auch nichts vernehmen von tauſend edlen Fürſten, die mit seltner Liebe ihre Völker lenkten, mit väterlicher Huld ihr Wohl beſorgten, mit bewunderungswürdiger Großmuth Opfer dem allgemeinen Beſten brachten. Da würde kein David und Numa aus der Vorwelt uns herüberſtrahlen, da würde kein Titus, kein Mark Aurel, kein Trajan als Menſchenbeglücker den Nachkommen Dank und Ehrfurcht abgewinnen; da würden in unſerer thatenreichen Mitzeit nicht ſo viele edle Häupter ſich bemühen, der müden Welt Ruhe, Glück und Frieden zu erſchaffen, würden nicht die elenden Despoten tauſendfach beſchämen, welche, ſelbſt niedrigdenkend, ihr Volk noch immer erniedrigen. Doch ſelbſt dieſes nicht zu erwägen, ſo wird es dennoch ſchwer zu entſcheiden ſeyn, was mehr fromme, in ungezügelter Freiheit herumzuſchwärmen, den Thieren gleich, und deſto ungeſcheueter zu rauben und zu morden, oder lieber den Druck eines Tyrannen zu erdulden, um vor hundert und abermal hundert herumſtreifenden ſich und die Seinen in Sicherheit zu wiſſen. — Doch genug von einem Einfalle, dem wohl nur Wenige im Ernſt beiſtimmen möchten, und der, wenn er je ſich realiſirte, die Welt der Menſchen zu einer hölliſchen Republik umſchaffen würde.

Allein noch ein Paar andere Fragen ſcheinen zuvor, ehe zu den Grundſätzen der Bildung ſelbſt geſchritten werden kann, eine kurze Beantwortung zu erheiſchen. Iſt denn das menſchliche Geſchlecht auf der ganzen Erde wirklich humaniſtiſch?

Kann es in der That überall die Hauptzwecke unſerer Natur durch freies Bemühen verwirklichen, kann es mithin ſeiner Beſtimmung ſelbſt in fortſchreitender Veredlung näher kommen? oder wird nicht vielmehr eine Trennung von tauſend Meilen andere Regeln nöthig machen; wird ein ewiger Winter Weſen zeugen, die mit denen eines nimmer abgekühlten Sommers und einer glücklichen Mitteltemperatur unter eine Betrachtung ſich ſtellen laſſen? wird endlich Naturell, Individualität bei ſo vielen andern lokalen und temporellen Umſtänden ſich in eine Form ſchmiegen? Ferner wird ſich fragen laſſen: Iſt denn die Kultur, die Bildung wirklich ein Gut für die Menſchheit? oder iſt ſie nicht gerade die Mutter ſo vieles Unglücks, ſo vieler Abweichungen, ſo vieler Sünden und Laſter; und müßte man nicht vielmehr dahin ſtreben, den urſprünglichen Naturzuſtand wiederum einzuführen, um mit ihm zugleich auch Glück, arkadiſche Unſchuld und patriarchaliſche Seligkeit zurückzubringen? *)

Was den erſten Punkt betrifft, ſo dürften folgende Unterſuchungen desfalls vielleicht, ſo viel erforderlich iſt, genügen.

Nach den Reſultaten bisheriger Forſchungen in der Geſchichte des Menſchen, ſowohl im Gebiete der Phyſiologie, als auch im Reiche der moraliſchen Erſcheinungen darf ich behaupten, daß das menſchliche

*) Die gegenwärtige Unterſuchung über die Möglichkeit einer allgemeinen Bildung iſt genau zu unterſcheiden von der in der Einleitung zum Ganzen. Dort bezog ſich die Frage auf die Möglichkeit einer allgemeinen Bildung als Wiſſenſchaft; hier ſoll betrachtet werden, ob dieſe abſolute und reale Möglichkeit der Wiſſenſchaft auch einen und denſelben Gegenſtand finde, auf den ſie ſich allgemein anwenden läßt. —

Geſchlecht über den ganzen Erdboden, ſo weit es beſucht und beobachtet worden iſt, im Allgemeinen und in den Grundanlagen nur ein und daſſelbe iſt. Was auch Klima und Nahrung, Gewohnheit und Lebensart im Verein mit unberechbaren andern Umſtänden für Verſchiedenheit in demſelben bewirkten und noch fortfahren zu bewirken, ſo können doch alle dieſe Zufälligkeiten nichts ändern an dem eigentlichen Normaltypus der Gattung. Alle Raſſen und Varietäten, alle Spielarten und ſonſtige Divergenzen haben einen Mittelpunkt, in dem ſie ſich als Zweige eines und deſſelben Stammes berühren. Darf man ſich in einer ſolchen Unterſuchung, wie die gegenwärtige iſt, auch noch auf die Schöpfungsgeſchichte des Menſchen und die allmählige Art ſeiner Verbreitung über die Erde berufen, ſo wäre dadurch hiſtoriſch beſtätiget, was anthropologiſch bisher als wahr ziemlich allgemein anerkannt iſt. Doch mag dem Jeder, wie Tacitus einmal ſagt, nach ſeiner Anſicht und Willkür Glauben beimeſſen oder nicht beimeſſen, ſo bin ich der Meinung, daß wegen der Einfachheit der Erklärungsweiſe, wegen des hohen Alterthums und anderer Umſtände, welche jenen Sagen das Wort zu reden ſcheinen, ihnen gewiß einige Wahrheit zum Grunde liegt, was auch beſonders in den jüngſten Zeiten hin und wieder dagegen mag geſagt ſeyn. Der Menſch alſo am eisumſtarrten Pole, wie unter der glühenden Linie, am paradieſiſchen Fuß des Kaukaſus, wie in den verödeten Sandmeeren Afrika's iſt nur eine Haupterſcheinung, die ſich in viele beſondere zertheilt — denn er gehört zu einer beſtimmten, für ſich begrenzten Gattung, die doch in den oberſten Merkmalen ſich durchaus wiederfinden muß.

Zuerſt iſt alſo der menſchliche Körper in ſeinen Grundformen ſich überall gleich. Der Buſchmann in

Afrika's heißem Schooße, der Grönländer in ſeiner durchräucherten Hütte haben denſelben Leib der Hauptform nach, den der Britte in London, der Franke in Paris und der Deutſche in ſeinen Hauptſtädten ſtolz und eitel zur Schau trägt. Iſt das gewiß, ſo iſt auch die Folge gewiß, nämlich, es wird und muß ſich dort wie hier die Thierheit oder die Sinnlichkeit (in der engern Bedeutung) mit allen ihren Bedürfniſſen und Genußfähigkeiten in den Grundbedingungen vorfinden. Iſt es gleich unbeſtreitbar, daß der alles thätigere Leben umpanzernde Winter in den Eisländern manches Gefühl nicht zur Entwickelung gedeihen läßt, mancher ſanften Empfindung die Regung wehrt, ſo wie er auch den zartern Pflanzen den Boden verſchließt; iſt es gleich ausgemacht, daß der Leib, niedergedrückt durch die ehernen Feſſeln des harten Klima's, nimmer zu der vielgeſtalteten Entwickelung des glücklichern Bürgers in den gemäßigtern Zonen ſich entfalten wird; iſt es endlich nicht zu leugnen, daß der ewige Tod, der um ihn und über ihm faſt jedes bewegſamere Leben mordet, ihm ſelbſt tauſend Freuden und manche ſchöne Luſt grauſam raubt; ſo iſt nichts deſto weniger ſein Leib ſo empfänglich für allerlei Genüſſe, daß er theils in ſeinen eiſigen Einöden ſchon nicht ohne manche Vergnügungen iſt, theils aber bei Verſetzung in eine günſtigere und für die Entfaltung mehr förderliche Gegend faſt eben ſo zahlreiche Freuden empfinden kann, wie derjenige, der von Kindheit an dort verweilte. Der Körper in dieſer gepreßten Lage hat mithin eben die Vorzüge, der Hauptſache nach, vor denen der übrigen Thiere, wie der Körper in einer freieren Exiſtenz. Daß aber der Lappländer im fernen Norden und der Hurone in ſeinen Höhlen ſich nicht weit in ihrer körperlichen Lebens- und Bildungſphäre über die ſie umgebende Thierwelt erhoben haben, beweiſt nichts gegen die Möglichkeit, einen ſolchen Zu-

Geſchlecht über den ganzen Erdboden, ſo weit es beſucht und beobachtet worden iſt, im Allgemeinen und in den Grundanlagen nur ein und daſſelbe iſt. Was auch Klima und Nahrung, Gewohnheit und Lebensart im Verein mit unberechbaren andern Umſtänden für Verſchiedenheit in demſelben bewirkten und noch fortfahren zu bewirken, ſo können doch alle dieſe Zufälligkeiten nichts ändern an dem eigentlichen Normaltypus der Gattung. Alle Raſſen und Varietäten, alle Spielarten und ſonſtige Divergenzen haben einen Mittelpunkt, in dem ſie ſich als Zweige eines und deſſelben Stammes berühren. Darf man ſich in einer ſolchen Unterſuchung, wie die gegenwärtige iſt, auch noch auf die Schöpfungsgeſchichte des Menſchen und die allmählige Art ſeiner Verbreitung über die Erde berufen, ſo wäre dadurch hiſtoriſch beſtätiget, was anthropologiſch bisher als wahr ziemlich allgemein anerkannt iſt. Doch mag dem Jeder, wie Tacitus einmal ſagt, nach ſeiner Anſicht und Willkür Glauben beimeſſen oder nicht beimeſſen, ſo bin ich der Meinung, daß wegen der Einfachheit der Erklärungsweiſe, wegen des hohen Alterthums und anderer Umſtände, welche jenen Sagen das Wort zu reden ſcheinen, ihnen gewiß einige Wahrheit zum Grunde liegt, was auch beſonders in den jüngſten Zeiten hin und wieder dagegen mag geſagt ſeyn. Der Menſch alſo am eisumſtarrten Pole, wie unter der glühenden Linie, am paradieſiſchen Fuß des Kaukaſus, wie in den verödeten Sandmeeren Afrika's iſt nur eine Haupterſcheinung, die ſich in viele beſondere zertheilt — denn er gehört zu einer beſtimmten, für ſich begrenzten Gattung, die doch in den oberſten Merkmalen ſich durchaus wiederfinden muß.

Zuerſt iſt alſo der menſchliche Körper in ſeinen Grundformen ſich überall gleich. Der Buſchmann in

Afrika's heißem Schooße, der Grönländer in ſeiner durchräucherten Hütte haben denſelben Leib der Hauptform nach, den der Britte in London, der Franke in Paris und der Deutſche in ſeinen Hauptſtädten ſtolz und eitel zur Schau trägt. Iſt das gewiß, ſo iſt auch die Folge gewiß, nämlich, es wird und muß ſich dort wie hier die Thierheit oder die Sinnlichkeit (in der engern Bedeutung) mit allen ihren Bedürfniſſen und Genußfähigkeiten in den Grundbedingungen vorfinden. Iſt es gleich unbeſtreitbar, daß der alles thätigere Leben umpanzernde Winter in den Eisländern manches Gefühl nicht zur Entwickelung gedeihen läßt, mancher ſanften Empfindung die Regung wehrt, ſo wie er auch den zartern Pflanzen den Boden verſchließt; iſt es gleich ausgemacht, daß der Leib, niedergedrückt durch die ehernen Feſſeln des harten Klima's, nimmer zu der vielgeſtalteten Entwickelung des glücklichern Bürgers in den gemäßigtern Zonen ſich entfalten wird; iſt es endlich nicht zu leugnen, daß der ewige Tod, der um ihn und über ihm faſt jedes bewegſamere Leben mordet, ihm ſelbſt tauſend Freuden und manche ſchöne Luſt grauſam raubt; ſo iſt nichts deſto weniger ſein Leib ſo empfänglich für allerlei Genüſſe, daß er theils in ſeinen eiſigen Einöden ſchon nicht ohne manche Vergnügungen iſt, theils aber bei Verſetzung in eine günſtigere und für die Entfaltung mehr förderliche Gegend faſt eben ſo zahlreiche Freuden empfinden kann, wie derjenige, der von Kindheit an dort verweilte. Der Körper in dieſer gepreßten Lage hat mithin eben die Vorzüge, der Hauptſache nach, vor denen der übrigen Thiere, wie der Körper in einer freieren Exiſtenz. Daß aber der Lappländer im fernen Norden und der Hurone in ſeinen Höhlen ſich nicht weit in ihrer körperlichen Lebens- und Bildungsſphäre über die ſie umgebende Thierwelt erhoben haben, beweiſt nichts gegen die Möglichkeit, einen ſolchen Zu-

ſtand der roheſten Sinnlichkeit in einen mildern und ſanftern umzuwandeln. Die Art und Weiſe dieſe Möglichkeit in die Wirklichkeit freithätig hervorzurufen, anzugeben, iſt ein Theil der Aufgabe für die Bildungslehre, in ſo weit ſie mit der Veredlung des Leibes oder der ſinnlichen Natur, die freilich auch wieder im genaueſten Verhältniſſe mit der des Geiſtes ſteht, ſich überhaupt beſchäftiget. *)

Daſſelbe Reſultat für die allgemeine Bildungsmöglichkeit des Menſchen ergibt ſich bei genauerer Betrachtung auch in Betreff der geiſtigen und moraliſchen Kultur.

„Die Vernunft, ſagt Rouſſeau, iſt uns Allen gemein, und wir haben daſſelbe Intereſſe, ſie anzuhören" und ich finde weder Urſache noch Luſt, dieſen allgemeinen Ausſpruch in Abſicht auf deſſen Wahrheit in Zweifel zu ziehn. Es gibt alſo dem zufolge einen allgemeinen Menſchenſinn, ein allgemeines Leben des Geiſtes, das ſich in ſeinen höheren und niederen Funktionen, in ſo fern dieſe urſprünglich ſind, gleichen muß. Dieſe Behauptung wird ſich als gewiß ſchon a priori ankündigen, ſobald wir annehmen, daß das ganze menſchliche Geſchlecht zu einer beſtimmten Gattung von Weſen gehört und mithin auch in den Grundmerkmalen der geiſtigen Natur übereinſtimmen muß. So gut wir in unſerm gebildeten Zuſtande uns

*) Es hat Mehrere gegeben, und auch noch mögen ſich Viele finden, die glaubten und behaupteten, die Neger ſeyn eine Mittelraſſe zwiſchen Menſchen und Affen und die ihnen daher das Vorrecht der Humanität abſprachen. So Voltaire und ſeine Anhänger; wie mehrere Andere. S. Liebſch a. a. O. Thl. I. §. 146. Allein neuere Beobachtungen der Reiſenden und gründlichere Unterſuchungen beweiſen das Unrichtige der Behauptung.

nun einer Vernunft, Denkkraft oder auch eines Verſtandes (in der weitern Bedeutung) rühmen; ſo gut wir uns eines Gefühls für Sittlichkeit und Schönheit bewußt ſind; eben ſo wohl ſehen wir uns genöthiget, dieſe Grundeigenſchaften des Geiſtes auch allen unſern Brüdern, in welchem Winkel der Erde und in was für einer Lage ſie ſich befinden mögen, beizulegen. Gleiche Anſprüche gebühren ihnen, weil ſie Kinder deſſelben Hauſes mit uns ſind; obwohl wir uns für die begünſtigten, jene, in drückendern Umſtänden lebenden, für die ſtiefmütterlich behandelten halten können. Es lebt für Kenntniß im wilden Eskimo, wie im fein gebildeten Europäer ein Sinn und Bedürfniß.

Unter allen Bewohnern der Erde, ſo weit die Kunde von ihnen uns geworden iſt, herrſcht meiſtens eine gewiſſe allgemeine Treue, oder ein ziemlich allgemeiner Glaube für die wechſelſeitigen Verſicherungen unter einander, alſo ein Gefühl für Wahrheit. Ja, dieſen ſchönen Zug der Unbefangenheit und Aufrichtigkeit findet man gewöhnlich da am deutlichſten, wo die vervielfältigten Intereſſen noch nicht ſo oft zum Betruge verführten und Treu und Glauben ſchwächten. Daſſelbe trifft man in der Kinderwelt, die am erſten mit der der Wilden zu vergleichen iſt. Auch hier herrſcht ungetrübtes Vertrauen und der Sinn für Wahrheit regt ſich rein und heiter. Dehnen wir den Begriff der Wahrheit aber weiter aus und ſetzen darunter, wie oben geſchehen iſt (1ſte Abthl. 2tes B. K. 2. und 3tes B. K. 2.), alles Dasjenige, was Kenntniß zu heißen pflegt, ſo tritt die Allgemeinheit in dieſer Hinſicht noch offener hervor. Wo fände man den Trieb des Nachforſchens nicht; wo wäre je bei irgend einem Weſen, das Menſch heißt, die Begierde nach neuen Erfahrungen vermißt? Von dieſem Triebe und Verlangen, zuzunehmen an Kenntniß und die erworbene auf Andere fortzupflanzen,

zeugt rings die Welt, wohin auf ihr und in welche Zeiten unſer Blick ſich wenden mag. Dieſer Wahrheitsſinn ſpricht ſich deutlich aus in den Fabeln und Mythen der älteſten Völker und Nationen. In ſie hüllte man die Kunde von großen Thaten wie jede andere Kenntniß höherer Dinge, zu denen man noch nicht ſo hell, wie ſpäterhin, die Bahn beleuchten konnte. Von ihm reden all die ungeheuern und erhabenen, die ſchönen und ausdrucksvollen Denkmäler der Kunſt und der rohen Anſtrengung, welche Begebenheiten und auffallende Erſcheinungen verewigen ſollten. Die Grabhügel in Aſien's Wüſten, wie in Europa's rauhem Norden, die Wunder-Mauſoleen wie die himmelanſtrebenden Pyramiden geben davon Zeugniß; die Obelisken, wie die ſtolzen Säulen großer Helden, die Lieder Homer's, wie Oſſian's, die begeiſternden Geſänge eines Pindar's wie die einfachen Ergießungen nordiſcher Barden ſind ſprechende Beweiſe jenes Bedürfniſſes nach Wahrheit und Kenntniß. Ja, der Ahnherr fühlte es wie im voraus, daß ſein Sohn und Enkel gleichen Durſt empfinden würde, und daher bewahrte die Vorwelt von je ihre Schätze für die kommenden Geſchlechter. Daſſelbe beſtätigen endlich die religiöſen Philoſopheme der Inka's wie der Braminen, der perſiſchen und ägyptiſchen Prieſter-Gelehrten, wie die kühnen Ideen und Forſchungen der europäiſchen Weiſen — die Neugierde eines Kindes und Wilden, wie eines das Abſolute ergrübelnden Denkers. *)

---

*) Von den Buſchmännern ſagt Lichtenſtein, Reiſen im ſüdlichen Afrika in den Jahren 1803 — 1806. „Es gibt keine Wilden auf der Erde, deren ganze phyſiſche Exiſtenz der rein thieriſchen näher verwandt wäre, als die Buſchmänner, deren Bedürfniſſe, Sorgen und Freuden unbedeutender und die daher ſelbſt der Kultur unfähiger wären

Gleiche Allgemeinheit endlich findet ſich unter allen Menſchen, vergleicht man das Religiös-Moraliſche. Was zuvörderſt jenes angeht, ſo ſtimmen ſo ſehr alle Nachrichten überein, daß kaum ein Zweifel dagegen übrig bleibt. Mögen die Begriffe desfalls noch ſo verſchieden ſeyn; möge dieſe Nation mit den größten Albernheiten und in dem dickſten Aberglauben oft ihre Religions-Ideen ſich vorſtellen, während andere zu dem höchſten, vollkommenſten Urweſen emporſtreben und es im Geiſte und in der Wahrheit verehren; ſo iſt doch einmal die Ahndung des verborgenen, keinem ſterblichen Auge ſich jemals ganz enthüllenden Princips, wovon jede Religion und jeder religiöſe Glaube ausgeht, bei allen vorhanden. Die graueſte Vorzeit huldigte dieſem Glauben, und durch alle Jahrhunderte dauerte er beſtändig, während rings die Formen ſanken. Die Wilden wie die Weiſen, die rohen wie die gebildeten Nationen in allen Perioden blickten zu etwas Höherem und Mächtigerem hinauf; hieß dieſes Urweſen nun Jehova, Jupiter oder Lord, wie Pope ſagt. Tempel und Altäre wurden ihm errichtet, Haine und Berge ihm geheiliget — Abels, des Gerechten, Opfer und der Mitwelt Lobgeſang verkündigen von Jahrhunderten zu Jahrhunderten dieſen Glauben an das Göttliche.

Mit dieſem Gefühle faſt in unzertrennlicher Ver-

---

als ſie. Gewiß aber findet man kein wildes Volk, bei welchem ein ähnlicher Grad von thieriſcher Rohheit mit ſo viel Verſchmitztheit und ſo vielen Beweiſen geübter Seelenkräfte verbunden iſt." — Von den Negern leugnet eine ſolche allgemeine Geiſtesfähigkeit Sömmering, Ueber die körperliche Verſchiedenheit des Neg. v. Europ. §. 56, beſonders Charlevoix hist. de St. Domingo. Dagegen vergleiche man als Vertheidigung der oben aufgeſtellten Behauptung Blumenbach, Beiträge zur Naturgeſchichte, S. 88. u. ſ. w. Herder Ideen, Thl. II. B. 7. S. 86. ff.

bindung zeigte ſich das moraliſche eben ſo allgemein, und darum kann man beide auch, wie hier geſchehen, unter einem Ausdrucke vereinigen — das Religiös-Moraliſche. Was inzwiſchen das letztere wiederum insbeſondere angeht, ſo dürfte man es gleichfalls wohl ſchwerlich bei irgend einem Volke ganz vermiſſen. Dafür reden alle Nachrichten faſt einſtimmig, ſo daß man ſelbſt die wenigen Ausnahmen, die man gefunden haben will, vielleicht nur ſcheinbar nennen könnte, indem Mangel vielfacher Beobachtung dazu leicht verleiten konnte, ſolche zu ſtatuiren, wo ſie doch wohl nicht wirklich waren. Ueberhaupt alſo wird man immer ſagen dürfen, das Gefühl für Recht und Unrecht, Erlaubtes und Unerlaubtes, verbunden mit dem Glauben an belohnende und beſtrafende übermenſchliche Weſen ſey ein allgemeines, der ganzen Gattung eigenthümliches Gefühl. *)

Allein trotz dieſer offenbaren Bildungsfähigkeit des ganzen menſchlichen Geſchlechts und deſſen allgemeinen humaniſtiſchen Charakters kann doch noch immer der Zweifel herrſchen, ob denn darum nun eine allgemeine Form der Bildung allenthalben auf der Erde ſich verwirklichen laſſe; ob nicht unüberwindliche Hinderniſſe die Anwendung einer und der-

*) In dieſer Verbindung findet man das Religiöſe und Moraliſche in der Bibel der Hebräer, wie in den Vedams der Indier, hinter den Hieroglyphen der Aegyptier, wie in den Gedichten eines Homer's und Heſiodus. S. Cicero Tusc. quaest. lib. II. c. 13: Omnes, esse vim et naturam divinam, arbitrantur. Beſonders Zimmermann's Reiſen und Fr. Mayer's mythologiſches Taſchenbuch. Schulze Encycl. §. 35. Bouterweck a. a. O. Thl. I. S. 224. §. 2. und Thl. II. S. 8. Ewald a. a. O. Thl. I. S. 86. ff. und 101. ff. Platner Aphorismen, Thl. II. S. 72. ff. Kant Anthropologie an mehreren Stellen.

ſelben Bildungsart hemmen und unmöglich machen; ob die Zufälligkeiten der Gegenden und die Beſchaffenheit des Klima's, die Individualitäten der Völker, Nationen und ſo vieler Einzelweſen, obgleich allenthalben Menſchen wohnen derſelben Gattung, obgleich alle Individuen Menſchen ſind mit demſelben Grundcharakter, ob dieſe Umſtände insgeſammt, ſage ich, nun auch geſtatten, daß überall dieſe allgemeine Menſchheit nach denſelben Regeln und Grundſätzen ſich entwickele, ſich veredle, und ſo ihre Beſtimmung, welche freilich ſtets dieſelbe bleibt, erreiche oder ihr genüge. — *).

Ich gebe zu und muß, ſchon bei einem flüchtigen Blicke über die Erde und deren vernünftige Bewohner, allerdings zugeben, daß gewaltige Schwierigkeiten ſich finden, welche der Verwirklichung allgemeiner Grundſätze in Abſicht auf Bildung ſich entgegenſtellen; ich darf nicht überſehn, daß die Natur in manchen Ländern durch eiſerne Thore einer ſolchen Veredlung den Zugang zu den eingeſchloſſenen Nationen oft verwehren möchte; ich weiß, daß ein vor Kälte ſtarrendes Erdreich oder ein von Hitze glühender Himmel Veränderungen in der Organiſation bewirkt, welche es nur ſchwer erlauben werden, daß die menſchliche Vortrefflichkeit nach denſelben Grundſätzen in jeder Rückſicht ſich entfalte und erhöhe, oder daß die Humaniſirung überall in ihrer ganzen Idee durchaus rein vollendet werde: allein kann und darf nun darum der Schluß ſo ſehr ausgedehnt, die Folgerung ſo weit gezogen werden, daß eine allgemeine Bildungstheorie gar nicht allgemein gelten oder gar nicht allgemein angewendet werden könne, ja daß ſie unnütz und leeres Bemühen ſey?

*) Arndt, Fragmente über Menſchenbildung, Thl. I. S. 27, 28—37.

Kann eine Lehre, die an ſich wahr und gültig iſt, darum, weil ſie nicht allenthalben und in jedem Falle gleich deutlich und lebendig wirkſam werden kann, nun für überflüſſig angeſehn werden? oder kann etwa dasjenige, was jetzt, gerade wegen Zufälligkeiten, nicht möglich iſt, niemals möglich ſeyn, auch wenn dieſe Zufälligkeiten aufhören? was heute nicht gelingen will, weil manche Hinderniſſe erſt zu beſiegen ſind, kann das nicht morgen gelingen, wenn dieſe Hinderniſſe überſtiegen ſind oder von ſelbſt wegfallen? darf endlich dasjenige, was nicht auf den erſten Augenblick bis aufs Jota ausgeführt werden kann, deswegen müſſige Klügelei, Pedantismus, leere Spekulation oder elendes Raiſonnement, bloß für die ſtaubige Studierſtube gültig, genannt werden? — Auch ſehe ich ſehr wohl ein, daß es Grade und Abſtufungen in Betreff der Bildung unter ganzen Völkern nach der Verſchiedenheit ihrer Lage, Beſchaffenheit und nach den ſonſtigen Umſtänden geben muß und immer geben wird, ſo wie es ſolche mitten im Schooße der üppigſten Kultur unter den Individuen gibt, je nachdem es die Subjektivität oder objektive Umgebung jedesmal geſtattet; ich begreiſe und erkenne, daß der Europäer in ſeiner glücklichern Zone, in ſeinem günſtigern Klima ſtets viele Schritte voraus haben wird vor dem Lappen, Samojeden und Grönländer, oder dem Neger und andern Bewohnern der Liniengegenden: aber kann daher wieder ohne Irrung die Folge geleitet werden, daß Humaniſirung an ſich, nach feſtbeſtimmten, allgemeingültigen Grundſätzen ſelbſt auf der niedrigſten Stufe der Menſchheit, freilich unter unweſentlichen Modifikationen, nicht könne in Ausübung gebracht werden? oder bleiben Grundſätze nicht, was ſie ſind, Grundſätze, weil ſie oft in ein anderes Gewand gekleidet, oder in einer andern Manier eingeführt werden

müſſen? iſt Wahrheit nicht ewig Wahrheit, ſie möge nun in philoſophiſcher Sprache von den Lehrſtühlen der Weiſen ertönen, oder in Thierkonverſationen der Fabelwelt züchtig und beſcheiden ſich ausſprechen? Auch ich ſehe Schranken, über welche die Bildung mit ihren humaniſtiſchen Regeln ſo bald noch nicht dringen wird; aber ſind es Schranken, welche die Natur abſolut ſetzte, oder nicht vielmehr ſolche, welche auf unſerm Planeten nur gleichſam zufällig vorhanden ſind, und die bei veränderten Umſtänden zurückweichen? oder will man lieber annehmen, daß die Grundſätze ſich verwandeln, die Schranken aber ewig bleiben ſollen? Kann der Kamtſchadale etwa darum nicht gleichfalls, und zwar auf eine menſchliche Weiſe, ſtets glücklicher, aufgeklärter und ſittlicher werden, weil ihm die Gewandtheit des Griechen, die hohe Kraft des Römers fehlt; weil ihm kein Arkadien rings Alles belebt und in Zauber kleidet? Kann er das aber (und er muß es können nach dem Vorhergehenden, ſo lange man ihn einen Menſchen nennt) ſo müſſen ihn im Allgemeinen dieſelben Grundſätze bei aller unweſentlichen Modificirung und verſchieden verſuchten Anwendung dazu hinführen. Denn nur aus der Natur des Menſchen, die in ihren Grundzügen überall und ewig dieſelbe bleibt, werden jene abgeleitet.

Doch ſollten dieſe a priori geführten Beweiſe noch nicht volle Ueberzeugung bereiten; oder kann der Zweifel mit Recht gegen ſie, wie gegen ſo Manches, was in der bloßen Abſtraktion ſich als wahr und gültig anpreiſet, noch Bedenklichkeiten erheben; ſo dürfte im gegenwärtigen Falle dem Allen leicht Genüge geleiſtet werden, indem ſelbſt die Erfahrung zur Abſtraktion ſich geſellet, das a priori Statthafte a poſteriori beſtätiget, und mithin die Argumentation durchaus befeſtiget und gegen jede Anfechtung hinlänglich geſichert wird.

Was war unſer Vaterland vor zwei tauſend Jahren? — Eine wüſte, öde, gewaltige Strecke, mit rauhem Himmel, ſchrecklich anzuſchauen, ſo daß die in dem ſchönen Italien gebornen und gebildeten Römer über das Land ſelbſt, wie über deſſen Bewohner daſſelbe vielleicht urtheilten und dachten, was wir von den Eskimos und Hottentotten oder andern barbariſchen Völkern urtheilen und denken.*) Was iſt es aber jetzt? — Ein Paradies in Vergleich mit jenem Gemählde; ein Italien der Vorzeit in Abſicht auf Kunſt und Wiſſenſchaft, ein Muſter für das heutige Rom, das einſt ſo ſtolz von ſeinen Hügeln auf unſere Wälder blickte. Freilich iſt es nicht zu verkennen, daß Deutſchlands Lage die Möglichkeit einer ſolchen gänzlichen Umgeſtaltung viel eher geſtattete, als die vieler andern Länder, wo noch die Rohheit herrſcht: allein können wir mit Gewißheit beſtimmen, ob nicht irgend ſonſt ein günſtiger Zufall bei jenen Völkern daſſelbe, wenigſtens großen Theils, herbeiführen wird, was in Deutſchland geworden iſt, ohne daß man gerade eine phyſiſche Weltrevolution anzunehmen braucht? War nicht — in gewiſſem Vergleiche — einſt daſſelbe in Island, was jetzt in Deutſchland blühet? ſtand nicht dieſes ferne Thule der alten gebildeten Welt im Mittelalter, alſo gerade damals, wo das halbe Europa in Nacht geſenkt dumpf die Zeit verſchlief, im hellen Sonnenglanze eines heitern Tages? Galanterie und Kunſt, Wiſſenſchaft und Kultur überhaupt trugen damals auf dieſem Eilande

*) Tac. Germ. c. 2 u. 5. Quis Asia aut Africa aut Italia relicta Germaniam peteret, informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque, nisi patria sit? — So auch Mela lib. III, 3. Wo er Germanien nennt: montibus asperam magna ex parte silvis ac paludibus inviam.

des Nordens ſchöne Früchte. Doch was iſt es jetzt? Gerade das, was vor zweitauſend Jahren Deutſchland war, oder vielmehr noch weniger. Ein armes Volk friſtet da kaum in äußerſter Noth und tiefer Rohheit ſein elendes Daſeyn. *) Alſo beweiſet auch hier die Erfahrung, daß es wohl möglich ſey, daß Umſtände eintreten, welche die Humaniſirung eines Volks herbeiführen oder hemmen, die man vielleicht vorher nicht ahnete. Doch geſetzt auch, ein ſolcher Umſtand der Begünſtigung, eine ſolche Metamorphoſe von was immer für einer Art ſollte nicht zu erwarten ſeyn, ſo frage ich: Wie viel iſt aller entgegenſtrebenden Hinderniſſe ungeachtet bei manchem Volke, das faſt in einer unbezwingbaren Barbarei ſteckte, nicht ſchon in Abſicht auf Bildung gethan? welche Reformen haben nicht kluge, thätige Miſſionäre unter wilden Nationen in unwirthbaren Gegenden desfalls bewirkt? Allein auch das nicht gerechnet; zugegeben, daß ganze Völker vielleicht niemals in ihren rauhen oder ungünſtigen Wohnplätzen zu der Humaniſirung wirklich gelangen können — hat denn nicht die Erfahrung ſchon oft genug bewieſen, daß Individuen vom Pole her oder unter der Linie weg zu einer nicht geringen Höhe der Kultur gediehen, wenn ſie in unſere Länder gelangten, wenn ſie in die Sphäre des Treibens und Regens der gebildeten Welt verſetzt wurden?

Iſt demnach die menſchliche Natur im Allgemeinen nur eine und dieſelbe; iſt es ferner gewiß, daß

---

*) Es ſoll jene Zeit der Blüte auf Island an 256 Dichter hervorgebracht haben. Die jungen Isländer reiſeten damals (circa 928) nach Rom, Konſtantinopel und Paris, um ſich zu bilden. S. H. G. Flörke, Repertorium des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der geſammten Naturkunde. Bd. 5. S. 3 ff.

nur zufällige Umſtände der Veredlung derſelben ſich hindernd entgegenſtellen; daß es für ihre Bildung nur Schranken gibt, welche von allerlei unweſentlichen Dingen, als von verſchiedener Beſchaffenheit der Wohnplätze, des Klimas und der daher wiederum entſtehenden Dispoſition der Subjektivität herrühren und nicht für abſolut unüberſteigbar zu halten ſind; iſt alſo das ganze menſchliche Geſchlecht in der That humaniſtiſch: ſo wird ſich die Humaniſirung auch über daſſelbe endlich verbreiten laſſen und zwar nach allgemeingültigen, aus der Natur des Geſchlechts durch die Vernunft geſchöpften Regeln und Grundſätzen mit gehörigen, aus der Wirklichkeit hergenommenen aber unweſentlichen Modifikationen. Mögen auch Jahrtauſende noch im Dunkel über ſo manche Völker und Länder hinrollen — endlich wird auch für ſie die Nacht dem Tage weichen, und eine Sonne wird ihn hinaufführen dort, welche ihn über andere Völker ſchon früher brachte.

Erwägen wir nun aber auch die andere Frage, nämlich: Iſt denn die Bildung oder Kultur für das menſchliche Geſchlecht wirklich zur Erreichung ſeiner Beſtimmung nothwendig und überhaupt auch nur ein Gut für daſſelbe zu nennen?

Die menſchliche Natur trägt in ſich allerdings von Anbeginn eine Vortrefflichkeit der Anlage, und darneben den Drang und die Fähigkeit, dieſe urſprüngliche Vortrefflichkeit eigenmächtig und freithätig durch ſich ſelbſt zu immer höherer Würde zu erheben (S. 1ſte Abthl. Bd. 1. ff. und Bd. 2. ff.). Der Menſch iſt herrlich durch ſeine Ausſtattung, ein Meiſterwerk höherer Kunſt und Weisheit; aber ihn nun einzig darum groß zu finden und nicht vielmehr das-

jenige, was er aus ſich ſelbſt Höhes ſchafft durch eigene Kraft und eigenes Mühen, dafür wahrhaft zu erkennen, heißt das Große mißverſtehen und deſſen wirklich echte Eigenſchaft nicht begreifen. Das eigene Schöpfungswerk des Menſchen in ſeiner Natur gibt wahren Adel, ertheilt Palme und Kranz, zwingt Achtung und Bewunderung ab. Mit ſolchen Gefühlen betrachtet ſich der Mann, der nach vollendeter Laufbahn die angeſtammten Güter mit den ſelbſterworbenen vergleicht und nun am Ziele ſich geſteht, daß er vortrefflicher und reicher von der Bühne tritt, als ihn die Natur darauf geſtellt hatte. Mit gleicher Empfindung des ſelbſterrungenen Werths tritt der Jüngling ſchon raſcher in des Lebens Stadien hin, wenn er vor den Schranken ſeiner neuen Bahn ſein Verdienſt und ſein ſchon durch ſich erſtrebtes Gut vergleicht mit dem, was ihm als Knaben einſt die Natur bloß verlieh. So endlich begleitet das Bewußtſeyn der frei erworbenen und vermehrten Vortrefflichkeit uns Alle durch dieſe Uebungszeit mit erhöheten Gefühlen ſelbſtgeſchaffener Größe, wenn wir nur unbefangen in unſer Leben ſchauen. Der Menſch, ſo wie ihn die Hand des Schöpfers ins Daſeyn ſetzt, iſt einem Chaos zu vergleichen, das tauſendfachen Samen zu tauſend Herrlichkeiten und Schönheiten in ſeinem Schooße birgt. So wie der ganze Erdball einſt aus ſeiner erſten Verworrenheit und Unordnung allmählig und nur durch langſam ſich folgende Revolutionen zu immer deutlicherer Geſtaltung ſich entwickelte, eine Schönheit nach der andern, eine Kraft nach der andern entfaltete, und zwar aus ſich durch die ewigen Geſetze der Natur und durch ein angeſtammtes Urſtreben: alſo, möchte ich ſagen, iſt auch in dem Menſchen Finſterniß ausgegoſſen über ſeine Anlagen, die eine leuchtende Sonne zerſtreuen ſoll; ſo deckt auch in ihm eine dunkle Hülle das Schöne und

Herrliche, das ein Hauch aus der Tiefe Grund in der Ordnung lichterfülltes Seyn hervorziehen ſoll. Das „Werde Licht“ ſoll aber der Menſch ſelbſt hier ſprechen, den Hauch, dem Harmonie entſtehen ſoll, muß er ſelbſt aus ſich erzeugen.

Wie auffallend daher die Klage des ſchwärmeriſchen Genfers iſt, wenn er aus der Kultur nur Uebel ſprießen ſieht, wie befremdend ſein Wunſch der Rückkehr in den rohen Zuſtand der Natur, weil ihm dort nur der echten Menſchheit Blume zu blühen ſcheint, wird Jeder ſelbſt empfinden, der die menſchliche Natur vergleichend vor ſeine Betrachtung führt. *) Eben deshalb wende ich mich von ihm ſogleich zu denen hin, welche freilich nicht ſo unbedingt und laut zu der geprieſenen goldenen Zeit der Unſchuld und Unkultur ſich zurückſehnen, aber dennoch in der Bildung und Civiliſation faſt nur Arges ſehen, nur Uebel wittern. **) Die Behauptung geht auch hier, wie leider ſo häufig, von ſchädlicher, die Wahrheit aufhaltender Einſeitigkeit aus. Man betrachtet nur die gleichſam nothwendigen Fehler der Kultur, überſieht ihre reichen Tugenden; umgekehrt erkennt man im Stande der Natur einzig die ihm zugetheilten Früchte des Glücks, verweilt aber nicht bei ſeinen unvermeidlichen Nachtheilen und Uebeln — kurz man vergleicht nicht beide Seiten, um die lichtere zu gewahren; man legt nicht beider Eigenſchaften in die Schaale, um das Uebergewicht nach den Momenten zu erforſchen und dann erſt den Ausſpruch der Weisheit zu verkünden. Denn was iſt der Zu-

*) So wie Kant (Anthropol. S. 322.) des Rouſſeau's Meinung darſtellt, iſt ſie keinesweges ſo auffallend, ſondern verdient Beherzigung.

**) Schon oben in dieſer Einleitung iſt darüber im Allgemeinen etwas geredet, was hier zu vergleichen iſt.

ſtand der Natur, das Daſeyn in der Unkultur, und was der Zuſtand der Bildung und mehr gebrauchten Freiheit? Jener iſt wirkliche Beraubung größerer Güter, geizige Bewachung der ererbten und geſchenkten; dieſer iſt Bereicherung neben Verluſt, Wucher neben Schaden, Negativ neben Poſitiv, meiſtens doch in ſteigender Proportion für das Letzte. Doch gehen wir etwas mehr ins Detail.

Was zuvörderſt die Sittlichkeit betrifft, (um damit zu beginnen, wofür die Beſorgniß ſich am meiſten intereſſirt) ſo fragt ſich ſogleich, was denn Sittlichkeit zu nennen iſt? Die Antwort ward ſchon früherhin gegeben (1ſte Abthl. 1ſtes B. Kap. 3. und 3tes B. Kap. 3.) mag aber dennoch des Zuſammenhanges wegen hier eine Wiederholung finden. Tugend oder Sittlichkeit iſt derjenige Zuſtand der Zufriedenheit, welcher in uns wirklich wird bei freier, ſelbſtſtändiger, aus dem Kampfe widerſtrebender Intereſſen ſiegreich hervorgehender Realiſirung der Idee des Sittlichguten. Trägt nun aber jene Unſchuld, des Naturlebens hochgeprieſene Tochter, dieſe Züge an ſich, ſo daß man ſie Tugend nennen könnte? Schwerlich dürfte ſie den tiefer blickenden Verſtand durch ihre bloße Aehnlichkeit täuſchen; er wird ſie dafür erkennen, was ſie iſt — für ein glückliches Geſchenk. Sie iſt wie ein Kapital, das ohne Mühe dem Menſchen ward — er achtet es ſo leicht, wie er es leicht erhielt. Die Unſchuld des gebildeten, geſellſchaftlichen Standes dagegen iſt echte Tugend, weil ſie ſich, in Gefahren bewährt, leuterte. Sie iſt ein theuerer Schatz, an dem des Fleißes bittere Tropfen hängen, und der darum dem Erwerber das höchſte Kleinod iſt. Wo keine Kraft ſich entwickelt durch Gefahren und Proben, wo keine Hinderniſſe unſerm geraden Streben

ſich entgegenſtellen, an deren Beſiegung der feſte Wille ſich beweiſet; wo kein Fels zu erklimmen iſt, auf dem man der Tugend Lorbeer brechen kann — da iſt auch wenig Ruhm, wenig Würde, und wenn die Unſchuld mit der eines Engels ſich vergliche. Allein man trete doch dem ſo ſehr zurückerſehnten, von manchem Weiſen und Unweiſen ſo hochgerühmten paradieſiſchen Trägheits=Leben näher; betrachte einmal etwas genauer die ſogenannte unverdorbene Natur; man prüfe den Schein, der den Sohn einer ſolchen ungebundenen Schäfer= oder Jägerwelt ungibt, am Lichte des Tages, und man wird bald bemerken, wie eine Schwäche nach der andern hervottritt, ein Fleck nach dem andern in der Sonne der geträumten Herrlichkeit entdeckt wird. Haben etwa jene Kinder einer goldenen Zeit gar keine Mängel, keine Fehler? Wer Augen hat zum Sehen der ſehe, und höre dann auf zu preiſen, was nicht zu preiſen iſt und nach des Schöpfers Willen nicht in leerer Bewundrung und träger Sehnſucht ſoll geprieſen und als herrlich allein angeſtaunt und ausgerufen werden. Man begleite einmal die Reiſenden zu den Wilden in Afrika, die bildungslos keinen Herrſcher anerkennen, und wo Niemand des Andern Diener iſt; man beſuche die Höhlen= und Waldbewohner in Amerika's Norden und Süden, oder gehe zu den Aleuten am Eismeere und zu den Inſulanern der Südſee, unter denen gleichfalls nur ein loſes Band die Geſellſchaft verknüpft und lerne da die wahre Tugend kennen. *) Aber was findet man? Allerdings

*) Lichtenſtein's Reiſen im ſüdlichen Afrika in den Jahren 1803 — 1806 Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den Jahren 1803 — 1807 v. G. H. von Langsdorff. So in andern glaubwürdigen Reiſeberchten; denn dieſe allein können uns gehörig belehren, wenn ſie ſonſt von einſichtsvollen Männern herrühren; dazu muß

manchen ſchönen Zug der gütigen, weiſen Natur, die ihr Kind nicht im Zorn erſchuf, ſondern zum Edeln Keim und Samen ihm mittheilte. Dieſe Anlagen werden nothwendig hier und da ſich äußern, und des höheren Urſprungs Wahrheit beurkunden. Allein es ſind meiſtens nur Funken, die durch das weite Dunkel aufblitzen und vermuthen laſſen, daß noch viel unentdecktes Land mit goldnen Schätzen verborgen liege. Aber dagegen zeigen auch Unordnungen aller Art, daß jene Söhne des Naturſtandes noch durchaus unter der Thierheit Herrſchaft wandeln. Denn wo gibt es leicht mehr ungezügelte Grauſamkeit, als bei jenen Menſchen, die getrennter von einander der wechſelſeitigen Liebe Keim ſtatt zu entwickeln und zu erziehen, nur noch tiefer unter die umgebende Rinde drücken? wo findet man dort der Ehe zärtlichen Verein, der Eltern ſanfte Sorgfalt gegen die Erzeugten, in dem Grade oder auch ſo häufig, daß dadurch das Gute alle möchte gefördert werden, was ein enges, liebevolles Familien-Leben in ſo reichem Maße entwickeln kann? wo iſt dort die weiſe Mäßigung, die Mutter ſo vieler Tugenden, wo der Vernunft heilige, gerechte Herrſchaft? blinde Befriedigung der Leidenſchaft, wie es der Zufall fügt, dunkelt jeden Schimmer der Ueberlegung, und des Bewußtſeyns Kreis prangt nur mit Thaten, die wenig ſich unterſcheiden von denen, welche die Thiere umher verrichten, mit denen dieſe Menſchen oft Höhle und Nahrung theilen. *) Der Einwurf, daß es auch im Stande der

---

die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, ſo weit wir ſie verfolgen können, den Kommentar liefern. Was auf Studirſtuben a priori darüber erſonnen und gefabelt wird, gehört, wie ſo manches Andere, zu den Mißgeburten einer ausſchweifenden Abſtraktion.

*) Daß es Wilde gibt, bei denen das menſchliche Leben ſich

Civiliſation und Kultur ſolcher Sünden die Menge gibt, ja daß ſie hier oft eine viel ſchändlichere Geſtalt annehmen und gleichſam planmäßiger verübt werden, kann nichts beweiſen und iſt ſchon widerlegt; vielmehr dient er zur Beſtätigung, daß Bildung in dem Sinne wahrer Aufklärung allein fähig iſt, ſolche Schändlichkeiten und Abſchweiſungen vom Pfade der Humanität zu hindern. Nichts Anderes, als eben der Mangel an Bildung iſt unter den ſogenannten und gerühmten Gebildeten der Grund ſolcher Verirrungen, die nur durch das Licht, das hin und wieder in einem Theile ihres Seyns aufgegangen iſt, einen helleren Anſtrich gewinnen, ja ſelbſt an Verworfenheit zunehmen. Bei ſolchen Menſchen ward das große Werk gewöhnlich ſchlecht gefördert; es fehlte bei ihrer Bildung entweder der Grundſtein aller echten Aufklärung — die ungetrübte Wahrheit — oder auch der Mittelpunkt, worin jeder Strahl derſelben ſich zu den vorhandenen ſammeln muß, um das errungene Licht gleichmäßig durch das ganze Daſeyn zu verbreiten. Wo aber die Bildung ohne dieſe Harmonie, ſo wie ohne jene ſichere Wahrheit und Ueberzeugung vorgenommen wird, da kann ihre Wirkung, ſtatt vortheilhaft zu ſeyn, nur die Uebel ſelbſt noch mehr entwickeln. Aus ſolchem mißverſtandenen Bilden kann nur das große, furchtbar wüthende Heer des Aberglaubens, des Irrthums und der Ignoranz entſtehen, das mehr Verderben anrichtet, als die rohe Unwiſſenheit des erſten Naturzuſtandes ſelbſt. Wie zur Winterzeit die Macht der Kälte ſtrenger ſich beweiſet, wenn die Sonne am Morgen die Nacht ver=

ſchon deutlicher ſondert von dem thieriſchen, weiß ich wohl; aber man erkundige ſich nur genauer, und man wird finden, daß günſtiges Klima und engeres Zuſammenleben ſchon die erſte Stufe der Bildung herbei führte.

drängt und hellen Tag heraufführt, ſo wird da, wo ſolche verkehrte Bildung die Nacht des Urſprungs vertreiben will, das Verderbniß gewöhnlich ſtärker, weil der Stolz, den ſtets nicht *Unwiſſenheit* ſondern *Ignoranz* d. h. *eingebildetes* Wiſſen, wo doch ein wahres *Nichtwiſſen* zu Hauſe iſt, zu erzeugen pflegt, die Sündenbrut mit ſeinem weiten Mantel deckt und dieſelbe gar oft als Tugend ſich ſelbſt und Andern vorzuſpiegeln wagt. Beſſer möchte es freilich dann für ſolche Menſchen ſeyn, ſie kehrten in den Stand der Unſchuld — der *negativen* Tugend zurück; indeß nicht, um darin zu verbleiben, ſondern um durch eine ganz neue, nicht mißlungene Wiedergeburt in das ſchöne, heitre Leben der Aufklärung und Bildung einzugehn. Nur ſo wird die Vergleichung eigentlich beginnen können, nur dann wird ſich der Vorzug dort und hier, der Gewinn und Verluſt, die Bereicherung und die Armuth auf beiden Seiten leicht ergeben. Man begreife zuvor, daß *wahre* Kultur der *Vernunft* das Scepter zugeſteht, der Neigung *beſcheidenen Gehorſam* auferlegt; man leſe in des Herzens heiliger Schrift die Rechte, welche der Menſch dem Menſchen bewahren und ehren ſoll; man finde da den Schlüſſel, der uns ſo manches Räthſel öffnen muß — und man wird die Bildung in der Hütte wie im Pallaſt, auf der Flur des Landes, wie in der Städte Kerkern ganz anders, in viel lieblicherm, anziehenderm Lichte wandeln ſehen. Da wird der Uebermuth ſich nicht erkühnen, des Rechtes Gleichheit zu verachten, weil die Menſchen Brüder ſind; da wird nicht fürder der Wollüſtling ſeinen Leib lebendig zu Grabe tragen, weil er ihn als einer höheren Natur Tempel ehrt; da wird der Aberglaube nicht ferner die Religion ſich zum grauſamen Werkzeuge auserwählen; um deſto freier Unſchuldigen Scheiterhaufen zu erbauen oder anderes Unglück zu bereiten; da wer-

den ſo viele Blinde ſehend werden, welche ein raſender Fanatismus treibt, ſich ſelbſt zu morden und zu quälen, um der höchſten Liebe würdig zu werden; welchen unedle Vorurtheile den Wahn gebieten, durch allerlei Gaukelſpiel des Büßens und durch andern Tand mehr, als durch höheres Emporſtreben zur Vollkommenheit eines erzürnten Gottes Gnade und Verſöhnung zu erbetteln. —

Gleichgünſtig wird bei fortgeſetzter Vergleichung des Naturzuſtandes mit dem der Bildung das Reſultat für die Glückſeligkeit ausfallen. Mit der Bildung beginnt in dem ganzen menſchlichen Weſen ein regeres Streben, und durch daſſelbe werden dann zugleich alle Intereſſen mehr geweckt und auch mehr befriediget. Mit jeder Vermehrung der Bedürfniſſe aber, wenn ſolche in gleich ſteigender Progreſſion mit der Möglichkeit ihrer Befriedigung voran geht, gewinnt nothwendig der Genuß, mithin die Glückſeligkeit, die Wohlfahrt. Was die ſubjektive Fähigkeit dafür angeht, ſo iſt es offenbar, daß alle Gefühle ſich mit der Kultur verfeinern und läutern, daß der Sinn offner wird für die Gegenſtände des Genuſſes, daß die ganze Empfindung ſich erweitert, veredelt. Was den Wilden oder Ungebildeten kaum aus ſeiner Trägheit aufweckt, das füllt den Gebildeten mit hohem Entzücken; was jenen nur als Nothwendigkeit der Natur rührt und anregt, das wird für dieſen ein Quell namenloſer Wonne; wenn jenem die Arbeit Ueberdruß verurſacht, ſo bereitet ſie dieſem die ſüße Hoffnung nachfolgender Freude und die liebliche Vorempfindung köſtlicher Ruhe; wenn jener die ſchöne Zeit durch Schlaf und Stumpfſinn tödtet, ſo kränzt dieſer ſie mit des Vergnügens Blütenzweigen; wenn dort das All faſt nur ſtumme Maſſe iſt, ſo redet es zu dieſem in tauſend lebenden Geſtalten, in tauſend Sprachen; wenn dort des Waldes Lied das

Herz unbewegt, das Auge meiſtens trocken läßt, ſo ſchlägt es hier an gleichgeſtimmte Saiten und weckt ähnliche Töne zu reiner Harmonie. Iſt dort nur ſchwere Bewegung, ewige Einförmigkeit ohne mannigfaltiges Treiben; ſo regt ſich hier ein geſchäftiges Thun; Jedes erhält mehr Bedeutung, mehr Werth fürs Ganze des einen Lebens. Hier ſchließt auch die himmliſche Liebe enger zuſammen die freundſchaftlichen Seelen; hier öffnet der Schooß der Familie einen nie ganz verſiegenden Born der Freude; hier erzeugt der innigeren Geſellſchaft erwärmende Umſchlingung ſo manche ſüße Frucht, des Daſeyns nothwendige Bitterkeiten ſanft zu mildern.

Was endlich das Intellectuelle betrifft, ſo kann gleichfalls wohl nicht leicht überſehen werden, wie ſehr auch dieſe Seite in unſerm Weſen durch Bildung gewinnen muß. Ohne hier, als in einer allgemeinen Betrachtung des Menſchen, auf die ſtreng wiſſenſchaftliche Kultur beſonders Rückſicht zu nehmen, welche freilich ſo manches Herrliche aufſchließt und darbietet und ihre Wirkungen auch auf Fremde, die ſie nicht umfaſſen, wohlthätig verbreitet; ohne ferner bloß die höheren Klaſſen und Stände zu betrachten; will ich nur darauf hinweiſen und aufmerkſam machen, wie ſehr die geiſtige Entwickelung und Veredlung überhaupt von der unterſten Stufe der Bürger bis zur höchſten hinan gewinnt durch die Civiliſation im Staate, durch ein Benutzen und Anwenden der Kenntniſſe und Wahrheiten, die ſich in dieſem engern Vereine der Menſchen hervorgeben. Da ſind Erfahrungen aller Art, da belebt Mittheilung das Streben und bereichert die Einſicht, da ſpornen mancherlei Gelegenheiten zu neuen Entdeckungen und führen zu kenntnißreichen Reſultaten. *)

*) Rouſſeau ſagt mit Recht: On serait surpris des con-

Faſt alles Dieſes fällt in dem Zuſtande der Natur fort, und der Unterſchied zwiſchen einem ſolchen Naturweſen und einem kultivirten Bürger dürfte bei einer flüchtigen Vergleichung ſchon auffallend genug ſeyn, um zu ſehen, wo das Uebergewicht ſich befindet. Ein gewöhnlicher Menſch, in der Civiliſation erzogen, ſtellt ſich neben einem Wilden hin mit der vornehmen Miene eines Gelehrten und Weiſen. In dem Naturmenſchen kann nur wenig aus dem Dunkel ans Licht gefördert werden, wenig aus Mangel der häufig veranlaßten Vergleichung zum hellen, deutlichen Bewußtſeyn ſich ſondern und in dem Selbſtgefühle ſich zu einer feſten Gediegenheit vereinigen. Bei ihm ſchlummern in tiefer Nacht die edelſten Begriffe, deren Einſicht ſonſt Jeder, wenn er ſie einmal ſich erwarb, für ein theueres Gut hält; denn es fehlt die Erweckung, welche nur durch vielfaches Treiben und Erregen zu Stande kommt. Der Verſtand dringt dort nicht tief unter das Oberflächliche, und gering kann nur die Ausbeute ſeyn für die wirkliche Kenntniß; denn es ſpornen ihn nicht ſo vielartige Bedürfniſſe und Umſtände zum Erdenken und Erſinnen; die Vernunft wird meiſtens nur in der beſchränkten Gegenwart verweilen, ſich kaum oder doch höchſt ſelten von der Sinnlichkeit loswinden, um den Aufflug zu höheren Regionen zu verſuchen, weil tauſend Erfahrungen und Bemerkungen abgehen, welche ſie ihr höheres Leben und Wirken ahnen laſſen. Nicht ſo iſt es im Zuſtande der Kultur. Da wird

---

noissances de l'homme le plus grossier, si l'on suivoit son progrès depuis le moment, où il est né, jusqu'à celui, où il est parvenu. Emil. lib. I. Freilich wird dieſes aber vorzüglich nur gelten können von dem Zuſtande in geſellſchaftlicher Ordnung, wo die Veranlaſſungen ſo häufig ſind.

die Denkkraft wunderbar getrieben zu immer neuen Verſuchen, zu immer neuen Entdeckungen; da wird die Vernunft fortgeriſſen von dem Niederen und ſie eilt in kühnem Schwunge ſtets höher und weiter; da fliegt ſie über die Gegenwart hinweg, ſpähet nach himmliſchen, begeiſternden Ideen, erſchauet in glänzender Umleuchtung die Beſtimmung des Daſeyns und das ferne Ziel; ſie ſchwingt ſich zu dem Unendlichen ſelbſt hinan, ſieht in dieſer unermeßlichen Weite den Stern flimmern, der einzig das Schiff der Menſchheit freundlich in der Heimath Hafen geleitet. Mit dieſem Strahle gewinnt nun bei dem Gebildeten Alles an Reiz und Würde, an ermunterndem Vertrauen und beruhigender Gewißheit für das ſehnende Verlangen. Der Glaube an das Göttliche wird ſelbſt göttlicher; das Streben nach edlerem Werthe, als der iſt, den das bloße Thierleben verleihet, wird reger und menſchlicher; der Menſch ſieht in ſeiner Natur etwas Erhabenes und Vortreffliches, ſo wie allerlei Kenntniſſe in ſein Bewußtſeyn treten und die Wahrheit heller beleuchten. Hier endlich wird Alles lebendiger, würdevoller, bedeutender. Die Geſtalt, welche dort nur in groben und harten Umriſſen, wie das erſt entworfene Bild im Marmor, vorhanden iſt, wird hier kenntlicher und tritt in feineren, ſanfteren, ſchöneren Zügen hervor. Selbſt die himmliſche Kunſt, dieſe erſte und gefälligſte Erzieherin des menſchlichen Geiſtes, wird dort nicht einmal den wilden Zögling zügeln können, ſondern in ſteifer Unbewegſamkeit rings unter den Formen der Natur hinſtarren oder nur mit ungelenkem Schritte unter ihnen wandeln. Anders iſt es wiederum da, wo ſie die Kultur befördernd, an ihr wechſelſeitig eine Freundin findet. Da erwacht ſie zu heiterem Leben, und an ihrer Hand ſteigt der Sterbliche in ein erhöhetes Daſeyn hinauf.

Kurz durch die Kultur wird der M e n ſ ch m e n ſ ch=

licher, begreift mehr ſein ganzes Weſen, empfindet inniger ſich ſelbſt und die große Welt, die ihn in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit umwogt.

Des Menſchen Tagewerk hienieden iſt demnach: Nie zu raſten, ſtets ſich mit ſich ſelbſt und ſeiner Lage bekannter zu machen; immer zu ſtreben, neue Schätze zu erwerben, neue Güter zu erringen und ſie ſeinem Eigenthume anzugleichen; beſtändig voran zu ſchreiten auf der Bahn, worauf er geſtellt ward, unabläſſig des Glücks, der Einſicht und der Tugend Saat zu ſtreuen und der gereiften Ernte Früchte einzuſammeln; ſein ganzes Daſeyn eigenmächtig mit freier Thätigkeit zu ſtets höherer Vortrefflichkeit hinauf zu führen.

Nennen wir dieſes Geſchäft, dieſes ewige Weiterſtreben das Werk der Bildung; ſo iſt die erſte Frage wiederum dieſe:

Wie kann dieſer Entwickelungs- und Veredelungs-Proceß vor ſich gehn, ſo daß er das verlangte Reſultat — höchſtmögliche Vollendung der geſammten menſchlichen Natur in dieſer Periode des Seyns — am ſicherſten erzeuge und wirlich darſtelle?

Die Beantwortung und Auflöſung dieſer Frage gibt den Inhalt der Bildungslehre ſelbſt, welche dem zufolge nichts Anderes ſeyn kann, als: Der Inbegriff der Grundſätze und Regeln, nach welchen und durch welche der Entwickelungs- und Veredelungs-Proceß des geſammten Menſchen vorgenommen werden muß, damit er ſeine Beſtimmung in beſtändig wachſender Realiſirung der Hauptzwecke ſeiner Natur dem ganzen Umfange nach in jeder Lage ſo viel möglich durch ſich ſelbſt erreiche. Alles ſonach, was dahin abzielt, daß der Menſch ſich und ſein Daſeyn deutlicher erfaßt; Alles, was das

homo sum des Römers umſchließt — gehört zu dem Gegenſtande einer allgemeinen Bildungslehre, die, ohne freilich Jedes im Detail zu berühren, was nicht wohl möglich iſt, doch die allgemeine Form aufzuſtellen hat, wonach das Einzelne wie das Ganze harmoniſch und richtig ſich geſtalten muß.

Fragt man endlich, wer denn der Bildner iſt, ſo verſteht es ſich nach dem Geſagten von ſelbſt, der Menſch. Er ſoll veredelt werden, aber er ſoll dieſes Geſchäft durch eigene Kraft an ſich vollenden. Dazu ward ihm der Einſicht Feuer und der Freiheit hohes Eigenthum. Ehe er aber zu dieſer Reife gedeihet, bedarf er eines Vormundes, eines Erziehers in fremder Perſon. Allein auch dieſer iſt ein Menſch und muß aus dem Unmündigen ſchon die Menſchheit entwickeln; er muß alſo nach denſelben Regeln, nach denſelben Grundſätzen der Hauptſache nach ſich richten und ſein Amt verwalten. Indeß dieſe Jahre der Minorennität gehen dahin, die Zeit der Mündigkeit kommt, und der herangereifte Adamsſohn übernimmt ſelbſt ſeine Führung. Was ihm nun unterworfen iſt, worüber er frei disponiren kann, das benutzt er zu ſeinen Zwecken, wendet es auf die Erreichung ſeiner Beſtimmung an, auf eine Art, die ihm die beſte und paſſendſte ſcheint; folgt ſo ſeiner Vernunft an der Hand ſeiner Natur, begründet die Form ſeines Daſeyns — bildet ſich ſelbſt.

Somit wäre denn ziemlich der Weg zu der Hauptſache ſelbſt gebahnt. Es mußten Hinderniſſe beſeitiget und Vorkehrungen getroffen werden, ehe die ganze Lehre ſelbſt in ihrer Allgemeinheit und Einfachheit Jedem einleuchten konnte. Mag man alles bisher Geſagte als eine bloße Einleitung etwas lang und gedehnt finden, ſo dürfte der Vortheil dieſes ſcheinbaren Uebelſtandes klar werden, wenn man das Nachfolgende durch-

geht. Da kann jetzt ohne Nebenwege die Bahn gerade durchgeführ' werden, und der Zuſammenhang ohne Unterbrechung ſich darſtellen. Das Syſtem wird heller und offener zu Tage liegen, das Gebäude auf vollendetem Grunde ſchneller, ſicherer und einfacher ohne allerlei Seitenſtützen, die es nur verundeutlichen und verunzieren, ſich aufführen laſſen.

Erſtes Buch.

Grundſätze der Menſchenbildung. Ihre ſyſtematiſche Entwickelung und Anordnung.

Erſtes Kapitel.

Oberſter Grundſatz; ſeine Zertheilung. Ein Erforderniß für die Bildung iſt die Vorſtellung eines Ideals.

Der Menſch iſt ein Mikrokosmus, wie ihn mehrere Philoſophen nennen, ein Inbegriff der größten Mannigfaltigkeit. Nichtsdeſtoweniger dringt ſich gleich bei der erſten Betrachtung deſſelben die Nothwendigkeit auf, ihn für ein Ganzes einer beſondern Gattung zu halten, folglich eine Einheit in dem Mannigfaltigen bei ihm zu gewahren oder wenigſtens voraus zu ſetzen. (S. 1ſte Abthl. 1ſtes B.) Seine Natur iſt dem zufolge nur eine, ungeachtet der vielfältigen Zweige, in die ſie ſich theilt. Die Bildungslehre aber kann, wie vorhin gezeigt iſt, nur aus der Natur die Regeln für ihre Veredlung herleiten. (S. d. Einl. zum Ganzen). Sie muß alſo gleichfalls Einheit enthalten bei Mannigfaltigkeit; ſie muß die verſchiedenen Intereſſen berückſichtigen, ohne jedoch den Mittelpunkt zu verlieren. Es kann demnach in einer Bildungstheorie an ſich nur von einem Grundſatze, als oberſter Regel, die Rede ſeyn. Aus ihm werden ſodann alle andern Vorſchriften als Nebenregeln ſich deduciren, und auf

ihn hinwiederum ſich zurückführen laſſen müſſen. Dieſer eine Grundſatz oder dieſe oberſte Regel iſt folgende:

Der Menſch werde entwickelt, erzogen und veredelt nach Allem, was in ihm iſt und was ſonſt zu ſeinem Weſen gehört den Zwecken ſeiner Natur gemäß durch die Kraft ſeiner Humanität.

In dieſem Satze ſpricht ſich das Regulativ, die Norm aus, nach der alle Erziehung, jede Fortbildung des Menſchen ſich richten muß. Er gibt aus ſich alle Geſetze hervor, unter denen Unterricht und Zucht, Anſtalten und Schulen in der Hauptſache und im Allgemeinen eingerichtet werden müſſen. Was ihm gemäß unmittelbar oder mittelbar in Abſicht auf Bildung unternommen wird, muß gedeihlich ſeyn; was ihm zuwider, oder abweichend von demſelben geleiſtet wird, kann nicht anders als die echte Kultur hemmen, zerſtören und zu Verirrungen führen.

Dieſer oberſte Grundſatz umfaßt **drei** beſondere Theile, die wiederum Quellen unterer Regeln werden, oder aus denen gewiſſe Reſultate, als Vorſchriften, ſich folgern laſſen, nach welchen die verſchiedenen Zweige des Bildungsgeſchäftes geleitet werden müſſen. Dieſe drei Haupttheile ſind:

A. **Der Menſch werde entwickelt, erzogen und veredelt**

B. **nach Allem, was in ihm iſt und ſonſt zu ſeinem Weſen gehört**

C. **den Zwecken ſeiner Natur gemäß durch** die Kraft ſeiner Humanität.

A.

Der Menſch werde entwickelt, erzogen und veredelt.

Der Menſch, ſo wie er im ſogenannten Naturzu-

ſtande erſcheinen mußte, wenn er je mit voller Rüſtung ſeines Weſens im männlichen Alter doch ohne alle weitere Erfahrung dieſe Erde betrat; oder auch der Menſch, als ſchwaches Kind mit noch nicht entfeſſelten Kräften und vollendetem Wachsthum, wie er täglich und ſtündlich in dieſes Seyn gelangt — iſt gleichſam ein roher, obwohl ſchon zu beſtimmter Bildung, geſonderter und abſichtlich zuſammengeſetzter Stoff, der zu edlerer Geſtalt geformt und in ſchöneren Zügen ſtets deutlicher, ausdrucksvoller und erhabener dargeſtellt werden ſoll. Gleichwie nun jedes Werk der Kunſt, dem der Menſch in ſeiner ſelbſterhöheten Form, zu vergleichen iſt, vollendeter und ſchöner ausgeführt wird, wenn dem Meiſter, der es ſchafft, ein höchſtes, vollkommnes Bild derſelben Art — ein Ideal, im Geiſte unaufhörlich vorſchwebt, dem er ſein Gebilde immer mehr und mehr zu verähnlichen ſich bemühet; ſo muß auch dem Menſchen, der die menſchliche Natur zu veredelter Geſtalt, in erhöhter Schöne bilden will, ein Etwas gegenwärtig ſeyn, dem er als leitendem Ideal beſtändig ſich anzunähern ſtreben muß. Würde je ein Raphael, ein Guido und andere angeſtaunte Künſtler der Madonna Zauberbild ſo himmliſch, ſo engelgleich in der Grazie unwiderſtehlicher Kraft entworfen haben, hätte nicht ein höheres Bild, ein Genius ihnen auf der Phantaſie kühnen Flügeln vorgeſchwebt? hätte ein Praxiteles der Vorzeit und ein Canova in unſern Tagen dem todten Steine jemals des Lebens allmächtigen Reiz verleihen mögen, wenn nicht einer Urania unübertreffliche Geſtalt als das Höchſte, was ſie ins Daſeyn rufen wollten, ihnen wie lebendiges Original geſtanden hätte? Iſt es aber ausgemacht, daß jedes Werk der Kunſt herrlicher in der Wirklichkeit erſcheint, wenn ein ſolches Urbild, als das Vollkommenſte der jedesmaligen Art, dem Bildner während ſeiner Arbeit vorwinkt,

ſollte denn nicht auch die Form der menſchlichen Natur ſich viel ſicherer als hohes Kunſtprodukt vollenden, wenn dem Menſchen, der das edle Geſchäft beſorgt, gleichfalls ein Höchſtes ſeiner Art, ein Ideal als das Ziel ſeines Strebens vorleuchtet? Die Nothwendigkeit davon liegt unverkennbar da, ſobald man zugeſteht, daß die Bildung des Menſchen ſelbſt Kunſt zu nennen iſt. Daß ſie es aber im gewiſſen Sinne wirklich iſt und nicht bloß in der Aehnlichkeit ſo gedacht und vorgeſtellt wird, ergibt ſich daher klar, daß eine beſtimmte Form des Seyns durch den Menſchen ſelbſt begründet und vollkommner ſtets und ausdrucksvoller in lebendigern Zügen dargeſtellt werden ſoll. *) Ein ſolches Ideal iſt zugleich ein Punkt der Einheit, der das vielfache Beſtreben mehr zuſammenführt. Es iſt ein Centrum, (die vereinigte Vollkommenheit unſerer Natur in allen ihren Richtungen) aus dem die verſchiedenen Zweige der Bildung, gleichwie eben ſo viele Radien deſſelben Zirkels hervorgehn, nach einer weiten Peripherie ſich ausbreiten und, im gewiſſen Betracht dennoch insgeſammt gleich weit vom Mittelpunkte entfernt bleiben. Das Ideal gewährt daher bei der Bildung der menſchlichen Natur noch den beſondern Vortheil, daß es neben der beſtändigen Hinziehung aufs Hohe und Vollendete zugleich als ein fixirter Punkt der Einheit daſteht, in der alle Richtungen des Strebens ſich koncentriren. In ſo fern wird es auch verhüten, daß die zu jeder ſchönen Form erforderliche Harmonie unter dem Vielen und Mannigfaltigen geſtört oder verletzt wird, indem

---

*) Graſer, Divinität §. 27. Schwarz, Pädag. und Didakt. S. 56. §. 42., ſo wie mehrere Andere, ſehen die Bildung des Menſchen ſo an, daß die Kunſt auf die Entwickelung der Natur ſo einwirkt, daß ein beſtimmter Gang dadurch entſteht.

es ſtets auf ein gemeinſames Ganze für alle Intereſſen als auf ein ſicheres Ziel hinlenkt.

Was ſoll nun aber als Ideal der Menſchenbildung gelten? Die Beantwortung dieſer Frage iſt um ſo wichtiger, je mehr nach dem eben Geſagten auf das Urbild ſelbſt ankommt, wenn der Menſch als Kunſtwerk erſcheinen ſoll, das den Meiſter loben muß; und je verderblicher dagegen es für das ganze Geſchäft ſeyn wird, wenn das Leitende, das Vollkommenſte ſelbſt nicht genau genug beſtimmt wird.

Faſt alle Bildungslehrer folgten bei ihren Vorſchriften, oder in ihren Syſtemen einem gewiſſen Urbilde. Allein ſie fehlten meines Erachtens darin, daß ſie ſolches entweder ſich nicht genug verdeutlichten oder, wenn dieſes geſchah, daß ſie es nicht genau genug beſtimmten und begrenzten. In jedem Falle mußten Nachtheile reſultiren, die für das Gelingen des ganzen Werks von nicht geringer Bedeutung ſeyn konnten. Soll das Ideal aber irgendwo richtig entworfen werden, ſo wird es nöthig ſeyn, zuerſt ſeinen Begriff überhaupt und dann für das jedesmalige Kunſtprodukt insbeſondere zu beſtimmen.

Ein Ideal an ſich enthält die ganze Idee irgend einer Sache oder eines Gegenſtandes, aber ſo daß ſie den niederern Kreis der Wirklichkeit verläßt, ſich immer höher ſteigert bis dahin, wo ſie, von der Wirklichkeit unerreichbar, das Höchſte, Vollkommene und Vollendete von dem, was in der Wirklichkeit erreichbar iſt, in ſich aufnimmt und in einer durch die Phantaſie verſinnlichten, der realen aber analogen, Form oder Geſtalt vorſtellt. Das Ideal ſchließt in dieſem Begriffe folgende Hauptmerkmale in ſich. Die Idee irgend eines Werks, die höchſte Vollkommenheit derſelben, die Unerreichbarkeit in der Ausführung, endlich die gleichſam verſinnlichende Be-

kleidung derſelben in dieſer höchſten Vollkommenheit. Das Ideal für ein beſtimmtes Werk iſt demnach die Idee des Werkes ſelbſt bis zur vollkommenſten Vollendung und zur Unerreichbarkeit geſteigert, doch ſo, daß die Idee ſtets die Merkmale der Art beibehält, wozu das Produkt gehört; keine weſentlichen aufgibt und annimmt, ſondern ſelbſt in ihrer höchſten Bedeutung noch immer das Kunſtwerk, um das die Handlung ſich drehet, nach ſeiner Art in ſinnlicher Form vermittelſt der Phantaſie darſtellt. Es darf demnach in das Ideal kein neuer Begriff gelangen, welcher es der beſtimmten Art entfremden würde, und der, ſtatt die Idee nur aufs höchſte zu bringen, ſolche in eine ganz andere umgeſtaltete. Denn ſie würde dadurch ſogleich aufhören, das Vollkommenſte für den fraglichen Fall zu ſeyn. Eben ſo wenig darf der Begriff ſich weſentlich vermindern, indem gleiche Inkonvenienzen daher entſtehn müßten.

Wenden wir uns mit dieſen vorläufigen Erörterungen zu dem Ideale der Menſchenbildung, oder vielmehr des zu bildenden Menſchen ſelbſt, ſo wird ſich deſſen Begriff leicht ergeben. Es muß zu dem des Ideals überhaupt nur noch die nähere Beſtimmung hinzukommen. Dieſe muß hier durchaus, wenn wir dem voran Geſtellten gemäß bleiben wollen, aus der menſchlichen Natur hergenommen werden. Das Ideal der Menſchenbildung kann mithin nichts Anderes ſeyn, als das Reinmenſchliche in ſeiner höchſten Vollendung und Unerreichbarkeit, in einer beſtimmten Form gedacht und verſinnlicht vorgeſtellt durch die Phantaſie. Ohne hier die Echtheit der Ideale zu prüfen, welche bei den verſchiedenen und mannigfaltigen Syſtemen der Erziehung den Urhebern derſelben vorgeſchwebt zu haben ſcheinen, darf ich doch eins, welches oft und vorzüglich in neueren

Zeiten als das einzig wahre aufgeſtellt iſt, nicht ganz übergehen. *)

Das Göttliche iſt mehr als einmal zum Ideal gemacht worden, was dem Menſchen zur Erſtrebung oder Nachahmung aufgeſtellt wird; und Gottähnlichkeit, Divinität als der Stern gezeigt, an deſſen Strahlen die Bahn der Bildung durchwandelt werden ſoll. So findet man es in ſyſtematiſchen und nicht ſyſtematiſchen Lehrbüchern, von Einzelnen und von ganzen Sekten und Schulen aufgeſtellt. Gern möchte auch ich das Göttliche zum Höchſten machen, wornach die Menſchenbildung ſich vollendete; gern möchte ich, eingedenk des ſchönen Namens, den die Schrift dem Menſchen zutheilt, wenn ſie ihn der Gottheit Ebenbild nennt, gleichfalls dieſe zum Ideal dem Bildner vorhalten, doch meine Anſicht, die ich vom Ideale hege und ſo eben ausgeſprochen habe, erlaubt es mir nicht, dieſer Lehre beizuſtimmen. **)

---

*) Ich bin mir keines Syſtems bewußt, welches das ganze menſchliche Seyn in Abſicht auf Bildung umfaßte, ſondern insgeſammt beziehen ſie ſich nur auf die eigentlich ſogenannte Erziehung durch fremde Hand in den früheren Jahren. Allein muß das menſchliche Daſeyn als ein Ganzes von der Geburt bis zum Tode hin betrachtet werden, in dem nur ein und dieſelbe Form ſoll vollendet werden, ſo ergibt ſich hieraus, ſo wie aus dem, was ſchon oben geſagt iſt, daß die Pädagogik kein anderes Ideal haben kann, als die Menſchenbildung überhaupt, indem immer ein Menſch ſoll dargeſtellt werden.

**) Unter den Alten hat beſonders Plato das Göttliche ſo vorgeſtellt; und, obgleich ſein Syſtem am meiſten mir zuſagt, ſo kann ich ihm darin doch durchaus nicht beifallen, daß er gar keine Ausgleichung zwiſchen dem, was er göttlich nennt und dem Sinnlichen will. Iſt denn aber der Menſch ein Gott, oder ſollte er es je werden? kann er denn ſonſt ſich nicht über die eigentliche Thierheit erhe-

Es iſt wahr, das Ideal muß das Höchſte, das Vollkommene, in ſinnlicher Bekleidung der Phantaſie, vorſtellen — allein darf oder ſoll dieſes hier das abſolut Höchſte ſeyn? iſt dieſer Begriff nicht geradezu gegen den, der ſo eben angeführt iſt? Darf denn das Specifiſche überſehen oder gar freiwillig ausgeſchloſſen werden, oder iſt dieſes nicht vielmehr nothwendige Bedingung für jedes Ideal, das in einer beſondern Art aufgeſtellt wird? muß demnach aber das Vollendete, das Höchſte im Ideale nicht beſtändig nur als das Höchſte und Vollendete derſelben Art — alſo relativ betrachtet — angeſehn werden? Wenn der griechiſche Künſtler ein ſchönes Weib, eine mediceiſche Venus, oder einen Mann in ſeiner höchſten Jugendſchöne, wie einen vatikaniſchen Apoll, aus dem todten Marmor ins lebendigere Daſeyn der Form rufen wollte, ſo zauberte ihm ſeiner Phantaſie ſchöpferiſche Kraft in jedem Falle eine höchſte Schönheit, eine vollendete Geſtalt vor ſeine Seele hin. Dieſer ähnlich und ähnlicher ſtets ſtrebte er durch den Meiſſel das Gebilde ſeiner Hand zu ſchaffen. Hoheit und Grazie, Majeſtät und Kraft vereinigten ſich dort und hier; und durch der Anmuth und des Reizes Macht gemildert ſtand das Ideal in dieſer Eigenſchaften magiſcher Verbindung vor dem Künſtler da. Allein, nahm er gleich aus dem Olympus dieſe Zaubergeſtalten her, dachte er ſie doch darum nicht ſtets als menſchliche Formen? lieh er ihnen eine andere Schönheit als die vollkommenſte desjenigen Weſens, was er wirklich ſchaffen wollte? Würde ein

---

ben? In die wiſſenſchaftlichen Behandlungen der Erziehung haben das Göttliche in dieſer Hinſicht unter den Neueren vorzüglich aufgenommen Schwarz und Graſer in den ſchon genannten trefflichen, claſſiſchen Werken. Was die Lehre der Bibel angeht, ſo davon unten.

körperloſer Geiſt, oder ein ſeelenloſer Körper ihn je zu der Begeiſterung Höhe hingeriſſen haben, in der er das Himmliſche ſo wundervoll im Irdiſchen durch die engſte Verbindung darſtellte? Eine Menſchenform wollte er bilden und eine Menſchenform in ihrer erhabenſten Erſcheinung war ſein leitendes Ideal. Eine Mißgeburt dagegen würde ſeiner Hand entſtanden ſeyn, hätte er ein anderes Etwas ſich als das Höchſte, dem er nachſtrebte, vorgehalten, da er einen Menſchen zu geſtalten ſuchte.

Auch unerreichbar wird das Ideal ewig dem Bildner bleiben; aber folgt daraus, daß es nun in ſich etwas aufnehmen ſoll, was gar nicht in dem Weſen liegt, das die Kunſt erzeugen will; daß wiederum Abſolutes an die Stelle deſſen tritt, was nur relativ gedacht werden darf? Oder kann etwa nicht jede Art von Kunſtprodukten ein Vollkommnes, das unerreichbar iſt für die Wirklichkeit, in den erhöhteſten, feinſten Zügen aus ſich ſelbſt hervorgeben? So wie in dieſer beſondern Rückſicht, ſo darf alſo überall, wo Bildung wirkſam iſt, nur dasjenige als höchſtes Urbild aufgeſtellt werden, was das Herrlichſte in der jedesmaligen Art vorſtellt. Mithin gilt auch für das Ideal der Menſchenbildung die Regel, daß es nichts Fremdartiges in ſich aufnehmen, aber auch nichts Eigenthümliches ausſchließen darf. Dieſes nothwendige Erforderniß wird aber überſehen, ſobald man die Gottheit als dasjenige vorhält, wornach der Menſchenbildner, als nach dem Urbilde, ſtreben muß. Die Gottheit iſt allerdings etwas Vollkommnes und Vollendetes, allein ſie iſt zu vollkommen, zu vollendet, wenn wir ſo ſagen dürfen, als daß ihre Vollkommenheit von irgend einer Endlichkeit könnte begriffen und als ein Ganzes umfaßt werden. Die Gottheit iſt ein Höchſtes, aber nicht das Höchſte der menſchlichen Gattung und

des Menſchlichen überhaupt; ſondern ſie iſt das Abſolute ſelbſt, das Unendliche, das Höchſte für alles Hohe. Schon in dieſer Betrachtung offenbart ſich die Unmöglichkeit, Gott als das Urbild für die menſchliche Bildung aufzuſtellen. Denn wo ein Ideal ſeyn und nützen ſoll, da muß es hell und deutlich dem Geiſte vorſchweben. Es muß freilich unerreichbar ſeyn — allein nur für die wirkliche Schöpfung, für das Erſcheinen in dieſer höchſten Geſtalt im realen Daſeyn nur für die bildende Hand. Nicht ſo für den Gedanken, für den Begriff, für die Phantaſie. Klar, wie das deutlichſte Bild der Wirklichkeit den Augen, muß es der Seele daſtehen. Wäre das nicht, wie ſollte die Handlung das in Klarheit zu ſchaffen ſtreben, was nirgend ſelbſt in der Idee nicht geſchauet wird. Kurz die Gottheit enthält in ſich die Unendlichkeit und tritt dadurch aus allem endlichen Seyn hinaus; ſteigt daher auch über die menſchliche Sphäre unbegreiflich empor. Das Göttliche, als Ideal angenommen, iſt demnach gegen den Begriff des Ideals, als welcher nichts Weſentliches weiter aufnehmen darf, das nicht der Art in irgend einer Rückſicht ſchon zukommt; was aber im genannten Falle hier durchaus geſchehen würde.

Das Ideal darf ferner keine weſentliche Eigenſchaft, die der beſondern Art, als ſolcher, zukommt, von ſich ausſchließen. Auch das muß nothwendig geſchehn, ſobald man die Gottheit als Urbild für die menſchliche Veredelung aufſtellt. Denn wir haben keinen Begriff davon, wie in dem Göttlichen die Sinnlichkeit, als Summe aller Gefühle, alles Deſſen, was wir pathologiſch nennen, ſo wie es in unſerer gegenwärtigen Exiſtenz ſich bei uns vorfindet, vorhanden ſeyn kann. Und doch iſt dieſes ein weſentlicher Theil unſerer dermaligen Natur, die Möglichkeit des Wohlbefindens oder der Glückſeligkeit; es gehört in dieſer Hin=

ſicht auch zu unſern Hauptzwecken; ja wir würden ohne dieſe Anlage aufhören das zu ſeyn, was wir ſind und ſeyn ſollen — Menſchen. Iſt aber von Bildung die Rede, ſo muß ſie ſich, wenn ſie nicht ſelbſt mangelhaft oder ein Unding werden ſoll, auf das Ganze erſtrekken. Iſt das aber unwiderlegbar, ſo muß auch das Urbild das Ganze umfaſſen und in ſich enthalten. Dieſes fällt aber bei der Gottheit durchaus weg, weil wir ſie uns frei von Allem, was pathologiſch heißt, denken. Folglich kann ſie uns bei unſerer Bildung auch nicht als Ideal dienen. Denn immer könnte der Bildner der menſchlichen Natur fragen: Wie ſoll ich es anfangen, um meine ſinnliche Anlage, mein Glückſeligkeits-Bedürfniß gehörig zu ordnen und richtig zu befriedigen? Was kann ſodann aber Anderes die Folge ſeyn, als ein ſtetes Abweichen, beſtändiges Verirren, ewiges Schwanken? Man wird mir einwenden, wir ſeyen nicht für dieſe Erdenwelt eigentlich geſchaffen, ſondern für ein höheres Daſeyn; wir müßten uns nur zur Vortrefflichkeit hinanbilden und ſie bloß als Zweck im Auge haben; in dieſer Hinſicht könne aber nur die Gottheit als Urbild des Strebens zum Höheren dienen, denn ſie ſey einzig das ewig Wahre und Hohe. Darauf erwiedere ich:

Auch ich lebe der Meinung, daß dieſe unſere jetzige Exiſtenz keineswegs unſer Leben begrenzt; ich fühle und glaube es, daß ein höheres Seyn uns erwartet; ich empfinde es in meinem ganzen Weſen, daß ohne dieſe Hoffnung ich mir ſelbſt ein ewiges, unbegreifliches Räthſel bleiben würde: allein ich fühle und glaube, ja ich weiß es auch, daß dieſe Gegenwart ebenfalls Zweck an ſich iſt; daß auch ſie gleich gerechte Forderungen an uns machen kann, wie eine Welt, die wir noch nicht kennen. Ich wage es ſogar, zu vermuthen, daß darum finſtere Nacht unſern fernſten Pol umhüllt, oder

daß deswegen ein weiſer Gott die Zukunft und das zweite Seyn nach dieſem für unſer ſterbliches Auge und ſelbſt für unſern Verſtand ſo dicht verſchloß, damit der ewig lüſterne, die Gegenwart ſtets übereilende und die Zukunft ſuchende Sinn des Sterblichen mehr an die Zwecke der wirklichen Exiſtenz ſich halte, ſie aufſuche und ſie realiſire, damit ſodann die uns erwartende Laufbahn mit deſto größerer Fertigkeit betreten werde. Ich glaube, daß hienieden eine Vorſchule der Ewigkeit iſt — aber iſt denn die Zeit der Schule kein Theil des Lebens, oder iſt nicht vielmehr das ganze endloſe Daſeyn nur eine ewige Schule? Soll aber das Kind nur für die Zukunft lernen, nicht auch der Gegenwart ſich freudig hingeben? ſoll der Knabe in der Schule nur den Mann im Auge haben und nie dem goldnen Morgen ſeiner Tage ſein heitres Gemüth eröffnen; ſoll er nur an den Mittag denken, der ihm gleichfalls die Freude verſagt, indem der Sinn ſchon den Abend ahndet? Aber man ſage doch, wie wird der Knabe je dem Mann Ehre machen, der nie das Knabenalter recht empfand und ſeine Früchte ihrer eigenen Süße wegen nimmer pflückte? Alſo auch dieſe Vorſchule der Ewigkeit hat eigene Zwecke; ja nur in dieſer Zeit iſt der Menſch ein Menſch, ein beſonderes Weſen; was eine andere Zeit aus ihm machen wird, iſt ihm noch unbekannt. Alſo auch das Glück der Erdenwelt oder Sinnlichkeit — als Erzeugerin und Begründerin deſſelben — muß ſeiner ſelbſt wegen erhöhet werden. Noch mehr, wohnt denn nur im Körper, der Erde Eigenthume, das Gefühl: birgt nicht auch unſer Geiſt ſo Manches, das den Weg durch die Ewigkeit mit ihm nehmen wird, eben weil es mit ihm zugleich ins Leben trat? Iſt aber dieſes, wie möchte das Göttliche, dem kein Gefühl der Art, wie es in uns ſich regt, ſelbſt von der Vernunft beigelegt wird, als Ideal

für dieſen Theil der Bildung gelten? Entweder alſo darf unſere ſinnliche Anlage ihrer ſelbſt wegen keinen Anſpruch auf höhere Veredelung machen; oder, darf ſie es, ſo muß auch für ſie das Ideal ſich ſchikken. Wer das Erſte behauptet, mißkennt den Menſchen, irrt ſich in deſſen Natur, ſieht nicht ein, wie mit der Glückſeligkeit derſelben, als einem Zwecke an ſich, ſie ſelbſt aufhört, das zu ſeyn, was ſie iſt und ſeyn ſoll — menſchliche Natur. Was ſie aber werden kann und werden wird, nachdem ſie aufhörte, das zu ſeyn, was ſie iſt, ſtieg noch in keines Menſchen Herz mit Klarheit und Gewißheit nieder.

Dieſes Leben in der Gegenwart indeß, iſt doch wohl nur die erſte Stufe zu einem höheren, das unſrer harrt — Dafür halte auch ich daſſelbe. Aber iſt denn nicht die unterſte Stufe ein nothwendiger, weſentlicher Theil der ganzen Leiter; wird dieſe je was taugen, wenn die niederen Sproſſen gebrechlich ſind? oder haben nicht dieſe denſelben Zweck — die Möglichkeit des Höherſteigens — wie die oberſten? Es wird hier auf Erden ferner bloß der Grund gelegt zum herrlichen Gebäude; ich gebe es zu und glaube es. Indeß folgt daraus, daß nun der Grund für gering geachtet werden muß, weil er noch nicht das Gebäude ſelbſt iſt? Kann doch ohne ihn jenes nicht einmal gefördert werden — Oder ſoll der Gehülfe ſtets neugierig den Meiſter fragen, wie er das Ganze entworfen habe; ſoll er beſtändig den Riß verlangen, den er doch nicht begreifen würde, eben weil er nur erſt den Grund zu legen fähig iſt? muß es ihm nicht vielmehr genügen, wenn die erprobte Kunſt und Weisheit ſeines Meiſters ihn das Schönſte hoffen läßt? Sein Beſtreben alſo beſchränke ſich, den Grund ſo zu bereiten, als ihm die geſchicktere Hand denſelben vorzeichnete. Das iſt ſein Werk, und für ihn iſt dieſes Werk auch Zweck. Rich=

tet er dagegen ſeinen Blick *nur* immer zu der erträumten Spitze hin, ſo wird er ſchlecht ſeine Arbeit vollenden und des Meiſters Abſicht nicht entſprechen.

Man ſagt endlich, der Menſch ſolle gebildet werden zur *Vortrefflichkeit*, zu einer höheren Natur, eben weil er der Vernunft und Freiheit Geſchenk erlangte. Ich ſage es nach mit vollem Beifall Allen, die ſolches lehren — nur erlaube ich mir zu fragen, was denn das *Vortreffliche*, die *höhere* Natur ſey, zu der ſich der Menſch bilden ſoll? Mir ſcheint nichts Anderes die Vortrefflichkeit des Menſchen genannt werden zu dürfen, als die Realiſirung ſeiner *wahren Zwecke in harmoniſcher Vereinigung durch ihn ſelbſt*; und ſeine höhere Natur iſt mir, wie ich ſchon oft erklärt habe, eben darin ſichtbar, daß er nicht, wie die übrigen Thiere, durch *Inſtinkt* ſeine Zwecke fördert, ſondern daß er *frei*, *ſelbſtſtändig*, nach *eigener Entſchließung* unter der *Vernunftoberaufſicht* ſolche realiſirt *ihrer ſelbſt wegen*, d. h. weil er ſie als in ſeiner Natur wirklich feſt begründet anerkennt. Iſt dieſe Anſicht die rechte, ſo muß auch *unſere ſinnliche* Anlage auf Vortrefflichkeit Anſpruch machen können, in ſo fern ſie, als zu unſern *Hauptzwecken* gehörend, mit *Freithätigkeit* veredelt und erhöhet wird. Kurz, das Vortreffliche für den Menſchen iſt dann das *Reinmenſchliche* in der Gegenwart, in ſo weit eine andere Exiſtenz ſich *nur* auf dieſes *Reinmenſchliche* in der gegenwärtigen gründen wird. *)

---

*) *Schwarz* a. a. O. ſetzt die Vortrefflichkeit lediglich in die *Aufſtellung des Göttlichen in dem Menſchen*, S. 63. §. 51. So mehrere Andere, denen ich aber, aus den angeführten Gründen und meiner Anſicht von der ei-

Aus dieſer ganzen Betrachtung wird ſich ergeben, daß die Gottheit für die Menſchenbildung nie das Ideal ſeyn kann, weil ſich in ſie das Reinmenſchliche nimmer bringen laſſen wird. Stellt man ſie dennoch als ſolches auf, ſo wird ſich darauf ſehr wohl das anwenden laſſen, was Rouſſeau in ſeiner Heloiſe ſagt: „Da Jupiter von anderer Natur iſt, als wir, ſo kann man von ihm denken, was man will.“ Völlige Verbildung würde die verderbliche Folge ſeyn, wenn nicht in unſerer Natur für ſich ſchon ein gewiſſer Bildungstrieb läge, der gänzliche Verirrungen immer hindern wird. Zu allem Dieſem kommt endlich noch, daß nur mit der fortſchreitenden Bildung ſich die Gottheit erſt reiner dem Menſchen enthüllt; daß dieſer alſo einem Ideale folgen ſoll, das ſich erſt nachher geſtaltet. Anders aber und ohne Widerſpruch in ſeiner ganzen Klarheit wird ſich das Urbild uns zeigen, wenn wir deſſen Weſenheit in unſerer Sphäre ſelbſt aufſuchen.

Unſere Natur hält uns, wie geſagt iſt, drei Hauptzwecke vor, die wir mit Freithätigkeit und Vernunft realiſiren ſollen. Glückſeligkeit, Kenntniß (Wahrheit) und Sittlichkeit im möglich höchſten Grade harmoniſch befördern, heißt, uns bilden. Dieſe Idee iſt nun auch, ihrem ganzen Umfange nach, die, aus welcher ſich das Ideal erheben muß, um als ſolches der Bildung vorzuleuchten. Wir ſteigern darnach das Menſchliche bis zur Vollendung und ſtellen uns in dieſer höchſten Bedeutung darunter vor die Summe der größten Glückſeligkeit,

---

gentlichen Vortrefflichkeit des Menſchen gemäß, als wofür ich nur die ganze Humanität halte, nicht beipflichten kann.

tet er dagegen ſeinen Blick nur immer zu der erträumten Spitze hin, ſo wird er ſchlecht ſeine Arbeit vollenden und des Meiſters Abſicht nicht entſprechen.

Man ſagt endlich, der Menſch ſolle gebildet werden zur Vortrefflichkeit, zu einer höheren Natur, eben weil er der Vernunft und Freiheit Geſchenk erlangte. Ich ſage es nach mit vollem Beifall Allen, die ſolches lehren — nur erlaube ich mir zu fragen, was denn das Vortreffliche, die höhere Natur ſey, zu der ſich der Menſch bilden ſoll? Mir ſcheint nichts Anderes die Vortrefflichkeit des Menſchen genannt werden zu dürfen, als die Realiſirung ſeiner wahren Zwecke in harmoniſcher Vereinigung durch ihn ſelbſt; und ſeine höhere Natur iſt mir, wie ich ſchon oft erklärt habe, eben darin ſichtbar, daß er nicht, wie die übrigen Thiere, durch Inſtinkt ſeine Zwecke fördert, ſondern daß er frei, ſelbſtſtändig, nach eigener Entſchließung unter der Vernunftoberaufſicht ſolche realiſirt ihrer ſelbſt wegen, d. h. weil er ſie als in ſeiner Natur wirklich feſt begründet anerkennt. Iſt dieſe Anſicht die rechte, ſo muß auch unſere ſinnliche Anlage auf Vortrefflichkeit Anſpruch machen können, in ſo fern ſie, als zu unſern Hauptzwecken gehörend, mit Freithätigkeit veredelt und erhöhet wird. Kurz, das Vortreffliche für den Menſchen iſt dann das Reinmenſchliche in der Gegenwart, in ſo weit eine andere Exiſtenz ſich nur auf dieſes Reinmenſchliche in der gegenwärtigen gründen wird. *)

*) Schwarz a. a. O. ſetzt die Vortrefflichkeit lediglich in die Aufſtellung des Göttlichen in dem Menſchen, S. 63. §. 51. So mehrere Andere, denen ich aber, aus den angeführten Gründen und meiner Anſicht von der ei=

Aus dieſer ganzen Betrachtung wird ſich ergeben, daß die Gottheit für die Menſchenbildung nie das Ideal ſeyn kann, weil ſich in ſie das Reinmenſchliche nimmer bringen laſſen wird. Stellt man ſie dennoch als ſolches auf, ſo wird ſich darauf ſehr wohl das anwenden laſſen, was Rouſſeau in ſeiner Heloiſe ſagt: „Da Jupiter von anderer Natur iſt, als wir, ſo kann man von ihm denken, was man will.“ Völlige Verbildung würde die verderbliche Folge ſeyn, wenn nicht in unſerer Natur für ſich ſchon ein gewiſſer Bildungstrieb läge, der gänzliche Verirrungen immer hindern wird. Zu allem Dieſem kommt endlich noch, daß nur mit der fortſchreitenden Bildung ſich die Gottheit erſt reiner dem Menſchen enthüllt; daß dieſer alſo einem Ideale folgen ſoll, das ſich erſt nachher geſtaltet. Anders aber und ohne Widerſpruch in ſeiner ganzen Klarheit wird ſich das Urbild uns zeigen, wenn wir deſſen Weſenheit in unſerer Sphäre ſelbſt aufſuchen.

Unſere Natur hält uns, wie geſagt iſt, drei Hauptzwecke vor, die wir mit Freithätigkeit und Vernunft realiſiren ſollen. Glückſeligkeit, Kenntniß (Wahrheit) und Sittlichkeit im möglich höchſten Grade harmoniſch befördern, heißt, uns bilden. Dieſe Idee iſt nun auch, ihrem ganzen Umfange nach, die, aus welcher ſich das Ideal erheben muß, um als ſolches der Bildung vorzuleuchten. Wir ſteigern darnach das Menſchliche bis zur Vollendung und ſtellen uns in dieſer höchſten Bedeutung darunter vor die Summe der größten Glückſeligkeit,

---

gentlichen Vortrefflichkeit des Menſchen gemäß, als wofür ich nur die ganze Humanität halte, nicht beipflichten kann.

Wahrheit und Tugend, in ſo weit ſolche einem Weſen zu Theil geworden ſind; oder das Reinmenſchliche in ſchönſter Harmonie realiſirt; oder endlich die Humanität in ihrer gänzlichen Vollendung, in ſo fern ſie in dieſer Vollkommenheit an einem Menſchen, wie in einem höchſten Bilde, gedacht wird. In dieſem Urbilde findet jeder Zweig unſeres Weſens ſein ihm entſprechendes Höchſte. Auch braucht man keinesweges zu fürchten, daß der Menſch bei dieſer Anſicht zu wenig dem Himmel ſich zuwende; vielmehr wird er, wenn er ſich wahrhaft darnach bildet, gerade ſo viel der Erde angehören, als er ſoll, und ſo nahe dem Ueberſinnlichen ſich annähern, als es ſeine Beſtimmung erheiſcht.

Nicht ſo glücklich kann ſich dagegen die menſchliche Natur veredeln, wenn man die Gottheit als Urbild aufſtellt. Es iſt dieſes eben ſchon aus den Begriffen ſelbſt, a priori, dargethan und ich will hier nur noch auf die Erfahrung hinweiſen, indem mir ihre Stimme nirgend ſo nothwendig und ſo entſcheidend dünkt, als bei der Menſchenbildung. Man gehe die Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme, ſo wie der religiöſen Meinungen durch, in ſo weit ſolches überhaupt möglich iſt, und man wird finden, daß da, wo dieſes Ideal der Göttlichkeit ſich in den Gemüthern wirklich feſtgeſetzt hatte, oder wo es der Seele allein vorgehalten ward von Andern, ohne daß man ſelbſt ihm ſeinen Beifall gab, daß da, ſage ich, gewöhnlich zu verderblichen Extremen hingeleitet würde. Denn im erſten Falle, wo das Gemüth an dem Zauberbilde der unendlichen Vollkommenheit ſelbſt ewig hängen wollte, würden excentriſche Köpfe mit lauter überſpannten Begriffen erzeugt. Man ſah die Erde nur wie einen elenden Haufen an, mit Allem, was auf ihr iſt und ihr angehört; man wandelte in den unbekannten Regionen, wollte der Gottheit ſich

annähern, und da ſie nun einmal als ſolche mit den Erſcheinungen der Gegenwart durchaus nichts gemein haben kann, ſo vergaß man nur zu leicht, daß man Menſch ſey und eilte zu dem hin, was übermenſchlich ſich in blendendem Glanze ankündigte. Daher entſtanden Schwärmer und Aſceten, Enthuſiaſten und Zeloten — nirgends, oder doch ſelten durch eine glückliche Dispoſition des Naturells, echte Erdenſöhne, wie ſie aus Adams Familie herkommen ſollen.

Allein bei dieſen Jüngern der Extremität war doch noch immer der große Vorzug, daß ſie, dem niedrigen Leben abhold, ſich entfernt hielten von dem Böſen; nicht ſo bei denen der entgegengeſetzten Extremität, wozu gleichfalls das Ideal der Gottheit faſt eben ſo oft hinführte. Man hielt ſolches Vielen vor, als dasjenige, was ihnen nur zur wahren Größe durch Nacheifrung verhelfen könnte. Die Gläubigen fühlten aber dann nicht ſelten, daß man ſolch einer Höhe unmöglich jemals auch nur um etwas ſich nähern würde; man glaubte, die ernſtlichſten Anſtrengungen würden doch nur die eines Wurms ſeyn, der zum ſtolzen Beherrſcher der Erde ſich empor heben möchte; man ſchaute in die Unendlichkeit hin, ſah keinen freundlichen, verwandten Zug, ſchwindelte und — verzweifelte. Die natürliche Folge war hier gerade die entgegengeſetzte, wie im erſten Falle. Man wähnte nun, da man das, was zur Nachahmung aufgeſtellt wurde, nimmer, auch nur um etwas, erreichen würde, daß das Irdiſche, leichter Ergreifbare, einziger Zweck, und deſſen Genuß alleiniger Beruf ſey. So entſchloß man ſich denn, lieber die ebene Bahn der Thierwelt zu wandeln und die gemeinen Blumen des Weges zu pflücken, als ſich auf den ſteilen, ſchwindelerregenden Pfad zu wagen, da ewig nach den Wunderblüten zu haſchen und zu ſtreben, ohne je einen Kranz daraus winden zu kön=

nen. Daher gingen Wollüſtlinge, Praſſer, Nichtswürdige, Thiermenſchen hervor, wo man wiederum Adamskinder erwartet hatte, die ihrem Vater Ehre machen ſollten dadurch, daß ſie ſich ihrer hohen Natur gemäß veredelten. Aber auch bei dieſen Verirrten fand ſich oft ein glückliches Naturell als Genius, der ſie trotz ihrem Streben nach Abwegen ziemlich ſiegreich auf der rechten Bahn erhielt. Und wie ſollte auch, um es noch einmal zu ſagen, die ewige Weisheit, ſolche, faſt unvermeidliche Verirrungen einer freien Thätigkeit vorausſehend, nicht gütig, auf was immer für eine Art geſorgt haben, daß ihr herrliches Werk nicht ganz durch ſich ſelbſt ſich zerſtören und aufheben möchte, ſtatt ſich zu veredeln und zu höherer Schöne zu bilden?

Inzwiſchen iſt es meine Abſicht keineswegs behaupten zu wollen, daß von dem Göttlichen, oder der Gottheit bei der Bildung des Menſchen gar nicht die Rede ſeyn ſoll. Vielmehr rathe auch ich dazu, oft und vielfach zu ihr hin zu blicken, aber nicht in ſo weit ſie in der Unendlichkeit ſich verliert und uns unbegreiflich wird, ſondern in ſo weit ſie ſich in uns offenbart. Dieſe Offenbarung aber beſteht nicht ſo ſehr in einer Kundmachung des Weſens und der Eigenſchaften Gottes — wie möchte eine ſolche mit Klarheit je dem endlichen Verſtande werden können? — als vielmehr in einer Verkündigung des Willens der Gottheit, den ſie in Hinſicht auf uns von Ewigkeit hatte; in der Erklärung ihrer Abſicht, welche ſie für unſere Natur von Anbeginn hegte; endlich in einer Bekanntmachung der Idee, welche ſie durch uns und in uns, unſerer Natur gemäß, realiſirt wiſſen will. Suchen wir dieſen Willen ſtets mehr und mehr zu vernehmen, dieſe Abſicht immer klarer zu begreifen und dieſe Idee deutlicher zu erkennen, ſo werden wir das Göttliche beſtändig mehr inne werden; es wird ſich

uns offenbaren als die Urſache und Möglichkeit unſerer Exiſtenz. Suchen wir ferner dieſen erkannten Willen der Gottheit immer mehr zu befolgen; bemühen wir uns, dieſer begriffenen Abſicht genauer ſtets zu entſprechen; ſtreben wir endlich, dieſe in uns geoffenbarte Idee in der Wirklichkeit an uns beſtändig vollkommner darzuſtellen: ſo werden wir allerdings, wie die Schrift ſagt, zum Ebenbilde Gottes werden; nicht freilich, als würden wir der Gottheit mehr gleichen an Weſenheit, ſondern nur in ſo weit, als wir frei und vernünftig der Idee Gottes, welche er in Abſicht auf uns hat, näher kommen, ihr in der Wirklichkeit ähnlicher werden. (S. 1ſte Abthl. 2tes B. 4tes Kap. gegen das Ende). *)

Hiermit ergibt ſich alſo das erſte Reſultat des erſten Theils des oberſten Grundſatzes, nämlich:

Die Bildung des Menſchen muß nach einem Ideale vorgenommen werden, wenn ſie gelingen ſoll, und dieſes Ideal liegt nicht abſolut außer der menſchlichen Natur, ſondern nur relativ außer der Möglichkeit der Verwirklichung und Erreichbarkeit.

*) Die Forderung der Bibel, Gott ähnlich zu ſeyn und zu werden, iſt zum Behuf des praktiſchen Lebens ſehr wohl aufgeſtellt, wenn ſie nur klug und weiſe empfohlen und zur Beherzigung vorgelegt wird. Nichtsdeſtoweniger muß eine ſtrengere Unterſcheidung der Begriffe ſtets ihren hohen Nutzen bewähren, indem der gehörig unterrichtete Lehrer ſodann viel vernünftiger und behutſamer Andere wiederum leiten und den Vorurtheilen wehren kann.

Zweites Kapitel.

Ein Erforderniß für die Bildung iſt das Bilden nach einem Muſter, das in der Natur ſich darbietet.

Aus dem erſten Theile des oberſten Grundſatzes ergibt ſich noch ein zweites Reſultat für die Bildung. Das Ideal kann nur dem Streben der bildenden Hand das Ziel der Richtung vorhalten, ihr aber nicht die Züge vorzeichnen, welche ſie zu machen hat, um das Ziel zu erreichen oder das Ideal in wirklicher Geſtalt ſo viel möglich vollkommen darzuſtellen. Dazu bedarf es noch einer beſondern Anweiſung eines Meiſters oder einer Meiſterin — eines Muſters, eines Vorbildes, von dem man lernt und durch deſſen Nachahmung man geſchickter wird, das projektirte Kunſtprodukt dem Ideale am gemäßeſten zu vollenden. Die Geſchichte der Kunſt im Allgemeinen beſtätiget dieſe Behauptung. Die erſte Zeit der Kunſt, wo ſie erwachte und zu leben begann, zeigt die Geſtalten nur in ſteifer Rohheit. Noch ſprechen ſie nicht reizend an; Härte iſt ihr Charakter, Unbeſtimmtheit der Umriſſe zeugt von der unerfahrnen Hand. So erſcheint die Kunſt im ältern Styl. Man hatte ſchon ein Ideal — denn ſchöne Menſchen wollte man darſtellen oder andere Gegenſtände zum Erkennen nachahmen — allein es fehlte noch an einem Muſter, welches die Anweiſung hätte ertheilen mögen, nach der das Beſtreben das Ziel genauer erreichen konnte. Dieſe Epoche ging vorüber und ließ die geſammelte Erfahrung, die erworbene Geſchicklichkeit für eine höhere Bildung den kommenden Geſchlechtern zurück. Dieſe benutzten das, was ihnen aus jener frühern Zeit muſterhaft erſchien, verbanden eigene Fähigkeit damit und führten ſo die andere Epoche her-

bei, die Zeit des hohen Styls. Hier hatten die Geſtalten ſchon mehr Leben und Natur, obgleich die Härte der vergangenen Periode mit der Zartheit der feinern Bildung fortwährend rang. Aus dieſem Kampfe erzeugte ſich die Hoheit und majeſtätiſche Würde, welche den Formen dieſer Zeit eigen iſt. In ihr ſchuf des Phidias Hand den gewaltigen Donnergott und die ernſte Minerva. Als dieſer zweite Tag der Kunſt ſich neigte, führte er zugleich den Morgen eines jüngern herauf. Was die Vergangenheit geſchaffen, erfahren und gebeſſert hatte, wurde vereinigt mit dem eigenen Talente; dieſes folgte dem Muſterhaften der frühern Epoche und rief ſo die dritte hervor. In dieſer geſellte ſich das Schöne zu dem Hohen, das Gefällige zu dem Ernſten, die Grazie zu der Würde. Alle Formen wurden ausdrucksvoller und vollendeter — es war die Zeit des ſchönen Styls. Würde ihr aber dieſer Name zu Theil geworden ſeyn, hätten nicht die Produkte der frühern Perioden den Bildnern in dieſer zu Muſtern gedient? würden ſie ihre Ideale ſo herrlich dargeſtellt haben, hätte nicht ihre Geſchicklichkeit ſich durch Betrachtung jener ältern Gebilde erhöhet; wäre nicht unter ihnen die Schule geweſen für dieſe jüngern Künſtler? Würde ein Phidias ohne einen Agelades und Andere, würde ein Praxiteles und Lyſippus wiederum ohne einen Phidias, Alkamenes und die übrigen Meiſter der vorangehenden Periode je das geworden ſeyn, was Jeder wurde? würden endlich in den ſpätern Zeiten und in unſerer Mitwelt ſelbſt ſo manche angeſtaunte Künſtler ſich zu der Höhe emporgehoben haben, worauf ſie glänzten und glänzen, wenn ſie die Muſe nicht unter die vortrefflichen Ueberreſte der klaſſiſchen Zeiten geführt und ihnen hier die Muſter, nach denen ſie ſelbſt neue Schöpfungen hervorrufen könnten, vorgezeigt hätte? Wie die Kunſt überhaupt, ſo wird nun auch die Bil-

dung des Menſchen insbeſondere dann ihr Ideal immer beſſer und glücklicher verwirklichen, oder der Menſch wird ſich dann erſt zum ſchönſten Kunſtwerke veredeln, wenn auch ihm ein Muſter zur Seite gegeben werden kann, dem er nachbildet, das ihm, die unſichere Hand feſter zu führen, lehrt. Je vollkommner dieſes Vorbild iſt, deſſen Anweiſung er ſich hingibt, deſto vortrefflicher wird ihm ſein Geſchäft ſelbſt gelingen müſſen. Jenes wird aber um ſo vollkommner und nützlicher dadurch, daß es dem Schüler nicht bloß die todten Produkte zeigt, nachdem ſie fertig aus der Werkſtätte in die Welt gegeben ſind, ſondern daß es unter den mannigfaltigſten Geſtalten ſelbſt im Akte des Schaffens ſich dem forſchenden Blicke und der aufmerkſamen Seele darbietet; wenn es dem Lehrlinge den Zutritt in die Werkſtätte ſelbſt vergönnt; wenn es ihn da, vor ſeinen Augen ſchaffend, manchen Kunſtgriff errathen, ſich allerlei Geheimniſſe ablauſchen läßt, die das ſchon vollendete Werk nicht verräth, ſondern höchſtens zu ahnen erlaubt. Wie manche unſchätzbare Aufſchlüſſe dürfte der Künſtler ſpäterer Zeit, trotz der Antiken in Rom oder an andern klaſſiſchen Orten ſich verſprechen, wäre es ihm geſtattet, die unübertrefflichen Meiſter der Vorwelt, jene heroiſchen Söhne der Kunſt, in ihrem goldnen Blütenalter lebendig zu ſchauen und ſchaffen zu ſehen?

Der Menſchenbildner aber kann ein ſolches Muſter mit allen dieſen Vorzügen, unter allen genannten Vortheilen immer gegenwärtig haben. Dieſes große Muſter, dieſes lebendige, kunſtreiche Vorbild iſt die ganze Natur, wie ſie wirket und ſchafft, ſich regt und bewegt. Sie hat mit der edelſten und höchſten Liberalität rings umher jedem Auge ihre Meiſterwerke aufgeſtellt; ſie zeigt zu jeder Stunde dem aufmerkſamen Beobachter ihre ſchaffende Kraft in anſchaulicher

Thätigkeit. Mit dieſer Meiſterin kann der Menſch ſich immer mehr befreunden, kann ſie ganz ſtudiren, kann ihre Kunſt ſich täglich eigner machen. Er weilet in ihrer großen Werkſtätte unausgeſetzt, und frei darf er ihre Produkte beſchauen, ja ſie ſogar unterſuchen und zergliedern, um die verborgenen, einzelnen Verhältniſſe zu erſpähen. Mag ihm dennoch manches Werk unbegreiflich bleiben; mag er manches Geheimniß nicht enthüllen, manchen Zug der weiſen Hand nicht enträthſeln; kann er auch nicht überall und ſtets das Innerſte dieſer Schöpferin durchdringen; ſo ertheilt ſie nichtsdeſtoweniger ſo viele und unzweideutige Winke, daß nur ein Blinder an Geiſt und Leib ſie nicht bemerken wird. Mit gefälliger Freundlichkeit und Güte ohne Sprödigkeit und Eiferſucht iſt ſie immer bereit, Jedem, der ſich ihr in heiliger Abſicht nahet und ſie befragt, Aufſchlüſſe und Zurechtweiſungen zu gewähren in ſolcher Zahl und ſo unverhohlen, daß es nicht bloß Unbeſcheidenheit und Gemächlichkeit, ſondern ſelbſt Unverſtand und Mangel an Klugheit verrathen würde, das weislich Verborgene, Ueberflüſſige, für die jetzige Laufbahn unſers Künſtlerlebens Unbegreifliche und Unanwendbare von ihr zu verlangen; zu vergeſſen, daß die Natur bloß Muſter ſeyn ſoll, nach dem wir bei unſerem Bildungswerke uns richten müſſen, nicht aber, daß ſie für uns ſelbſt das ganze Geſchäft übernehmen und uns aller eigenen Mühe überheben, mithin alles Verdienſtes, unſerer größten Vortrefflichkeit, unwerth machen ſoll.

Die Natur iſt alſo das Vorbild, die Lehrmeiſterin des Menſchen bei der Bildung ſeiner ſelbſt. Allein was heißt es denn eigentlich: „Folge der Natur?" Wer mit der Philoſophie und Afterphiloſophie, mit dem Tone der gelehrten wie der alltäglichen Welt einigermaßen bekannt iſt, der wird die liebe Natur eben

ſo oft, wie andere Mode-Wörter vernommen haben. Wie dieſe ſehr oft nur ein Klingklang, lieblich für verwöhnte Ohren, ſind, ohne Sinn und wahre Bedeutung; ſo muß die heilige Natur ſich auch gar häufig gefallen laſſen, an Toiletten und Schreibtiſchen, in Kränzchen der Damen wie in den gelehrt ſeyn wollenden Cirkeln von Männern, in empfindelnden Romanen wie in ernſten Schriften mancher Philoſophen zu paradiren in altmodiſchem Reifrocke oder in leichtfertigem Gewande der jüngſten Zeit, in dunklem Mantel der Stoa, oder im Flitterkleide gehaltlos hinſchlüpfender Stutzer-Poeſie. Soll aber wahre Kraft dem Worte gegeben werden, ſo daß es, nicht mißverſtanden, der Menſchenbildung als echtes Muſter dienen kann; ſo muß man ſich ernſter und mit größerer Ueberlegung zu deſſen Bedeutung wenden.

Natur, dieſes vielumfaſſende Wort, iſt hier nicht zu nehmen als die beſondere Beſchaffenheit und Eigenthümlichkeit irgend eines Weſens; ſondern als die Geſammtheit der ſichtbaren Welt in ihrem Werden und Vergehen nach ewig waltenden Geſetzen. „Folge der Natur" heißt demnach in der Bildungslehre nicht bloß ſo viel: folge deiner beſondern Stimmung, Anlage, Individualität, ſondern es will damit beſonders geſagt ſeyn: Entwickele, veredle, erhöhe dein ganzes Weſen auf die Art, wie die Natur, d. h. das All mit der Summe ſeiner Erſcheinungen, ſich vor dir entwickelt in ihrer ganzen Geſtalt. Wie alſo die ſichtbare Welt nach feſtbeſtimmten Geſetzen das wird, was ſie ſeyn ſoll, auf ähnliche Art muß auch die freie Thätigkeit des Menſchen durch die Vernunft ihn dazu bilden und machen, was er ſeyn ſoll. Die Natur entwickelt jedes Produkt, das ſie erzeugt, genau nach dem Samen, in dem es, ein Embryo, ſchlummerte; führt es allmählig von

Stufe zu Stufe weiter, doch immer ſich haltend gleichſam an das Naturell deſſelben, an ſeine Individualität; ſie ſorgt, daß endlich im vollendeten Daſeyn Jedes ſo erſcheine, wie es ſeiner Beſtimmung gemäß ſoll. Sie beobachtet genau die Grenzen jeder Art und Gattung, und nichts mehr und nichts weniger fördert und entwickelt ſie. Die Pflanze bleibt in ihrer höchſten Vollendung das was ſie ſchon im Keime war — Pflanze. Sie wird nicht Thier, weil ſie andere Zwecke hat, als dieſes. Das Thier iſt am Ziele ſeines Lebens, was es beim Eintritte in daſſelbe war — ein Thier. Es wird gleichfalls nichts Anderes, kein Menſch, weil das nicht ſeine Beſtimmung iſt. Die Natur kennt gehörig jedes Weſens eigne Kraft und Anlage, und nur der gemäß vollzieht ſie an jeglichem das Werk des Bildens. Das Einfachere zuerſt geſtaltend und ſo zu ſtets größerer Vollendung weiter ſchreitend hält ſie Maß und Ziel genau und feſt, überladet nicht und ſchwächet nicht. Freilich wüthet in ihr der Krieg, wie unter den vernünftigen, freien Menſchen; allein der Krieg gibt Frieden, ſchafft Harmonie, übt und ſtärkt die Kräfte, wird Mittel zur Vermehrung der Wohlfahrt des Ganzen; hemmt freilich hier und da den Gang der Bildung, aber nie ſtört er ihn ſo, daß Geſchöpfe ganz anderer Art entſtänden und ſich entwickelten, als ſchon im Keime ſchliefen. — So muß nun auch der Menſch, gleich der Natur ein zweiter Schöpfer, ſein eigenes Gedeihen herbeiführen; ſo muß er Alles, was in ihm und außer ihm lebt und ſich regt, mit Sorgfalt beobachten; muß Kräfte und Anlagen abwägen und vergleichen; Gelegenheiten und Veranlaſſungen, Krieg und Frieden benutzen und auf ſeine Bildung verwenden. Er muß, wie die Natur bei jedem Geſchöpfe es thut, ſeine Eigenthümlichkeit erkennen, dieſe ewig ehren und erhalten; er muß, wie ſie, von Stufe zu Stufe ſchreiten; nicht

Mann ſeyn wollen, wo nur der Knabe ſein muntres Spiel betreibt; nicht kindiſch tändeln, wo ernſter des Lebens Horen ihm die Tage bringen; nicht Alles heute erſtreben und ergreifen, weil er noch eine längere Zukunft hoffen darf, für welche dieſes und das gemacht iſt, was ihn jetzt und auf einmal noch nicht beglücken kann und ſoll. Kurz an der Hand der Natur geht der Menſch ſichern und feſten Schritts ſeinem Ziele entgegen; ſie geleitet ihn durch des Daſeyns Sturm, wie durch den heitern Sonnenſchein; durch des Lebens Wüſteneien, wie durch beblümte Fluren zu ſeiner Beſtimmung Port. Wer immer nach ihr ſich bildet — der Bauer, wie der Städter, der Gelehrte, wie der Ungelehrte, der Bürger, wie der Soldat — ſie finden an ihr Alle die aufrichtigſte Freundin und Führerin, durch deren Anweiſung Jeder von ihnen aus ſich das ſchönſte Kunſtwerk ſchaffen kann.

Darum weile denn Jeder, dem das große Geſchäft der Menſchenveredlung näher am Herzen liegt, in der Werkſtätte dieſer Meiſterin mit ſinniger Betrachtung; folge mit regem Blicke ihrem ſchaffenden Finger; beobachte mit Fleiß ihre ſchönen Gebilde, enträthſele mit Scharfſinn die hohe Einfalt der Künſtlerin, die ſie hervorzauberte. Er unternehme ſelten etwas, ohne ihren Rath ſich geholt zu haben und folge ihr mit Umſicht und Klugheit. Aber zur Freundin muß ſie werden, zur Vertrauten, wenn ſie uns geben ſoll von ihrer Kunſt. Nur ſo wird ſie uns einweihen in manches Geheimniß und uns würdigen, uns zu ihren Schülern zu machen. Sie kommt uns aber entgegen als Freundin auf allen Wegen — und doch müſſen wir ſie ſuchen; ſie ſpricht uns an in tauſend Tönen, und doch nur vernehmlich dem lauſchenden Ohre; ſie bietet Jedem ihre leitende Hand, und nichtsdeſtoweniger erfaßt ſolche nur der, welcher mit Vertrauen und Beſcheidenheit die ſei-

nige ihr reicht. Nicht in der Erde Paradieſen allein wird man ſie finden, ſie lebt auch in ſandigen Wüſten; nicht bloß an friedlichen Alpen weilet ihr Fuß, auch in der Elemente ungeſtümen Kampfe ſpricht ihr Geſetz; nicht im Lande der Hesperiden, nicht unter Joniens heitrem Himmel und durch Attika's Oelbaumwälder allein wehet ihr allbelebender Odem, auch auf des Nordens oder des Südens eiſigen Feldern ſchwebt ihr Hauch. Wo immer man ſeyn mag, umgibt uns die Göttliche mit ihrer Kunſt — auf heimatlicher Flur, im Kreiſe der Freunde, im Schooße ſtiller Familie, in niedriger Hütte, in glänzender Königswohnung — allenthalben kann man ſie aufſuchen, wird man ſie finden, webt, handelt und ſchaffet ſie. Wohin uns alſo auch das Verhängniß auf dieſem Planeten geſtellt hat, welche Sphäre des Wirkens es uns begrenzte und anwies: überall, in jeder Lage kann man der großen Meiſterin folgen, kann man von ihr lernen; in allen Umſtänden des Lebens darf man mit ihr ſich befreunden, kann man endlich mit ihr wetteifern, ja ſie übertreffen, weil unſer Beruf höher iſt, als der ihrige; weil wir mit **freier** Thätigkeit, mit lebendiger Vernunft das Geſchäft der Bildung zu eigener Vortrefflichkeit betreiben.

Somit ergibt ſich denn das **zweite Reſultat** aus dem erſten Theile des höchſten Grundſatzes, nämlich:

Der Menſch muß als eigner Bildner bei dem Geſchäfte der Bildung einem Vorbilde oder Muſter folgen. Dieſes Muſter oder Vorbild muß ihm die Natur ſeyn. Kürzer

Der Menſch folge der Natur als dem zweckmäßigſten Muſter bei ſeiner Bildung.

Drittes Kapitel.

Bildung der Individualität. Individualität des Geſchlechts und Individualität des Berufs.

B.

Der Menſch werde entwickelt, erzogen und veredelt

nach Allem, was in ihm iſt und ſonſt zu ſeinem Weſen gehört.

Betrachtet man den Menſchen im Allgemeinen, ſo findet man, daß er in der Geſammtheit ſeines Geſchlechts zu einem beſondern Ganzen gehört, das ſeine beſtimmten Eigenheiten, ſeine beſondern Merkmale und abgezeichneten Grenzen hat, die ihm nicht erlauben, ſich ſelbſt ungeachtet ſeiner Freithätigkeit zu einer andern Gattung zu rechnen, als die iſt, welche er in ſeiner Natur ſelbſt begründet antrifft. Ein allgemeiner Charakter ruht über dem ganzen Geſchlechte, wozu er gehört, und dieſen muß er in ſeiner Bildung ſtets berückſichtigen, damit er der Abſicht und der Idee des Göttlichen, als welche ein ſolches beſonderes Ganzes in der Menſchheit dargeſtellt wiſſen will, ſo viel ihm thunlich iſt, entſpreche. So wie aber in der Natur überhaupt durch eine ewige Wirkſamkeit nothwendiger Geſetze dafür geſorgt iſt, daß jedes Individuum, das unter dieſer feſten Ordnung ſteht, das wirklich wird, was es dem Charakter der Art oder Gattung gemäß, wozu es gehört, als Einzelweſen ſeyn ſoll, und ſomit Zwecke für ſich und für das Ganze erfüllt: eben ſo darf man nun auch den Schluß machen, daß der Menſch gleichfalls durch ſeine vernünftige Freithätigkeit ſich ſo entwickele und bilde, daß er den Charakter des ganzen Geſchlechts in ſeiner Individualität ſo dar=

ſtellen helfe, daß die Idee des Allgemeinen ohne Verletzung ſeiner individuellen Beſchaffenheit auf die Weiſe durch ihn geſtaltet werde, daß Harmonie und Kenntlichkeit zwiſchen ihm und dem Ganzen ſichtbar obwalte. Betrachtung der Individualität alſo neben dem allgemeinen Charakter der Gattung iſt ein nothwendiges Requiſit bei der Menſchenbildung und darf darin keineswegeſ übergangen werden. Denn es iſt Abſicht der höheren Weltordnung, ein gleichförmiges Ganze in ſolcher Bedeutung zu bilden, daß höchſte Mannigfaltigkeit im Einzelnen herrſche, aus der ſodann im allgemeinſten Punkte der Einheit die große Idee der Geſammtheit ſich geſtalte. Ohne dieſe Verſchiedenheiten der Individuen würde nie das Ganze ſelbſt ſich ſchön vollenden. Ueberhaupt ſcheint es ein allwirkendes Geſetz zu ſeyn (wenigſtens in der ſichtbaren Welt der Formen und in der unſichtbaren des menſchlichen Geiſtes) aus der größten Mannigfaltigkeit des Einzelnen durch Harmonie in der Einheit alle Geſtalten zu bilden. — Das Univerſum ſelbſt iſt endlich in ſeiner allgemeinſten Anſicht nichts Anderes, als das in der Einheit vollendete Ganze der verſchiednen Individuen, Arten, Gattungen und der Erſcheinungen insgeſammt. Die nothwendige Individualität alſo, welche in dieſer Betrachtung als etwas Allgemeines erſcheint, nicht berückſichtigen, ſie bei der Bildung in dem Ganzen ſich verlieren laſſen, heißt gegen die Abſicht und Idee der höheren Weltordnung ſich auflehnen, heißt der vorbildenden Natur nicht folgen, heißt gegen die eigene Natur freveln. *)

*) Kant Anthropol. S. 326. Schwarz a. a. O. §. 44 ff. Graſer a. a. O. §. 52 ff. beſonders §. 55. Cicero, Brutus, c. 56. De oratore lib. III. c. 9. Pope, Es-

„Folge deiner Natur“ war die Antwort, die einſt das Orakel dem weiſen Cicero ertheilte, als er anfragte, welche Bahn der Bildung er beſonders betreten ſollte. Der kluge Mann verſtand die Antwort und hat es durch die Wahl ſeines Faches und Berufes bewieſen. Ohne dieſe vorhergehende Prüfung ſeiner individuellen Anlage und Neigung, ohne Abwägung ſeiner hervorſtechenden Kraft würde er vielleicht etwas Anderes ergriffen haben, und es ließe ſich zweifeln, ob er dann zu ſeinem und des Ganzen Beſten das geworden wäre, was er dafür ward dadurch, daß er ſeine Individualität ſo richtig erfaßte. So ſollte Jeder, der ſein eignes Seyn begründen will, oder Jeder, der an Andern während ihrer Unmündigkeit die Bildung beſorgt, irgend ein Orakel, wenn auch nicht das Delphiſche, berathend fragen, welchen Weg unter den tauſend Wegen er wohl am beſten wählen möchte, um in der angemeſſenſten Form in das Ganze zu paſſen, zu deſſen Wohle und zu ſeinem eigenen. So eine Götterſtimme trägt Jeder in ſich ſelbſt; die befrage er, bevor er ſich oder Andere zu bilden unternimmt. Freilich iſt hier die Antwort nicht ſo promt, ſondern die Stimme will aufmerkſam erhorcht werden. Eine oft wiederholte Beobachtung der Hauptneigungen, eine ſorgfältige Prüfung derjenigen Anlagen und Fähigkeiten, die hervorſtechend ſich ankündigen, wird endlich Aufſchluß geben. Geſchähe dieſes, ſo weit es geſchehen kann — denn auch hier läßt ſich für die Praxis unmöglich Alles ſo genau beſtimmen und abmeſſen — ſo dürfte die menſchliche Geſellſchaft überhaupt und jedes Individuum insbeſondere oft beſſeres Gedeihen haben, als die Wirklichkeit

say etc. Faſt in der ganzen vortrefflichen Abhandlung iſt dieſe Idee vorherrſchend berückſichtiget.

häufig zeigt. Da würde es weniger verbogene Charaktere geben, die nie mit Energie für ſich und Andere wirken können; da würden mehr reelle Männer in manchen Fächern arbeiten und mit Nutzen thätig ſeyn, ſtatt daß im entgegengeſetzten Falle ſo Viele bloß Figuren ſind, die, wenn ſie glücklicherweiſe nichts Aergeres thun, doch meiſtens nur figuriren. Kurz dann hätten wir der Cicero in jeder Hinſicht eine größere Zahl, die, wie jener unter den Römern, unter allen Nationen und in allen Ständen manches Gute mehr befördern würden. Daß inzwiſchen gar häufig gegen dieſe Forderung gefehlt wird, zeigt die Erfahrung. Wenn gleich der Geiſt der Zeit das Gute neben ſo vielem andern herbeiführte, daß jetzt ſeltener, wie ehemals, dem jungen Candidaten der Menſchheit ſchon in der Wiege dieſe und jene Lage vorher beſtimmt wird, die ihm dann zugleich einen Strick um ſein ganzes Leben wirft; ſo gibt es doch noch ſo Manche, welche den warnenden Genius ihrer Natur nicht anhören und ihm nicht folgen, ſondern gegen ſeine freundſchaftliche Führung einen für ſie nicht gangbaren Pfad betreten. Jedes Verhältniß, jedes Amt und jeder Stand weiſet nicht etwa bloße Ausnahmen — die es ewig geben wird, ſo lange es allgemeine Regeln gibt — ſondern ganz gewöhnliche Erſcheinungen ſolcher Verirrten oder Widerſpenſtigen gegen ihre Natur auf. Wer hätte wohl nicht täglich Gelegenheit, dergleichen Thoren, Gecke, Sünder oder arme Verführte und Verleitete zu ſehen, die gegen die Eigenthümlichkeit ihres Weſens gebildet wurden, ohne Beachtung ihrer Individualität. Würden wir wohl ſo viele ungeſchickte Künſtler, ſo viele verſchrobene Dichter, ſo viele aufgedunſene, leere Weiſen haben; würde Kirche und Staat ſo manchen unnützen Diener ihrer Intereſſen zählen und ſchwer beſolden; würden Katheder und Kanzel ſo häufig nur Ignoranten und eitle Schreier zeigen; würde es

endlich ſo viele weibiſche Männer und männliche Weiber geben — wenn überall die Stimme des jedesmaligen Genius oder Dämons befragt, vernommen und befolgt würde? Aber da ſoll der zur Mechanik Geborne ein Philoſoph oder Dichter werden; der Dumme ein Gelehrter; das Genie muß dagegen nicht ſelten einem feſſelbeladenen, trocknen Amte oder Geſchäfte ſich fügen trotz allem Sträuben und Auflehnen. Da jagt man den Lebhaften in übertriebene Schranken, und er wird, wie natürlich, ein Menſchenhaſſer oder Heuchler, der ein Menſchenfreund und Biedermann hätte werden können, wenn man ſein Naturell reſpektirt hätte; hier will man den Muth, den edlen Zorn ganz und gar mit tyranniſchem Selbſtdünkel niederbeugen, und es entſteht ein eigenſinniger Stumpfkopf oder ein hinterliſtiger Böſewicht, wo ein energiſcher Held oder ein freimüthiger Vertheidiger der Gerechtigkeit ſich entwickeln konnte. Dort wird ein zartes, unſchuldiges Gefühl grauſam unterdrückt, eine ziehende Neigung, die richtig geleitet, zum Wohle gedient hätte, unnatürlich eingekerkert oder niedergehalten — und man ſieht da einen finſter umherſchleichenden, Alles bekritelnden Rigoriſten oder einen gefühlloſen Unmenſchen, wo ein Xenophon oder Fenelon bei anderer Behandlung hätte werden können. Was Wunder aber, daß ſolche Unnatürlichkeiten ſolche Folgen bringen? was Wunder, daß noch ſtets ſo viele verunglückte Diener Gottes und des Volkes in allerlei Gewändern und Kleidern umhergehn, womit ſie aber dennoch die Monſtroſitäten und Abnormitäten ihrer verkehrten Bildung, die ſie ſich ſelbſt, oder die Andere ihnen gaben, nicht genugſam dem ſchärferſehenden Auge verhüllen können? Sehr treffend und wahr wird man demnach ein ſolches Freveln gegen die Individualität, als ein Widerſtreben gegen die Idee der Gottheit in Abſicht auf unſere Natur, mit dem weiſen Cicero ein Verbrechen und

eine Sünde nennen, welche die Rieſen begingen, indem ſie den Himmel ſtürmten.

Aus dieſen Bemerkungen und Gründen wird jetzt mit ziemlicher Sicherheit ſich das erſte Reſultat aus dem zweiten Theile des allgemeinen Grundſatzes ziehen laſſen, nämlich:

Die Bildung werde, ſo viel es nur immer die Verhältniſſe und die Harmonie in Abſicht auf das Ganze erlauben, vorgenommen mit Beachtung der Individualität.

Dieſe Individualität aber vereinigt in ſich, wenn wir das Allgemeine auch hier wiederum, wie es in einer allgemeinen Bildungslehre geſchehen muß, einzig auffaſſen, zwei Hauptrückſichten, wovon die eine an ſich und unmittelbar in der Natur gegründet iſt, die andere aber gleichſam nur mittelbar. Dieſe beiden Hauptzweige der Individualität, welche nothwendig berückſichtiget werden müſſen, ſind nun folgende:

a) Individualität des Geſchlechts,
b) Individualität des Berufs.

Das ſo eben deducirte Reſultat erzeugt demnach zwei Unter-Reſultate, wie eine nähere Auseinanderſetzung und Entwickelung ſogleich beweiſen wird.

a) Individualität des Geſchlechts.

Betrachten wir das ganze menſchliche Geſchlecht überhaupt und im Beſondern, ſo begegnen wir unter den unzählbaren Verſchiedenheiten im Einzelnen keiner, die ſo auffallend und ſo klar von der Natur zu ganz eigenen Zwecken angedeutet iſt, als diejenige erſcheint, welche die beiden Geſchlechter von einander unterſcheidet. Mann und Weib ſtehen da als Menſchen ſich durchaus ähnlich an Geſtalt und an den Grundeigenſchaften im Allgemeinen. Beide konſtituiren vereinigt die

Gattung, beide bilden zugleich die Menſchheit. Den Hauptzwecken nach herrſcht alſo unter ihnen kein Unterſchied, ſie haben dieſelbe Natur; ſollen folglich dieſe auf gleiche Weiſe veredlen und erhöhen, ſollen der Eine wie der Andere zur Entwickelung echter Humanität durch eine gemäße Bildung gelangen. Eine Menge Verſchiedenheiten aber ſpringen ſogleich hervor, wendet man den Blick von dieſer Allgemeinheit mehr zu dem Beſondern hin. Da trifft man andere Zwecke auf jeder Seite an; für dieſe Zwecke zeigen ſich andere Anlagen und Eigenſchaften als eben ſo viele eigne Mittel.

Die größte und auffallendſte Verſchiedenheit aber in geiſtiger, wie in körperlicher Hinſicht bewirkt das Maß der Kraft. Der Mann gewinnt hier, als begünſtigter Theil, ein merkliches Uebergewicht über das Weib. Sein Leib ragt vor dem ihrigen in der Regel an Größe hervor, ſo wie an Stärke. Der Bau des Mannes iſt kräftiger, der des Weibes trägt das Gepräge der Zartheit und Schwäche; die Organiſation iſt dort gröber, auffallender, hier feiner und ſanft verſchmolzen; dort einfacher und impoſanter, hier künſtlicher und zierlicher. Daher trägt der Mann in ſich, wenn gleich nicht durchaus andere, doch wenigſtens dem Grade und dem Verhältniſſe nach verſchiedene Gefühle und andere Empfindungen, als die ſind, welche die weibliche Sinnlichkeit erzeugt. Daher bei beiden oft andere oder verſchiedene Bedürfniſſe und Neigungen, andere Wünſche, andere Beſtrebungen.

Gleiche Unähnlichkeiten zeigt auf jeder Seite die geiſtige Welt, und die Verhältniſſe ſind hier nicht minder abſtechend. Der Geiſt des Mannes erfaßt immer das Hohe, Schwere, das Kühne, indeß die weibliche Seele das Niedere, Leichte und das Nähere ſich lieber befreundet. Jener dringt in des Wiſſens unendliche

Tiefen, dieſe hängt an der gefälligern Oberfläche; jener vergißt Erde und Irdiſches und eilt zu dem hinauf, was eine Welt des Ueberſinnlichen in ſich birgt, dieſe flicht der Wirklichkeit lebendige Erſcheinungen in einen Kranz für Herz und Verſtand. Jener will den ewigen Urquell erkennen, das Göttliche, das Unbegreifliche begreifen; dieſe faßt beſcheiden des Glaubens leitende Hand und fühlt, was ſie nicht begreifen kann. Der Mann ſieht mehr die Weite vor ſich, ſtrebt lieber in die Unendlichkeit hinaus; des Weibes ſinniges Gemüth öffnet ſich der nahen Umgebung und übt in dieſer ihre ruhigere Thätigkeit. Wenn jener auf der ſchwindelnden Höhe ſeiner Plane und Spekulationen keinen ſichern Punkt der Haltung finden kann, ſteigt ſie an der Erfahrung feſtſtehender Leiter mit ſicherm Schritte langſam weiter und weiter. Der Mann eilt der Gegenwart ewig voraus, wandelt in der Zukunft unbekannten Regionen und ſucht dort den Ort der Ruhe für ſeinen ſtrebenden Flug; das Weib knüpft ſtill und beſcheiden die Vergangenheit an die Gegenwart an, reihet bittere Erinnerungen an die Freuden der Wirklichkeit und die Wonne entflohener Tage an die Schmerzen der jetzigen — und eine ſanfte Thräne der Wehmuth weihet den Kranz zur Unverwelklichkeit ein. Feſt ſteht des Mannes Muth, wenn des Schickſals Woge ihn gewaltig in ihren Strudel reißt, ſchlaff ſinkt er nieder, wenn minder ſtürmiſch ihn des Ungemachs kleinere Wellen treffen; das Weib erliegt im Kampfe mit dem Uebergroßen, iſt aber unbeſiegbar, wenn ſtille, lange Leiden ihre Duldſamkeit auf ſchwere Proben ſetzen. Jener vergißt ſich ſelbſt in der Leidenſchaften ungeſtümen Drange; dieſes folgt ihnen bedächtiger und leiſeren Schritts. Selten ſchimmert im Auge des Mannes der zartern Empfindung Zähre, während des Gefühls größere Kraft in des Weibes Blicke bei eignem und bei

fremdem Uebel in Thränen ſanft ſich auflöſet. Selten hängt ſich jener mit ganzer Seele an einen Gegenſtand allein; dieſes umfaßt Alles mit der Liebe unbezwinglicher Gewalt, und nicht leicht ſinken ſeine Arme nieder, wenn ſie einmal feſt das erwünſchte Gut umſchlangen.

So ſehen wir Mann und Weib durch mannigfaltige Verſchiedenheiten von einander gleichſam getrennt. Und doch ſoll durch eben dieſe Unähnlichkeiten die höchſte, innigſte Vereinigung möglich werden. Das Kräftige ſoll ſich mit dem Schwächeren verbinden, damit jenes in dieſem ſich mildere, dieſes durch jenes ſich hebe und befeſtige. Aus dieſer engen Verbindung ſoll die Erhaltung der Gattung und unberechbare andere Vortheile für die ganze Beſtimmung des Menſchen hervorgehen. Die Hauptzwecke unſerer Natur ſollen durch dieſe Eigenthümlichkeiten beider Geſchlechter wie Harmonie durch Disharmonie mehr befördert werden. Glückſeligkeit und Liebe zur Wahrheit im Bunde mit der Tugend finden in dieſer Vereinigung und Befreundung der Verſchiedenheiten Nahrung, Wärme und größeres Gedeihen. Dieſe Abweichungen nicht achten, dieſe Individualität des Geſchlechts, die ſo nützliche Zwecke umfaßt, in der Bildung nicht beſonders berückſichtigen wollen, indem man das Weib von ſeiner Weiblichkeit ableitet und zu allerlei Dingen hinzerret und hinbiegt, die ſeinem Weſen und ſeiner eigenen Beſtimmung zuwider ſind oder ihr nicht frommen, dem Manne auf der andern Seite ſeine Männlichkeit verringert und ihn zur ſchlaffen Schwäche und Weichheit verzieht, auf andere Geſchäfte unnatürlich ihn aufmerkſam macht, als ſolche, welche den beſondern Zwecken ſeiner Natur gemäß ſind; ſolches Verfahren iſt ein wichtiger Fehlgriff in dem Bildungswerke und muß früher oder ſpäter allerlei Gebrechen und Mängel nach ſich ziehen; mag nun eine

fremde Hand an fremden Menſchen, oder mag ihn die eigene an eigener Perſon aus Unverſtand oder Frevel begehen. Aus dieſer kurzen Betrachtung wird ſich nun der Schluß ſchon ziehen laſſen:

Man berückſichtige bei der Bildung beſonders die Individualität der Geſchlechter, oder

1) bei der Erziehung in den Jahren der Unmündigkeit (noch nicht erlangten moraliſchen Reife) ſo wie bei eigener Fortbildung in den Jahren der Reife ſey der fremde, wie der eigne Menſchenbildner darauf ſtets bedacht, die beſondern Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten, welche Mann und Weib zu beſtimmten Zwekken unterſcheiden, ſo viel es thunlich iſt, dieſen Zwecken gemäß zu erhalten, zu veredeln und zu erhöhen.

2) Man ſuche ſorgfältig Alles zu vermeiden, wodurch eigenmächtig und gewaltſam die beiden Geſchlechter ihrem individuellen Charakter ſich entfremden und Eines in die Sphäre des Andern hinübergezogen wird.*)

b) Individualität des Berufs.

Der Menſch iſt durch ſeine Natur theils unmittelbar, theils mittelbar zum geſellſchaftlichen Leben beſtimmt. Unmittelbar durch den angebornen Trieb der Geſelligkeit, mittelbar durch die Hauptzwecke ſeiner Exiſtenz, als welche ohne dieſe Bedingung nicht in der höchſtmöglichen Vollkommenheit realiſirt werden können. Aus dieſer Verbindung durch das Zuſammenſeyn entſtehen nun nothwendig allerlei Verhält-

*) Daß es immer weibiſche Sardanapale und männliche Semiramis in jeder Hinſicht geben wird, ſo wie es ſolche ſtets gegeben hat, iſt wohl nicht zu leugnen. Allein das ſind Ausnahmen, und mögen da mit Recht als ſolche gelten, wo die individuelle Anlage ſchon ſie dazu ſtempelte.

niſſe, welche ohne ſie im Einzelleben nicht vorhanden ſeyn würden; aus dieſen Verhältniſſen kommen wiederum allerlei beſondere Rückſichten in Abſicht auf das Benehmen, allerlei Einſchränkungen der ungebundenen Freithätigkeit für die Möglichkeit eines ſolchen vereinigten Daſeyns hervor. Alles dieſes zuſammengenommen und wie in einer Geſtalt oder einem Körper betrachtet, wird den Staat darſtellen, als welcher in jeder Geſellſchaft eines längern Zuſammenlebens, ſey es auch nur die des häuslichen, wie im Embryo vorhanden iſt. *)

Unter Beruf, (vocatio) verſtehe ich nun diejenige Individualität, welche aus der Summe der beſondern Anlagen, Kräfte, Fähigkeiten, Verrichtungen und Neigungen eines jeden Einzelnen in der Vergleichung oder Beziehung auf die aus dem geſellſchaftlichen Vereine, oder dem Leben im Staate, nothwendig entſpringenden Verhältniſſe und Einſchränkungen (in ſo fern die Hauptzwecke des Ganzen und die eines jeden Individuums auf dieſe Art mehr und ſicherer gefördert werden) hervorgehen muß — Oder kürzer, die Individualität eines Jeden, als Staatsbürger ihn betrachtet, iſt ſein Beruf. Unter Bildung zum Beruf kann dem zufolge nichts Anderes gedacht werden, als die beſondere Berückſichtigung der genannten Eigenthümlichkeiten eines jeden Einzelnen in der Staatsgeſellſchaft (oder eines jeden Bürgers) während des Bildungswerkes, um auf dieſe Art durch das Individuum, ſo viel an ihm iſt, die Hauptzwecke des ganzen Geſchlechts und vermittelſt dieſes wiederum die des Individuums ſelbſt von der Geburt bis zum Grabe harmoniſch zu befördern. Oder die Beſtim=

*) Die weitere Ausführung dieſer Behauptung ſ. unten im 2ten Buche, K. 2.

mung eines jeden Individuums nach ſeinen beſondern Eigenthümlichkeiten zu irgend einem, dieſen am meiſten entſprechenden, Geſchäfte oder Amte in der Geſellſchaft, und die beſtändige Aufmerkſamkeit, wie die beſondern Anlagen auf die zweckmäßigſte Weiſe vor und während der Führung des jedesmaligen Geſchäftes zum allgemeinen Beſten können geübt und verwendet werden — iſt Bildung zum Beruf.

Aus der Betrachtung des Zuſammenlebens der Menſchen, wozu die Natur, (oder das ſchaffende Urweſen durch die Natur) ſie beſtimmte, muß ſich die Wahrheit der Forderung einer Bildung zum Berufe, nach der aufgeſtellten Idee deſſelben, leicht ergeben. Das geſellſchaftliche Seyn — der Staat — iſt eine große Schule, worin es vielartige Uebungen gibt, durch welche die Kräfte und Fähigkeiten der Schüler entwickelt, geſtärkt, erhöhet und veredelt werden; durch die alſo mittelbar die Beſtimmung der Schüler — hier der Menſchen — deſto mehr realiſirt wird, je fähiger ſie nothwendig werden müſſen, die Zwecke ihres Weſens zu erreichen. Dieſe Vereinigung beſteht alſo eigentlich in einer beſtändigen Wechſelwirkung der Individuen auf einander, in einem ewigen Geben und Empfangen — Eins ſoll die Intereſſen des Andern befriedigen helfen, und die Geſammtheit ſelbſt dadurch mit der Vollendung der Einzelnen zur Vollendung im Ganzen gedeihen. Iſt dieſe Anſicht nicht zu verwerfen, (wie ſie denn nach einer ſtetigen Reflexion über Menſchheit und menſchliches Seyn in der Wirklichkeit wohl nicht verwerflich zu nennen iſt) ſo ergibt ſich weiter, daß Jeder ſeines Theils dahin ſtreben muß, ſo viel Andern zu geben, als er kann und hinwiederum ſo viel von ihnen zu ſeinen Intereſſen anzunehmen, als die Harmonie des Ganzen es

geſtattet. Wie möchte aber dieſes Geben und Empfangen möglich ſeyn, wenn Alle Alles hätten und könnten, oder vielmehr wenn Alle daſſelbe hätten und könnten? wie wäre da ein wechſelſeitiges Unterſtützen, Vermehren, Erhöhen und Veredeln gedenkbar? Alſo nur durch die Individualitäten der Individuen, nur durch die Verſchiedenheiten der Einzelnen kann die eine Vollkommenheit des Ganzen gleichſam aus der Mannigfaltigkeit der Theile ſich darbieten. Somit muß denn auch offenbar werden, daß, ſtatt das Individuelle zu überſehen, es vielmehr ſorgfältig muß beachtet werden, ſtatt Eigenthümlichkeiten zu unterdrücken, ſolche mit aller Gewiſſenhaftigkeit in ihren Rechten und Anſprüchen zu erhalten ſind. Man beherzige immer das non omnia possumus omnes, und es wird um manche Intereſſen der ganzen Menſchheit und menſchlichen Geſellſchaft, wie um die der einzelnen Glieder viel beſſer ausſehn, als es in der Wirklichkeit ungeachtet ſo vieler, unverkennbarer Fortſchritte und Verbeſſerungen dennoch oft ausſieht. Folgte Jeder in der Wahl ſeines Geſchäftes und Amtes, ſo viel ſolches andere nicht zu ändernde Umſtände geſtatten, mehr ſeinem Naturell, ſeiner beſondern Anlage; ſo würden viele Zweige der menſchlichen Exiſtenz friſcher grünen und reichere Früchte tragen.

Hat freilich ſchon die Natur in dem Augenblicke, wo ſie den Menſchen in die Geſellſchaft hinſtellte, ihm einen beſondern Platz der Wirkſamkeit angewieſen, ſo macht doch die Art der ganzen Verbindung es nöthig, daß Jeder außer dieſer urſprünglichen, eigenen Stelle noch eine ſolche übernimmt, welche ihm das Getriebe der Geſchäfte gleichſam poſitiv anweiſet. Wie wenig hierbei oftmals die Verhältniſſe eine freie Wahl nach dem eigenen Genius erlauben, iſt bekannt und unbeſtreitbar. Allein in der Regel iſt doch ziemliche Willkür

da, und dann iſt es nothwendig, ſeine Individualität zu fragen, und, wenn ſie für irgend ein Fach entſcheidet, nun ſie ſelbſt dafür zu erziehen, zu üben, zu veredlen. Sollten aber, wie geſagt, dringende Umſtände es nicht immer geſtatten, ſeiner Natur zu folgen, ſo wird es doch ewig und ſicher der Freiheit eines Jeden überlaſſen bleiben, gute Miene zum üblen Spiele zu machen, und ſo viel für das aufgedrungene Geſchäft noch in ſeiner Individualität zu Gunſten redet, ſolches genau zu beachten, es beſonders hervorzuziehn und ſo zu lenken und zu bilden, daß immer noch größerer Vortheil daher entſteht, als ohne dieſes Bemühen der Fall ſeyn würde. Und endlich darf es nicht überſehen werden, daß wenigſtens ein Theil der Individualität — ja der Haupttheil — in Betreff der Bildung unſerer freien Berückſichtigung anheim geſtellt bleibt. Dieſes iſt der eigentlich individuelle Charakter, oder, wie kurz zuvor bemerkt worden, diejenige Eigenthümlichkeit womit die Natur, abgeſehn von poſitiven Geſchäften und Aemtern, Jeden beſchenkte und ihm im Ganzen eine eigene Stelle anwies. Ihn zu retten aus dem Allgemeinen und als ein großes Heiligthum zu bewahren, ſteht in unſerer Macht. Daran kann uns kein Amt, das uns nicht zuſagt, kein Geſchäft, das für unſer Naturell nicht paſſen will, jemals ſo ganz und gar verhindern. Dieſen eigenthümlichen Charakter, welcher uns vor andern Menſchen auszeichnet, kann man alſo auch in ſo fern auf den Beruf im Allgemeinen beziehen, als er theils von der Natur uns zur vielfältigern Geſtaltung des Geſammtlebens gegeben iſt, theils auch, in ſo fern jeder Stand, jeder Beruf in der Geſellſchaft durch ihn gewinnen muß, ſelbſt wenn unſere Individualität wohl beſſer eine andere Verwendung und Wirkſamkeit der Kräfte erheiſcht hätte. Bei dieſer Erhaltung des eigenthümlichen Cha-

rakters wird Jeder auch in der für ihn nicht angemeſſenen Lage oder Thätigkeit doch noch immer vortheilhaft zur Mannigfaltigkeit hinwirken und Andern von ſeinem Gute mittheilen können.

Wie ſehr endlich auch in dieſer Hinſicht die ganze Natur dem Menſchen durch ihr Beiſpiel als Muſter vorleuchte, erweiſet ſich augenſcheinlich Jedem, der ihre Bekanntſchaft ſucht. Höchſte Mannigfaltigkeit bei möglichſter Einheit iſt in der ganzen ſichtbaren Welt das Hauptgeſetz, das überall auch wirklich befolgt wird. Kein Geſchöpf unter den Millionen gleicht völlig dem andern, keine Art, keine Gattung unter der unendlichen Menge verwechſelt ſich mit der andern. Jedes hat von Anbeginn ſeine eigene Richtung, ſein eignes Maß der Kraft. Jedes wird aber auch nach dieſer Eigenthümlichkeit entwickelt und geſtaltet; Keins kann ſo auf das Andere wirken, daß dieſes jenem gänzlich gleichen müßte. Aus dieſer unabſehbaren Mannigfaltigkeit im Einzelnen hebt ſich die harmoniſche Einheit im Ganzen voll erhabener Majeſtät hervor. Da iſt die ſchönſte Uebereinſtimmung der Glieder zur Bildung der Art, der Arten zur Bildung der Gattungen, der Untergattungen zu der höheren bis zum allgemeinen Baue hinauf. Der Natur, der Meiſterin und Lehrerin, folge alſo der Menſchenbildner auch in dieſer Rückſicht bei ſeinem wichtigen Geſchäfte. Er erforſche die Eigenthümlichkeiten bei ſich und bei denen, welche ihm zur Erziehung vertrauet wurden. Dieſe Eigenthümlichkeiten ſuche er für den jedesmaligen Beruf in dem allgemeinen Staatenleben ſo zu bewahren, zu veredlen und zu vereinigen, daß er durch ſie zu einem beſondern Charakter erſtarke, der ihn in den Stand ſetze, Andern, ſo viel möglich, von dem Seinigen zu geben und ſo mit ſeinem Berufe als Glied der ganzen Menſchengeſellſchaft am beſten zu genügen.

Dieſem gemäß läßt ſich nun aus dem erſten Reſultate des zweiten Theils des oberſten Grundſatzes das zweite Unter-Reſultat ziehen, nämlich:

Man berückſichtige bei der Bildung auch beſonders die Individualität des Berufs, oder

1) Der Menſchenbildner behandle bei der Entwickelung und Veredlung der menſchlichen Natur überhaupt (als fremder oder eigener Erzieher) die beſondern, eigenthümlichen Anlagen, Neigungen und Kräfte auf ſolche Weiſe, daß ein, dem Individuum gemäßer, Charakter entſtehe und erhalten werde, wodurch daſſelbe fähig wird, nach ſeinen beſondern Eigenſchaften die Zwecke des ganzen geſellſchaftlichen Vereins, ſo wie ſeine eigenen, zu befördern oder ſeinem Berufe im Staate am gemäßeſten zu exiſtiren.

2) Der Menſchenbildner trachte Alles das zu vermeiden, was die Eigenthümlichkeit in ihrer freien Entwickelung und Erhöhung ſtören oder gar unterdrücken könnte, und wodurch ſomit der individuelle Charakter geraubt und gegen das große Geſetz der Mannigfaltigkeit in der Einheit, alſo gegen höhere Idee der göttlichen Weisheit in unſerer Natur, geſündiget würde. *)

*) Bildung zum Berufe iſt nicht Eins mit der Bildung zum Bürger, welche man in vielen Erziehſchriften findet. Denn der Menſch ſoll, indem er zum Berufe ſeine Individualität bildet, ſich nicht erſt zum Bürger vorbereiten; ſondern er iſt dieſes von der Wiege an, in ſo fern er nur durch die menſchliche Geſellſchaft überhaupt zweckmäßig gebildet werden kann — in ſo fern er Menſch iſt. Als ſolcher ſoll er ſich nicht zum Staate bilden, ſondern dieſer ſoll ihn, als ſeinen Bürger, bilden wie Mittel zu ſeinen Zwecken. In dem Berufe wird die Individualität nicht beſonders beachtet darum, daß der Menſch einſt die

Viertes Kapitel.

Ein Erforderniß für die Bildung iſt die Allſeitigkeit in in- und extenſiver Hinſicht.

Die Teleologie hat zu zeigen verſucht, daß es in der Natur des Menſchen drei Hauptzwecke gibt, deren Realiſirung in ſteter Progreſſion die Beſtimmung des Menſchen in ſeinem ganzen Daſeyn ausmacht. Es wurde ferner angedeutet, daß uns eine reiche Ausſtattung an Kräften, Anlagen und Fähigkeiten geworden ſey, wodurch jene verſchiedenen Ziele in harmoniſchem Streben immer mehr und mehr erreicht werden können; daß aus dieſen Kräften und Anlagen ſelbſt außer jenen Hauptintereſſen allerlei Nebenintereſſen hervorgehen; endlich iſt weiter bewieſen, daß ſowohl die eigentlichen Hauptzwecke unſeres Weſens, als auch die untergeordneten durch eine angemeſſene Bildung unſerer

---

Staatsverbindung zuſammenhalten helfe, oder damit er als wirklicher Bürger durch dieſe Bildung der Individualität die Zwecke des Staates befördere, ſondern damit er im Staate (als nothwendigen Elemente der Bildung) die Zwecke der Menſchheit, ſo wie ſeine eigenen deſto angemeſſener der höheren Weltordnung realiſire durch einen beſondern Charakter. Der Bürger muß alſo ſchon da ſeyn, wenn die Individualität des Berufs ſich bilden ſoll, weil dieſe ſich nur in der Geſellſchaft (Staate) bilden kann. Daraus ergibt ſich, daß von einer Bildung oder Erziehung zum Bürger gar nicht die Rede ſeyn kann, indem der Bürger bloß Mittel iſt, wodurch der Menſch veredelt wird. Eben das gilt von der Erziehung zur Brauchbarkeit. (S. Villaume im Reviſionswerke, Thl. 3. S. 435 ff. J. H. G. Heuſinger in Niethammers phil. Journale 1795, 31ſtes Hft. S. 210 ff. Mehr unten im 2ten Buche, Kap. 2. über den Staat.)

Natur durch uns ſelbſt allein verwirklicht und erreicht werden können. Was früherhin aus einander geſetzt, hier kurz wiederholt iſt, läßt ſich durch Beobachtung unſerer ſelbſt und durch Aufmerkſamkeit auf unſer Weſen täglich mehr erfahren und deutlicher erkennen. Daraus folgt demnach, daß zur Vervollkommnung unſerer Natur, (in deren höchſtmöglichen Grade unſere Beſtimmung ſich ausſpricht) ohne Zweifel gehört, daß Alles, was hierzu beitragen kann, in der Bildung, als welche dieſe Vollendung eigentlich herbeiführt, muß berückſichtiget und behandelt werden. Alle Keime zur Vortrefflichkeit müſſen gefördert, alle Kräfte und Fähigkeiten entwickelt und veredelt werden, ſobald ſie ſich als wirkſam ankündigen und ihr Leben verrathen. Als verſchiedene, größere und kleinere Zweige und Aeſte eines herrlichen Baumes muß die ziehende Hand des Gärtners ſie insgeſammt pflegen, ihnen freies Streben nach außen und ungeſtörtes Wachsthum neben einander bewirken, ſo daß ſie in eine ſchöne, blühende Krone auf dem kräftigen Stamme verwachſen und ungehindert die gehofften Früchte in reizender Fülle tragen.

Die Kräfte und Anlagen des Menſchen können aber, wie dort die Zweige des Baumes, in zweifacher Hinſicht an höherer Veredlung gewinnen. Einmal ſind ſie ſelbſt an ſich ſo geeignet, daß ſie durch gehörige Pflege und Entwickelung in Betreff des inneren Gehaltes, wenn gleich nicht eigentlich zu nehmen, dennoch lebendiger und freier ihr Daſeyn behaupten können, oder daß ſie im Gefühle und Bewußtſeyn ſich deutlicher bemerken laſſen; daß ſie ein regſameres Bewegen, friſcheres Wirken und Streben verrathen. Auf einer andern Seite aber ſind dieſe Anlagen empfänglich für allerlei Uebungen, die ihnen von außen her kommen, für die vielfältigſten Bereicherungen, die ihnen aus der umgebenden Welt zufließen. Ihre Beſtrebun-

gen umfaſſen Alles, was in ihren Kreis gelangt, nehmen Alles begierig auf, was ihnen zuträglich oder angemeſſen ſeyn kann. Dadurch werden ſie nun nicht allein geſtärkt, ſondern wirklich erhöhet und mit ihnen oder durch ſie die ganze Natur, zu der ſie gehören, in Abſicht auf ihre Zwecke vervollkommnet und veredelt. Dieſe kann demnach auf zweifache Art intenſiv und extenſiv gebildet werden, und dieſe zweifache Rückſicht bleibt immer gewiſſermaßen geſondert, oder kann wenigſtens als geſondert zum Behuf der Lehre mit Vortheil gedacht werden, obgleich die intenſive Veredlung allererſt durch die der Extenſion d. h. in der Erfahrung möglich gemacht oder angeregt wird und obgleich beide — Intenſion und Extenſion — nur Eins formiren und wechſelsweiſe durch einander gefördert werden.

Es iſt demnach ein wichtiges Erforderniß bei der Bildung des Menſchen, auf alle Anlagen und Fähigkeiten unſerer Natur ſo Rückſicht zu nehmen, daß ſie bei der Ankündigung ihrer Intereſſen insgeſammt nicht nur nicht überhört, ſondern daß ſie beachtet, entwickelt, hier- und dahin geleitet, daß ferner alle Erfahrungen und Veranlaſſungen in der Außenwelt bemerkt, ſo viel thunlich, benutzt werden, und daß auf dieſe Art das ganze Weſen des Menſchen in der hierdurch geförderten Realiſirung der Haupt- und Nebenzwecke zur höheren Vollkommenheit gedeihe und ſeiner Beſtimmung näher komme.

Es entgeht mir nicht, und wird Keinem, der ſich und Andere beobachtet, entgehen, wie ſchwer dieſer Forderung in ihrem Umfange zu genügen iſt. Denn wie viele Beſtrebungen liegen nicht in unſerer Natur; und wie beſchwerlich, ja faſt unmöglich iſt es, alle Intereſſen gehörig zu ſondern und zu berückſichtigen? — Allein was niemals gänzlich gelingen kann oder auf

einmal, kann das darum nicht immer mehr und mehr und allmählig von ſtatten gehen? Mag es alſo zugegeben werden, daß es in der Wirklichkeit ſchwer zu Stande zu bringen iſt, keine Kraft ungebildet zu laſſen; ſo iſt doch gewiß nicht zu verkennen und kann der Einrichtung und den Zwecken unſerer Natur nach nicht geleugnet werden, daß die vielfache Anlage vielfach und vielſeitig nach der vielſeitigen Erfahrungsmöglichkeit muß gebildet werden. Alles was wir als Ausſtattung erhielten, hat meiſtens zugleich die Empfänglichkeit bei ſich für Vermehrung oder Veredlung, trägt in ſich meiſtens die Fähigkeit, durch eigene freie Thätigkeit des Subjekts ſelbſt erhöhet und mehr in das Leben hineingezogen zu werden — enthüllt alſo auch den gerechteſten Anſpruch auf dieſe Erhöhung und Veredlung, indem nichts zwecklos uns zugetheilt gedacht werden kann und darf. Der ſubjektiven Anlage und Perfektibilität entſpricht aber auch eine objektive Möglichkeit der Befriedigung ihrer Anſprüche. Die Außenwelt iſt überall und zu jeder Zeit ein Üebungsplatz, auf dem die innere Ausſtattung Gelegenheiten und Stoff zu ihrer Entwickelung, Anbauung und Bereicherung antreffen kann. Es ruht in uns kein Talent, das nicht Beſchäftigung in dem großen All fände; es wirkt und regt ſich in uns kein Beſtreben, es erwacht kein Intereſſe, das nicht auf irgend eine Art, mehr oder weniger, dort Gegenſtände treffen ſollte, an denen es ſeine Kraft äußern, wodurch es ſeiner Vervollkommnung und Bildſamkeit genügen möchte. In uns lebt endlich die Vernunft, die Denkkraft, welche Alles, was die Sinne aus der fremden Region durch den Organismus der innern zuführen, verarbeiten, veredeln, in Eigenthum verwandeln und welche dann auf dieſem Allen als einem ſichern Grunde ſelbſt höher hinaufſteigen und ſich weiter ausdehnen und verbreiten

kann. Sollte alſo dieſes ewig rege Wechſelleben der beiden Welten, wodurch des Menſchen Natur zu immer größerer Vollkommenheit und Vollendung gelangt, nicht nach allen möglichen Richtungen hin befördert und unterhalten werden müſſen? ſollte der Menſchenbildner nicht ſorgfältig darauf bedacht ſeyn, jeden Vortheil zu gewahren, der eine innere Kraft erheben, ein zugetheiltes Talent erhöhen und überhaupt die Summe der Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend vermehren helfen kann? Oder regt ſich's umſonſt ſo tauſendfach in uns? ſollen etwa herrliche Kräfte erwachen, um unthätig wieder einzuſchlummern; ſollen der Vortrefflichkeit vielfältige Keime vergebens die umgebende Rinde zu durchbrechen ſtreben, und in ſich gleichſam wieder vergehen, da ſie wuchernd des Lebens Garten mit mancher ſchönen Pflanze ſchmücken könnten, wenn des Pflegers Hand ihnen zu Hülfe kommen wollte? ſollen alle Sterne der innern Welt nur im Nebel des Morgens ihre Strahlen dämmernd brechen, dann wieder in den chaotiſchen Ocean niedertauchen, ohne daß ſie am heitern Himmel leuchtend ihren Glanz verbreiteten und in den hellen Tag himmliſch herniederblickten? oder ſoll etwa aus den tauſend Sonnen nur eine zur Mittagshöhe ſteigen, die andern insgeſammt in ewiger Nacht ihren matten Schein verlieren? Ich führe das Auge des unbefangenen Sehers eben ſo in die Außenwelt, in das gewaltige All. Sollten hier umſonſt unzählbare Dinge warten, des vernünftigen Erdenbewohners vielfaches Streben auf ſich hinzuziehen? ſpricht vergebens in ihr eine unabſehbare Mannigfaltigkeit mit tauſend Zungen, oder ſoll etwa bloß eine zu des Menſchen Ohr gelangen? prangen darum im unermeßlichen Tempel Millionen Bilder in allerlei Farben, mit allerlei Geſtalten und Ideen, damit derjenige, der ſie hienieden einzig zu ſchauen, zu verſtehen und in ſeine Bruſt aufzu-

nehmen vermag, nur eins oder das andere bemerke, nur in den Vorhallen verweile, niemals im hohen Genuſſe dankbar ſeines Weſens ganze Fülle mehre und erhebe? Blühen darum links und rechts, vor ihm und hinter ihm, auf ſeiner Wallfahrt Wege unzählbare Blumen im verſchiedenſten Spiele einer unendlichen Vielartigkeit, damit er müßig und gefühllos dieſe und jene oft mit geſchmackloſer Wahl breche, da er den reichſten Kranz ſich winden könnte? Gibt ihm ferner die Natur durch ihr raſtloſes, ewiges Schaffen in ewig verſchiedenen Formen nicht als Muſter und Lehrerin das redendſte Beiſpiel, gleich ihr durch eigne Thätigkeit eben ſo vielſeitig ſich zu bilden und zu geſtalten? läßt die Reiche wohl ihren Reichthum, ihn verkennend und nicht beachtend, ungenutzt ruhen; oder herrſcht nicht vielmehr in ihr ein nimmer ruhendes Trachten, dieſen Reichthum zu verwenden und zu benutzen, zu veredlen und zu erhöhen? kriecht ſie im langſamen, einſeitigen Leben bloß im Wurme dahin, oder verkündet ſie ihre Kraft nicht vielmehr überall und immer, im rollenden Donner, der den Sterblichen ſchreckt, wie im wachſenden Halm, der ihm unbemerkt ſich entwickelt; im lebendigen Thiere, das wiederum zeugt, wie im todten Geſtein, das ohne Bewegung ruht? Sollte der Menſch aber, dem die Natur Vorbild iſt, dieſe Anweiſung verachten; ſollte er, der frei mit ihr wetteifern und ſeine Meiſterin übertreffen kann, wie eine Maſchine in einförmigem Kreiſe ſich ſchwerfällig drehen? ſollte er ſeine Kräfte nicht insgeſammt bemerken, nicht üben, nicht gebrauchen und dadurch reicher an Schätzen werden, höher in der Vortrefflichkeit aufſteigen? dürfte er ohne Vermeſſenheit taub und blind alle Aufforderungen dieſer ſeiner Führerin überhören und mit verſtocktem Sinne in einem Schneckenleben ſeine Natur aufhalten und ſie in engen Schranken feiern laſſen? Aber auch hier gibt wiederum

die Erfahrung eine wichtige Beſtätigung demjenigen, was ſchon an ſich und aus ſich einleuchtet. Man nehme ohne Wahl aus der Zahl der Menſchen zwei heraus, von denen der Eine ſeine Natur gleichſam verſchloß oder verſchließen mußte, und der nur dieſes oder jenes Talent in etwa verfeinerte oder übte, dieſe oder jene Anlage kultivirte und erhöhete, dieſe oder jene Kraft veredelte und bildete; der ferner nur die Erfahrung nutzte, die ihm wie mit Gewalt ſich aufdrang, nur dadurch ſeine Welt bereicherte, was etwa jener einſeitig begünſtigten Kraft beſonders entſprach, für den aber alles Uebrige ein todtes Kapital war: von denen dagegen der Andere ſein Geſammtweſen beſſer erfaßte und begriff; ſeine Gaben ihrer Mannigfaltigkeit gemäß mannigfaltiger benutzte und übte, ſeine ganze Ausſtattung in ſchönerem Maße zu neuem Gewinne anlegte; der, ſeine Vortrefflichkeit anerkennend, ſie ſo ausgebreitet zu machen ſtrebte, als ihm ſein Kreis und ſeine Lage erlaubte; der keine Kraft in ſich vergehen ließ, die ihr Daſeyn und ihre Wirkſamkeit verkündete; der endlich ſich überzeugte, daß Alles ihn belehren und veredlen könnte, was die Außenwelt ihm entgegenführte; der es frühe inne wurde, daß durch die äußere Natur ſeine eigene innere vielartig könne entwickelt und geſtaltet werden — man nehme ſolche Zwei und ſtelle ſie vergleichend neben einander, und (wenn ſonſt bei dem letzten die Harmonie, wovon ſogleich die Rede ſeyn wird, nicht verletzt wurde) man wird dieſem ohne Bedenken das Lob der größern Vortrefflichkeit, der erhöhtern Humanität ertheilen. Doch täglich beſtätiget ſich dieſes noch dadurch, daß ſelbſt diejenigen, welche einer vielſeitigern Bildung genießen und vorzüglich dabei ſich ihrer Freithätigkeit bewußt ſind, in dieſem edlen Gefühle ſich erheben; daß ſie ſich, wenn ſonſt Uebereinſtimmung im Ganzen hinzukommt, höher dün-

ken an Werth oder Adel, als diejenigen, die, beſonders durch ihre Schuld, in der Einſeitigkeit feſſeln, ſteifen oder ungelenken Puppen gleich, maſchinenmäßig auf der Bühne des Lebens einhertreten; daß ein edler Stolz ſolche Menſchen beſeelt, der ſtets aus dem Bewußtſeyn höhern Werthes und größerer Kraft hervorgeht. Und in der That, je mehr Fähigkeiten an irgend Jemand vervollkommnet wurden, je mehr Bildung er nach allen Seiten hin in ſein Weſen aufnahm; deſto reicher iſt er wirklich in Abſicht auf ſeine Hauptzwecke ſelbſt. Glückſeligkeit und Wahrheit geſellen ſich lieber zu ihm und befreunden ſich wechſelſeitig inniger; ſelbſt die Tugend wohnt da am meiſten und liebſten, wo der ganze Menſch für ihren Empfang ſich ſchmückte und einrichtete. Daß aber hier wiederum, wie immer, von allſeitiger Bildung nur nach den ſubjektiven Verhältniſſen und jedesmaligen Umſtänden die Rede ſeyn kann, ergibt ſich leicht. Aber auch der Mann hinter dem Pfluge kann ſich vielfältig bilden, wie der Handwerker im Kreiſe ſeines einförmigen Lebens. Es kann einſeitige Bauern und Bürger geben, und gewandtere, mehrfach gebildete; es können aber auch einſeitige Gelehrte, Staatsmänner auf den berühmteſten Akademien und in den glänzendſten Hofzirkeln ſich in großer Zahl finden, ſo wie es reichentwickelte, reichgebildete und vielfältig veredelte gibt.

Daß übrigens gegen dieſe Forderung der Bildung noch häufig gefehlt wird, iſt ohne mein Erinnern dem Menſchenbeobachter bekannt. Noch immer gibt es der Directoren und Erzieher genug, die da wähnen, man müſſe die Natur nicht zu weit ſich verbreiten laſſen; die in der pedantiſch ſich producirenden Einſeitigkeit das höchſte Ziel des Bildens finden und daher, ſo viel an ihnen iſt, zu ihr hinarbeiten. Noch immer ſtehen Inſtitute hier und dort errichtet und werden ſogar aus-

poſaunt, wie wenn in ihnen die Weisheit nur zu finden wäre, die durch nichts ſich ſo ſehr auszeichnen, als durch dieſe Sünde gegen die menſchliche Natur und gegen die Abſicht, welche eine höhere Weltordnung in ihr erreichen will. Noch immer blühen Anſtalten und werden von Vielen als das non plus ultra aller Menſchenbildung angeſtaunt, die doch nichts ſind, als Maſchinerien, welche, nothwendigen Geſetzen lediglich unterworfen, ewig in gleicher Bewegung kreiſen; Anſtalten, welche die Menſchheit vom Morgen bis zum Abend, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr in einer tyranniſchen Ordnung verarbeiten und ſtets gleichförmig behandeln und meiſtern. Vorzüglich war die jüngſte Zeit ſolchem Maſchinenweſen in Frankreich und in Deutſchland günſtig. Trotz der vielen Bewegungen im Schooße des Ganzen; trotz des kühnen Aufſtrebens der menſchlichen Thätigkeit konnten ſolche Gewichte noch häufig dem Aus- und Auffluge der Natur angehängt werden. Was aber in den Tagen der Gegenwart in ſolchen Werkſtätten der Einſeitigkeit von neuem geſchmiedet wird, um das noch Beſtehende zu unterſtützen oder zu vermehren, das wird Jedem die Zeitgeſchichte leider zu laut verkündigen. Und nicht nur in der eigentlichen Erziehung gibt es ſolcher Abweichungen noch die Menge, ſondern auch in der Selbſtbildung. Man ſieht Individuen genug, die, um mich des Vergleichs zu bedienen, den Schildkröten ähnlich, eine harte Schale um ſich her gegen die zu häufigen Ein- und Auswirkungen tragen, aus der ſie hier und da ein Glied übermäßig weit hervorſtecken. Aus Mangel an freier, geſchäftiger Thätigkeit und an Konkurrenz mannigfaltiger Kräfte und Intereſſen ſchleichen ſie deshalb nur äußerſt langſam weiter und führen die Laſt ſich ſelbſt bereiteter Feſſeln. Nicht ſelten tritt indeß hier der leidige Umſtand ein, daß ſolche Schalenträger auch diejenigen, die ihnen

gerade begegnen oder denſelben Weg nehmen müſſen, nöthigen wollen, ſich zu verweilen oder gleich gemach und ſteif in ihrer Geſellſchaft zu verbleiben. Man hüte ſich aber doch ja, wenn man einmal den raſchen, zu ausgebreiteter Vollendung hinſtrebenden Gang genommen hat, von ſolchen Afterbildnern ſich beſchwatzen zu laſſen, mit ihnen in Verbindung zu kriechen. —

Daß hierhin endlich alle diejenigen Vereinigungen, Anſtalten, ſyſtematiſche und nicht ſyſtematiſche Lehren und Schulen gehören, in denen offenbar oder verſteckt das Princip der Einſeitigkeit der Bildung zum Grunde liegt, iſt für ſich klar. Daß aber ferner alle diejenigen mehr oder weniger davon ausgehen, welche unnatürliche Einſchränkungen der Freiheit überhaupt — die dennoch ewig, alles Mißbrauchs ungeachtet, einzig und allein die Erzeugerin und Mutter alles Hohen, Vortrefflichen und der erhabeneren Menſchennatur Angemeſſenen ſeyn wird — gebieten, und insbeſondere auf übermäßige Unterdrückung der Neigungen, des Strebens nach mannigfaltigem Wiſſen, auf ſinnloſe und auffallende nicht aber freie und zugleich vernünftige Trennung von der Welt und (als welche zum Behuf des Sammelns und Konzentrirens des Erworbenen zum ſtetigen, kräftigen Leben oft nothwendig und anzurathen iſt) auf Abtödtung und ewiges Verſagen dringen — dieſes, ſage ich, iſt gleichfalls für ſich einleuchtend und nicht zu verkennen.

Nennen wir nun dieſes Bilden und Entwickeln, das von der Mannigfaltigkeit ausgeht und der Natur in und außer uns gemäß iſt — Allſeitigkeit der Bildung; und haben wir keine Urſache, an der Wahrheit dieſer Forderung zu zweifeln, wie denn, wenn ich mich nicht ſelbſt täuſche, das Vorhergehende, zu dieſem Zwecke Abgehandelte, dieſe Ueberzeugung bei jedem Unbefangenen wird bewirkt haben: ſo kann es endlich ohne

den Schein willkürlicher Beſtimmung meines Bedünkens erlaubt ſeyn, folgendes Reſultat, (oder folgende Regel) als das zweite aus dem zweiten Theile des oberſten Grundſatzes, für die allgemeine Bildungslehre zu ziehn, nämlich:

Die Bildung werde, ſo viel es nur immer die Verhältniſſe und die Harmonie des Ganzen geſtatten, vorgenommen nach der möglichſten Allſeitigkeit in intenſiver und extenſiver Hinſicht. Oder

1) Der Menſchenbildner ſtrebe beſtändig dahin, ſo viel es Individualität, Zeit, Ort, Lage und Umſtände vergönnen, alle oder doch die meiſten und wichtigſten Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten an ſich oder Andern intenſiv, d. h. dem Grade nach, und extenſiv, d. h. der Summe auswärtiger und dadurch veranlaßter, innerer Erfahrungen nach, zur höchſtmöglichen Veredlung zu führen zum Behuf der Realiſirung der Hauptzwecke unſerer Natur, folglich zum Behuf unſerer Beſtimmung ſelbſt.

2) Der Menſchenbildner vermeide ſorgfältig Alles, was zur Einſeitigkeit hinleitet, vorzüglich alles Maſchinenartige, das die freie, ſich ausbreitende Entwickelung hindert; und verfolge vielmehr den Gang, der, ohne die eine Kraft auf Koſten der andern zu ſehr zu begünſtigen, der Natur getreu die Vielartigkeit in der Vollendung befördert. *)

*) Cicero de fin. lib. IV. c. 13, 16.

Fünftes Kapitel.

Ein Erforderniß für die Bildung iſt die Harmonie im Einzelnen und in der Geſammtheit.

Der Menſch iſt ein Ganzes von dem erſten Augenblicke an, wo er ins Daſeyn tritt. Er hat dann ſchon die Zwecke in ſein Weſen aufgenommen, die in ihm, als in einem beſondern Ganzen, ſollen realiſirt werden. Zu dieſen Zwecken und deren Realiſirung empfing er eine reich beſchenkte Natur und ward auf einen Uebungsplatz hingeſtellt, auf dem jede Kraft in ihm Gelegenheit zur Entwickelung finden kann. Seine Beſtimmung führt ihn weiter; er muß ſeine mannigfachen Gaben gebrauchen auf mannigfache Art. Er ſoll ſich als Ganzes nach dem Grundtypus, der in ihm bei ſeinem Eintritte ins Leben ſchon ruht, fort- und hinanbilden zu einem ſchönen Kunſtprodukte. Er muß daher, die Vielartigkeit in ſeinem Weſen erhaltend und vielartig veredelnd, alle Bedingungen zum Schönen an ſich bei ſeiner Bildung erfüllen. Mannigfaltigkeit aber allein kann für ſich noch kein Ganzes ſo geſtalten, daß es ſchön zu nennen iſt. Nur erſt in einer einenden Verknüpfung des Mannigfaltigen, in einer freundſchaftlichen Begegnung der verſchiedenen Kräfte, Beſtrebungen und Intereſſen wird die Schönheit und Vortrefflichkeit des Ganzen, als welche in der zweckmäßigen Geſtaltung der Einheit in der Mannigfaltigkeit allererſt ſich ergeben kann, wirklich entſtehen. Soll alſo Schönheit und Vortrefflichkeit unſerer geſammten Natur in ihrer dermaligen Weſenheit werden — welches doch Zweck aller Bildung iſt -- oder ſollen die Hauptforderungen in uns ohne Widerſtreit befriediget und ſoll in ihrer freundſchaftli-

chen Befriedigung höchſtmögliche Vollendung uns zu Theil werden; ſollen wir zu unſerer wahren Beſtimmung gedeihen: ſo muß dem zufolge ſich noch ein Etwas durchs Ganze verbreiten und erhalten, wodurch, als eine unerläßliche Bedingung dieſe Vollendung ihrem Grundtypus gemäß wirklich werden kann. Dieſes Etwas iſt die Harmonie, welche in Allem, was bisher in gegenwärtiger Schrift über Bildung geſagt worden, ſchon anticipirend als nothwendig immer betrachtet und angenommen iſt; obgleich die ſyſtematiſche Ordnung die nähere Berückſichtigung und Abhandlung derſelben erſt hier verſtattet.

Nicht alle Intereſſen, welche ihr Daſeyn in uns ankündigen, können gleiche Wichtigkeit haben. Das eigene Gefühl, die Reflexion der Vernunft über die Zwecke des Menſchen und deſſen Beſtimmung bewährt dieſe Behauptung. So wie unter den Hauptzwecken an ſich ſchon eine gewiſſe Rangordnung ſtatt findet, die, wenn gleich nicht abſolut, doch relativ dem einen vor dem andern eine gewiſſe Würde zu ertheilen ſcheint, ſo lange man ſie geſondert betrachtet (denn in der Verbindung zum Ganzen, in der allgemeinen Einheit gehört der eine wie der andere zur Weſenheit, hat jeder gleiche Rechte und gleiche Würde, denn jeder muß vorhanden ſeyn, ſoll Humanität kein leeres Wort bleiben) eben ſo iſt unter den einzelnen Kräften und Beſtrebungen ſelbſt ein gewiſſes Verhältniß in Abſicht auf ihre Hinwirkung zur Beſtimmung. Jedes Intereſſe muß alſo nach dem Grade ſeiner Wichtigkeit fürs Ganze beachtet werden. Deswegen ſoll der Menſchenbildner die menſchliche Natur viel und oft betrachten, um das Verhältniß der Hauptzwecke ſelbſt gehörig zu erkennen und darnach den Werth und das Anſehen der einzelnen Kräfte und Beſtrebungen zu beurtheilen. Die Einſicht in dieſes Verhältniß der Haupt-, Mittel- und Nebenzwecke,

oder in das Verhältniß unſerer ganzen Natur wird von ſelbſt dann ziemlich die Art der Behandlung und Berückſichtigung der einzelnen Theile im Vergleich zur Geſammtheit errathen und beſtimmen laſſen. Daß das Sinnliche mehr dem Geiſtigen unterthan iſt, daß in dieſem wiederum ein Zweig vor dem andern einen gewiſſen Vorzug behauptet, worüber Gefühl und Vernunft, und zwar die letzte entſcheidend, zu urtheilen haben, geht aus der Betrachtung unſers Weſens hervor, und iſt vorhin zum Theil ſchon berührt, wird weiter unten aber näher angedeutet werden.

Außer dieſer Beachtung des urſprünglichen Verhältniſſes zeigt ſich die Harmonie bei der Bildung auch darin, daß man die Intereſſen ungeachtet ihrer verſchiedenen Wichtigkeit doch nicht zu ſehr ſpalte und trenne, ſondern ſie immer auf das Eine, auf die Idee des Ganzen, in enger Verbindung zu beziehen ſuche. Man muß das Wichtigere darum nicht wie geſondert von dem minder Wichtigen anſehn; ſondern genau die Abhängigkeit beider unter einander wahrnehmen, ſo wie den Vorſchub, welchen das Kleinere dem Größeren bei gehöriger Verbrüderung leiſten kann, wohl bemerken. Der Bildner muß daher niemals ſelbſt die mit Recht begünſtigte Kraft ſo ſehr erheben, daß die übrigen nur in ihrem Schatten weiter kommen; er muß nie ein Intereſſe ſo weit vor dem andern auszeichnen, daß die Symmetrie geſtört und die Schönheit der Form durch Abnormitäten entſtellt wird. Er muß ferner dahin ſehen, wie die verſchiedenen Zweige ſich ſelbſt berühren, in welcher Fläche zu einander ſie ſtehen. Alles Verwirren iſt vom Uebel, aber alles zu breite Zerſpalten iſt gleichfalls vom Uebel. Es ſoll durch Koncentrirung das Ganze an allgemeiner Lebenskraft gewinnen, ein Zweig ſoll den andern unterſtützen, einer ſanft in den andern ſich verſchlingen, damit üppigeres, vereinteres

Wachsthum in größerer Schönheit ſich erzeuge. Der Menſchenbildner bleibe daher von Zeit zu Zeit ſtehen auf ſeiner Bahn, als wollte er ausruhen; er ſehe von Station zu Station ſich um, werfe den Blick auf den zurückgelegten Weg hinter ſich, um zu erfahren, ob er nicht abgeſchweift ſey, ob er noch auf dem rechten Pfade zum Ziele ſich befinde und nicht in allerlei labyrinthiſchen Gängen ſich verirrt habe. Er wende ſich oft zu einer ruhenden Beſinnung hin, worin das Einzelne neben dem Vielen klar durchſchauet wird. In dieſer ruhenden Beſinnung ſieht er genauer das Verhältniß des Vielartigen, ſieht Jedes an ſeinem rechten Orte. Durch ſie ergibt ſich alſo das Maß der intenſiven Bildung in Abſicht auf Erhöhung der einzelnen Kräfte nach der reſpektiven Wichtigkeit einer jeden für die Hauptzwecke; ſo wie der extenſiven, in Abſicht auf die Bereicherung der Anlagen durch Schätze von der Außenwelt her. Durch alles Dieſes aber ſpricht ſich wiederum die Harmonie aus, welche bei der Bildung, ſo wie bei der Beſtimmung des Menſchen überhaupt, ein nothwendiges Erforderniß iſt, ohne die der Menſch ewig ſich ſelbſt ein Räthſel bleibt, ein Vielartiges ohne Einheit, ein ſchwärmendes Irrlicht ohne Ziel — ein Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ohne das Gefühl des Friedens. Er wird zur Humanität beſtimmt ſeyn und ſie nie recht erſtreben, wenn er ohne Harmonie auf ſeiner Reiſe blindlings dahin eilt. *)

*) Herbart, allg. Pädagogik S. 126. Cicero de fin. lib. IV. c. 13, 14. Ich erinnere noch einmal, daß ich unter Humanität alles menſchliche Streben zu größerer Vollendung in Betreff der genannten drei Hauptzwecke verſtehe, in ſo fern dieſes Streben durch des Menſchen eigene, freie Thätigkeit geleitet wird. S. Einleit. in der Note.

Die allgemeine Natur gibt wiederum ſichtbar das Beiſpiel auch in dieſer Hinſicht. Genau werden alle Kräfte, die für jede Art Weſen, für jeden Zweck und auch in Abſicht auf jedes Individuum urſprünglich vorhanden ſind, nach ihrem Verhältniſſe gebraucht, erweitert oder in Wirkſamkeit geſetzt. In ihr vollendet ſich in der Regel Alles nach dem Geſetze der Harmonie — Die Blume entfaltet ſich nach dieſem Geſetze, und wenn ihre Theile noch ſo vielfach ſind; der hohe Eichbaum wie die niedere Staude wächſt und breitet ſich aus nach dem Verhältniſſe der einzelnen Zweige zum jedesmaligen Ganzen; das Thier von der Milbe bis zum Elephanten gedeihet in ſeiner Exiſtenz bei aller Mannigfaltigkeit in den Gliedern zu der harmoniſchen Form, die für jedes urſprünglich beſtimmt iſt. Dieſe Harmonie alſo in der Natur kann Niemand überſehen und leugnen, es ſey denn, daß er ſich zu dem letzten dadurch berechtiget glaubte, daß allerdings oft Anomalien in ihr angetroffen werden. Allein was hier, ſo wie überhaupt, Zufälligkeiten, ſo zu ſagen, veranlaſſen, das kann nicht als Einwurf dienen, ſo wenig dieſe oder jene Ausnahme irgend eine allgemeine Regel aufheben. Doch ſelbſt dieſe Abweichungen ſind an eine gewiſſe Norm gebunden, auch in ihnen herrſcht in einigem Sinne Uebereinſtimmung. *) Ferner werden ſie ſelten ſo ſehr gegen dieſes Geſetz erfolgen, daß die urſprüngliche Anlage und Beſtimmung ganz und gar verfehlt oder in ihrer Weſenheit zerſtört würde. Dieſer Lehrerin muß demnach der Menſch auch in dieſem Punkte, wie überhaupt, wo er als Bildner handelt, folgen. Körper und Geiſt, Sinnlichkeit und Vernunft

---

*) Blumenbach, Handbuch der Naturgeſchichte S. 15. §. 12. in der Anmerkung.

müſſen in ungeſtörter Harmonie ſich vereinigen zu höherer Vollendung von der erſten Stufe des Lebens an. Wechſelſeitig ſich unterſtützend und nachgebend, ſich fördernd und beſchränkend müſſen alle Intereſſen Hand in Hand geleitet werden. Da darf kein frevelhaftes Zerſpalten des Weſens vorgehn, kein Iſoliren der Zwecke und der ihnen entſprechenden Kräfte ſtatt finden. Rein und ungetrübt muß der Bildner die Idee des geſammten menſchlichen Daſeyns erblicken, muß den Punkt der Einheit genau ins Auge faſſen und darnach, der Natur ſtets getreu, die Vielartigkeit übereinſtimmend begünſtigen.

Daß inzwiſchen die Erfahrung auch in dieſer Hinſicht noch der Irregularitäten ſo manche aufweiſet, davon mag Jeden ein leichter Blick in die Bildungs- und Erziehungswelt überführen. Dort gibt es Syſteme, welche nur in einzelnen Extremen Glück verheißen; hier andere, welche Alles in Allem ohne Ordnung erzwingen und erarbeiten wollen. Dort ſollen Kinder gelehrte Männer werden, ehe ſie noch ihre Kinderwelt mit heitrem Auge betrachteten; hier ſollen ſie als Heilige daſtehen, ehe ſie noch des Geſetzes innere Sprache verſtehen. Dort eilt ein Zelot mit ernſter Miene, nur der ſtrengen Sitte Altäre und Tempel zu errichten, hier ſchwelgt ein Ariſtipp allein in des Genuſſes Schooße. Wiederum zerrt dort der Phantaſt in leeren Kontemplationen den Geiſt zu Dingen hin, die er nicht erkennen kann, die vielleicht nirgend ſind, als in des Schwärmers erträumter Welt; indeß hier ein Freigeiſt nichts von höheren Welten wiſſen will — ſein Erdenrund iſt ſeines Daſeyns Grenze. Wieder gibt es Andere, welche nur in des Wiſſens unergründliches Meer ſich verſenken, die darüber das heilige Geſetz in der Bruſt nicht ſelten überhören; ihren Leib, den Eigenthümer ſo großer Vortrefflichkeit, ohne Pflege und Bildung hinſchwinden laſ-

ſen, die Bande, welche das ganze Geſchlecht umziehn, nicht lieben und nicht achten; dagegen mögen Andere mit Allem, was Geiſt und geiſtig heißt, ſich nicht befaſſen; ſie halten jedes Seyn, außer der Sinnlichkeit und dem Körper, für ein Exulantenleben; ſie wollen die Idee der Gottheit in der Menſchheit ganz und gar nur mit der Hand erfaſſen. Endlich gibt es noch Andere, die wild und athemlos nach Allem ohne Wahl hinrennen, die die ganze Welt in ihr Weſen auf einmal aufnehmen wollen, die jeden Keim in ihrer Natur ohne Maß und Ziel, ohne Rückſicht auf Verhältniß und Ordnung zu einem Rieſenaſte erziehen möchten. Daß aber bei jeder dieſer Arten kein Heil zu erwarten ſteht, muß die Sache ſelbſt beweiſen. Humanität bei der höchſten Schönheit der Form iſt das Ziel des Menſchen; wo aber ſo ſehr, wie in den obigen Fällen, aller Harmonie zum Trotz gebildet wird, da kann dieſe Erſcheinung wohl nimmer in ihrer Reinheit ſich ergeben.

Harmonie in der Bildung beſteht demnach in einem richtigen Bemerken des Verhältniſſes der verſchiedenen Intereſſen, ſo wie der Wichtigkeit der einzelnen Kräfte und Anlagen; in der darnach ſich richtenden Behandlung und Beförderung derſelben, ſo daß Uebereinſtimmung unter den verſchiedenen Beſtrebungen entſteht und durch ſie Einheit in die Mannigfaltigkeit unſerer ganzen Natur in Abſicht auf Haupt- und Nebenzwecke gebracht wird.

Dieſes zuſammengenommen und mit dem verglichen, was in der eben vorangeſchickten Darſtellung als nothwendig für die Bildung, wenn ſie gedeihlich ſeyn ſoll, bewieſen und auseinandergeſetzt iſt, wird das dritte Reſultat erzeugen, wodurch der zweite Theil des Hauptgrundſatzes zugleich erſchöpft wird, nämlich:

Die Bildung werde vorgenommen, ſo viel es thunlich iſt, mit beſtändiger Har-

monie bei der höchſtmöglichen All= oder Vielſeitigkeit.

Dieſes Reſultat löſet ſich wiederum in zwei Regeln auf:

1) Bei dem Streben nach Mannigfaltigkeit in dem Einzelnen unſerer Natur ſuche man alle Verwirrung, alles zuweite Zerſpalten und Entfremden der Intereſſen unter einander ſo wie der ihnen zuſagenden Kräfte zu vermeiden dadurch, daß man von Zeit zu Zeit einer ruhenden Beſinnung ſich ergibt, um in ihr das Verhältniß des Verſchiedenen und die Angemeſſenheit der Ausbildung und Erhöhung eines jeden Einzelnen, in ſo fern man ſchon damit vorgerückt iſt, oder noch vorrücken muß, gehörig zu erſchauen.

2) Man verhüte jede Abnormität, d. h. man begünſtige kein Intereſſe auf Koſten des andern, gebe keiner Kraft einen übermäßigen Vorzug vor den übrigen und vereinzelne das Verſchiedene nicht ſo ſehr, daß dadurch die Einheit in der ganzen Form — dem Kunſtprodukte — ſo wie die Koncentrirung des Geſammtlebens aufgehoben oder gefährdet wird.

Sechſtes Kapitel.

Phyſiſche Bildung oder Bildung zur Glückſeligkeit. Sie umfaßt Diätetik und Gymnaſtik.

C.

Der Menſch werde entwickelt, erzogen und veredelt nach Allem, was in ihm iſt und ſonſt zu ſeinem Weſen gehört

den Zwecken ſeiner Natur gemäß.

Erreichung der Beſtimmung iſt der Grund aller menſchlichen Bildung. Was alſo zu ihr am beſten hinführt, iſt die beſte, oder vielmehr einzig wahre Bildung. Unſere Beſtimmung aber beſteht in einer höchſtmöglichen, fortſchreitenden Annäherung zu immer größerer Vollendung unſerer Natur und dieſe letztere wiederum in der höchſtmöglichen Verwirklichung der Hauptzwecke unſers Daſeyns. Dieſe aber ſind und können keine andere ſeyn, als die oben ſchon zu dieſem Behufe in der Teleologie aus dem menſchlichen Weſen ſelbſt entwickelten drei, nämlich:

a) Glückſeligkeit (phyſiſche Wohlfahrt)
b) Wahrheit (intellectuelle Veredlung)
c) Tugend (ſittliche Veredlung)

Auf dieſe drei großen Intereſſen unſerer Natur alſo muß ſich alle Veredlung beziehn. Was bisher abgehandelt wurde, mußte vorhergehn, damit nun die Hinbildung zu den Zwecken deſto ſicherer und angemeſſener dargeſtellt werden kann, als welche eigentlich den Gegenſtand ſelbſt zu allererſt umfaßt.

a) Glückſeligkeit.

Unter Glückſeligkeit, als einem von den genannten Hauptzwecken der menſchlichen Natur, verſtehe ich, wie ſchon früher bemerkt iſt, das Wohlbefinden des Menſchen in ſeiner ganzen leiblichen und geiſtigen Exiſtenz, in ſo fern ſolches aus der Befriedigung gewiſſer Gefühle hervorgeht. Iſt demnach von einer Bildung zur Glückſeligkeit die Rede, ſo kann darunter nichts Anderes gedacht werden, als theils eine ſolche fortſchreitende Entwickelung, Erhöhung und Veredlung der Gefühle, daß dieſe für eigentlichen Genuß immer empfänglicher werden; theils eine ſolche Richtung und Uebung der Kräfte und jedesmaligen Beſtrebungen, welche dieſen Gefühlen entſprechen, daß

ihnen die möglich größte Summe der Genüſſe, alſo angenehmer Empfindungen, zu Theil werden kann.

Man pflegt den ganzen Umfang der Gefühle auch Sinnlichkeit zu nennen oder hin und wieder das Phyſiſche, im Gegenſatze des mehr Geiſtigen, nicht ſo ſehr auf Empfindung Beruhenden. In dieſer Hinſicht könnte man die Bildung zur Glückſeligkeit auch füglich (in der weiteſten Bedeutung des Wortes)

die äſthetiſche

nennen. Eine ſolche äſthetiſche Bildung darf nun aber nicht bloß von den feinern Gefühlen handeln; nicht Gefühle trennen ſorgfältig von Empfindungen: ſondern ſie muß Alles umſchließen, Körperliches und Geiſtiges, in ſo fern es auf Luſt oder Unluſt, Angenehmes oder Unangenehmes Bezug hat.

Nach dem kurz vorher aufgeſtellten Begriffe der Bildung zur Glückſeligkeit (dem geſammten phyſiſchen Wohlſeyn) geht dieſelbe beſonders auf zwei Stücke. Erſtens ſoll ſie dahin arbeiten, daß unſer ganzes Empfinden, unſer geſammtes Gefühlsvermögen (sensorium) immer mehr empfänglich werde für Genüſſe und für alle Arten der Luſt; (ohne Verletzung der nothwendigen Harmonie in der Humanität) dann ſoll ſie die reſpektiven Kräfte und Beſtrebungen ſo zu üben und zu lenken verſtehen, daß der Menſch durch ſie in den Stand verſetzt werde, der Genußfähigkeit auch wirklich, ſo viel möglich, Genüſſe und Befriedigung zu verſchaffen. Dort iſt alſo bloß die Receptivität zu berückſichtigen, hier aber die Wirkſamkeit zur Befriedigung derſelben. Alles Wohlbefinden oder Uebelbefinden (Luſt oder Unluſt) entſpringt nun aus dem Innewerden der gehemmten oder nicht gehemmten Receptivität und Wirkſamkeit. Je weniger Aufenthalt alſo in jeder Rückſicht, deſto größere Wohl=

fahrt, deſto größere Glückſeligkeit; je mehr Aufenthalt, deſto weniger Wohlfahrt und deſto mehr Unbehaglichkeit und Uebel. Soll mithin die Bildung in dieſem Betreff die rechte ſeyn, ſo muß durch ſie bewirkt werden, daß für unſer Daſeyn ein ſtets glücklicher Fortgang entſteht, und immer wenigere Hinderungen in genannten Rückſichten ſtatt haben — kurz daß das Maß der Glückſeligkeit fortdauernd zunimmt und ſich erweitert.

Begreifen wir die Regeln und Vorſchriften für das Erſte (die Receptivität) unter dem Ausdrucke Diätetik; die für das Zweite (die Wirkſamkeit) unter dem Ausdrucke Gymnaſtik, ſo zerfällt hierdurch die phyſiſche Bildung in zwei Hauptzweige, oder beſondere Theile.

1. Diätetik.

Unter dieſem Worte verſtehe ich hier alle Vorſchriften, Regeln und Vorkehrungen, welche dazu dienen können, die Gefühle an ſich (als ſubjektive Bedingung und Grundlage aller Glückſeligkeit) zu erhalten, zu erhöhen und zu veredeln. Da aber alle Gefühle in der Sinnlichkeit ihren Urſprung haben — in der weiteſten Ausdehnung — dieſe aber wiederum aus der körperlichen Organiſation, ferner aus einer gewiſſen Einrichtung des Geiſtes und endlich aus der wechſelſeitigen Modificirung beider durch einander hervorgeht: ſo iſt daher offenbar, daß der Menſchenbildner bei ſich oder Andern auf dieſe verſchiedene Entſtehung Rückſicht nehmen muß. Er muß alſo zuvor den Körper überhaupt zu bilden und zu veredlen ſuchen (phyſiſche Bildung im engern Sinne), dann aber auch den Geiſt in dieſer abgeſonderten Hinſicht (beides zuſammen gibt die phyſiſche Erziehung im weitern Sinne). Auf die Verſchiedenheit der Gefühle und Empfindungen, welche durch

die wechſelſeitige Modificirung des Körpers und Geiſtes bewirkt wird, kann nicht wohl beſonders geſehen werden, weil ihre Möglichkeit und die Art derſelben uns keinesweges einleuchtet. Aber es iſt eine ſolche beſondere Rückſicht auch nicht erforderlich, in ſo weit ein richtig gebildeter Körper und Geiſt dieſe Vortheile in die Verbindung hinüberführen, und alſo die Wechſelwirkung vervollkommnen, ſo wie ſie im Einzelnen vervollkommnet werden.

Was nun zuvörderſt den Körper angeht, ſo iſt nicht zu leugnen, daß Erhaltung und Stärkung der Geſundheit deſſelben den wichtigſten Einfluß auf alle aus ihm mittelbar und unmittelbar entſpringende Gefühle, Empfindungen, Triebe u. ſ. w. haben muß. Ein geſunder Körper wurde deshalb von den Griechen, dieſer eigentlich bildenden Nation, nicht mit Unrecht als Hauptbedingung einer glücklichen Exiſtenz angeſehn (Ut sit mens sana in corpore sano, war ihr weiſes Princip, welches man freilich allen Menſchen unaufhörlich vorſtellen ſollte). Ohne Geſundheit des Leibes blühet keine Freude in Frühlingsfriſche, dorret alles Angenehme dahin, wie eine dem Lichte und der freien Sonne entnommene Pflanze nur matt ihr Daſeyn friſtet. Tage, die uns ſelig dahingehen würden, werden ohne ſie trotz aller Seelenſtärke und ſtoiſchen Apathie nur trübe gleich finſtern Wolkentagen fortſchleichen; Vergnügungen, welche uns wie liebliche Genien durchs Leben führen und begleiten würden, weichen von dem ſiechen Körper, wie die Sonnenblicke vor dem Schneegeſtöber des Winters. Ohne Geſundheit ſprießet keine Kraft für das jugendliche Ergreifen der ganzen Fülle des Daſeyns; ohne ſie gib'ts kein ſeliges Umfaſſen in Liebe und Freundſchaft; ohne ſie kein thätiges Streben für Geſammtwohl und Bürgerglück, kurz keine lebendige Empfänglichkeit für Genuß, kein ungehindertes Auf-

nehmen der Luſt — keine Wohlfahrt, keine Glückſeligkeit in ihrem ganzen, wahren Umfange. Denn es kann ohne ſie ſelbſt der Geiſt nicht friſch und munter ſich bewegen und handeln. Der Körper iſt nun einmal ſein Organ, ſein Werkzeug. Taugt dieſes nichts, oder iſt es gebrechlich, wie möchte der Meiſter es nach ſeinem Willen ſtets gebrauchen? Geſundheit alſo zu befördern, iſt eine vorzügliche Aufgabe für die phyſiſche Bildung, welche ſie durch die Diätetik löſen ſoll. Dieſe muß alſo Alles, was für jene frommt, zu benutzen lehren, was nicht gedeihlich iſt, zurückweiſen. Luft, Nahrungsmittel, Reinlichkeit, geordnete Lebensweiſe, gehörige Abwechſelung der Arbeit und Ruhe, des Schlafes und Wachens ſind Stücke, welche ſie zu beachten gebietet. Wie viel von der richtigen Anwendung alles dieſen abhängt für ein dauerhaftes Wohlbefinden, und wie ſehr die Nichtachtung deſſelben die Wohlfahrt ſtört, beweiſet die tägliche Erfahrung in lebendigen Beiſpielen.

Die Diätetik kann aber die ganze Genußfähigkeit (Receptivität) des Körpers nicht bloß ſichern vor Verminderung, ſondern auch erhöhen, vermehren und veredlen. Sie muß deshalb ferner alles Dasjenige, was die Erfahrung desfalls als beſonders nützlich und förderlich bewieſen hat, bemerken und zu gebrauchen lehren, um die ganze Sinnlichkeit vollendeter, ſtärker und erhöhter zu machen. Mag gleich der Wilde (ja ſelbſt das Thier) vor dem Gebildeten darin Manches voraus haben, daß ein gewiſſer Takt und Inſtinkt möchte ich ſagen, unverdorben und unverrückt ihn zu dem ſicherer hinzieht, was ſeinem körperlichen Wohlbefinden zuträglich iſt; ſo wird doch wahrlich Niemand im Ernſt in Abrede ſtellen, daß auch hier die vernünftige Freithätigkeit des Menſchen die Natur unterſtützen kann. Vermöge derſelben iſt es ihm erlaubt,

Wohnort und Aufenthalt oft nach ihrer größeren Dienlichkeit zu wählen; ſich ſolche Speiſe und Stärkungsmittel zu beſtimmen, ſolche Lebensart feſtzuſetzen, die der Erfahrung gemäß günſtigeren Einfluß auf das ſinnliche Organ, auf Triebe und Neigungen, auf das geſammte Empfindungsvermögen äußern.

Auch für die geiſtigen Gefühle wirkt eine ſolche Bildung des Körpers nicht anders als vortheilhaft, wie ſchon geſagt worden. Dieſe günſtigen Einwirkungen alſo auf den Körper geben zugleich mittelbar die Diätetik zum Theil für die geiſtigen Gefühle. Allein es finden ſich Regeln, wodurch dieſe mehr unmittelbar veredelt werden können. Der Bildner nämlich muß die Aufmerkſamkeit darauf richten, daß in dem nun einmal nothwendigen Zuſammenleben die höhern Empfindungen des Mitleids, des Wohlwollens, der Liebe überhaupt; ferner die Gefühle für das Schöne (eine reiche Quelle des Genuſſes) für Wahrheit, Religion und Tugend (als bloße Gefühle) in dem Strudel der Konvenienz und Geſellſchaft ſich nicht abſtumpfen, verlieren oder von dem gewaltigen Egoismus in ihren Keimen zertreten werden. Er muß, ſo viel es die Umſtände erlauben, pſychologiſch den Umfang und die Richtung der Gefühle, ihre Stärke und Schwäche kennen zu lernen ſuchen, um darnach im Kreiſe des Wirkens und Erfahrens jeden Vortheil für die Veredlung derſelben benuzzen zu können. Vorzüglich ſtrebe man dahin, das Gefühl der Sympathie, oder auch, in ſo fern es ſich auf Menſchen beziehet und wie es hier beſonders genommen wird, das humane Gefühl zu erhalten und zu beleben. Es iſt ja die Mutter ſo vieler Freuden, ſo vieler Luſt, ſo vieler Seligkeit für uns und Andere. Tauſend Gelegenheiten werden ſich darbieten, die es entwickeln und erhöhen helfen; dieſe verſäume man nicht zu gebrauchen; tauſend andere aber werden ſich finden, welche

zu deſſen Schwächung hinwirken können, dieſe ſuche man an ihrem verderblichen Einfluſſe zu hindern, ſtrebe dahin, daß ſie ſich nicht in aller ihrer Kraft äußern mögen. Was das intellectuelle und moraliſche Gefühl angeht, ſo wird darüber weiter unten geredet werden; wo ſich auch die Veranlaſſung finden wird, über das Gefühl des Schönen (äſthetiſches im engern Sinne) und das religiöſe an dem paſſenden Orte weitläuftiger zu ſeyn. — Ueberhaupt aber wird hierbei, ſo wie in der ganzen Diätetik, die jedesmalige Lage, der Zufall, die Umſtände mehr Belehrung und Anweiſung geben, als es in einer Theorie geſchehen kann. Dieſe wird mithin ihrer Aufgabe Genüge geleiſtet haben, wenn ſie auf die Wichtigkeit einer ſolchen Gefühlsveredlung mit einigen Winken zu ihrer Beachtung aufmerkſam machte und das Reſultat richtig zu geben, bemühet war. Dieſes würde denn in Abſicht der Diätetik folgendes ſeyn:

Der Menſchenbildner ſey darauf bedacht, das geſammte Gefühlsvermögen, die Sinnlichkeit im Allgemeinen, zu erhalten, zu veredlen und zu erhöhen dadurch, daß er zuerſt für Geſundheit des Körpers, als die Baſis aller regeren Thätigkeit der Gefühle, beſtändige Sorge trage; die Mittel zu ihrer Erhaltung und Stärkung, welche die Natur darbietet und die Ueberlegung des Menſchen als echt und bewährt anerkennt, mit Aufmerkſamkeit gebrauche. Ferner, daß er gleichfalls die geiſtigen Gefühle bewahre, ſie verfeinere und richte dadurch, daß er ſie in der Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens und der Erfahrungen beſtändig erhöhet und ſtärket, ſie aber auch ſichert vor Schwächung, ſie nicht durch manche Unnatürlichkeiten, verdorbenen Ton, Egoismus einſchlummern oder abſtumpfen läßt.

2. Gymnaſtik.

Die zweite Aufgabe der Bildung zur Glückſeligkeit (oder der phyſiſchen) beſteht ihrem oben aufgeſtellten Begriffe gemäß darin, zu bewirken, daß durch die den Gefühlen reſpektiv entſprechenden Kräfte und Beſtrebungen ſo viel Genuß in der That bereitet werde, als nach Lage, Umſtänden und Verhältniſſen möglich iſt. Es wird alſo hierher alles Dasjenige gezogen werden müſſen, was dazu dienen kann, daß dieſe Wirkſamkeit, dieſe Thätigkeit in Abſicht auf Herbeiſchaffung des Genuſſes durch eigene Kraft nicht nur in ihrem Streben nicht gehemmt, ſondern auch dabei unterſtützt oder geſtärkt werde. Die dahin gehörenden Vorſchriften und Regeln kann man füglich unter dem Worte Gymnaſtik zuſammenfaſſen. Sie würde ſich demnach zuvörderſt damit beſchäftigen, wie durch eine zweckmäßige Uebung des ganzen Körpers und der einzelnen Glieder die phyſiſche Natur in der engern Bedeutung zu immer größerer Wirkſamkeit erſtarke.

Unſer Körper trägt in ſeiner urſprünglichen Einrichtung ganz die Fähigkeit, durch Uebung veredelt, geſtärkt und zu allerlei Gebrauch gewandter zu werden. Ohne Uebung ſtocken unſere Lebensſäfte, unſere ganze organiſche Diſpoſition wird ſchlaff und kraftlos. Daraus aber muß nothwendig geringere Geſchicklichkeit, Genuß zu verſchaffen und alſo Glückſeligkeit zu fördern, die Folge ſeyn, wenn auch ſelbſt die Abnahme der Geſundheit, mithin die Empfänglichkeit, hier nicht ſoll in Betrachtung gezogen werden. Daher ſcheint die Natur mit Abſicht dafür geſorgt zu haben, daß der Menſch allenthalben, in jeder Lage Gelegenheit und Veranlaſſung finden möchte, durch Arbeit, Mühe und Anſtrengung ſeines Leibes Kräfte und Anlagen zu üben und zu vielfachem Gebrauche geſchickt zu machen. „Für

Arbeit, ſagt daher der alte Heſiodus, verkaufen die Götter alles Gut." Der Sterbliche ſoll ſeine Stärke gebrauchen, ſoll durch Kampf ſeine Glückſeligkeit erringen, indem er dadurch ſeine Gefühle zu regerem Leben ruft, ſein ganzes Empfindungsvermögen zu größerer Wirkſamkeit auferweckt. Was die Natur nothwendig machte, als treue Vormünderin, das kann die freie Thätigkeit des Menſchen eigenmächtig vermehren. Er kann durch beſondere, dazu eigens veranſtaltete Uebungen ſeine urſprüngliche Kraft wunderſam erhöhen; er kann die rohe, wild hinausſtrebende aber auch leiten, zügeln, ordnen, damit ſie jedes Gut deſto ſicherer erwirke. Der Grieche vorzüglich gab hierin andern Völkern das ſchönſte Beiſpiel, das wenigſtens, wo nicht ganz und auf gleiche Art, doch mit lokaler, temporeller Modifikation mehr beachtet werden ſollte.

Hierhin gehört aber auch eine negative Regel, welche um ſo nöthiger iſt, je leichter der Menſch durch ſeine Freithätigkeit, wodurch er ſich zur Vortrefflichkeit jeder Art erheben, dagegen gleichfalls zu Verderbtheit niederſenken kann, zu allerlei Verirrungen und Fehlern kommen mag. Man vermeide daher Alles, was die Kraft erlähmen, ſie erſticken oder gar aufheben kann. Trägheit, Müſſiggang, Ueppigkeit, unbeſonnene Verwegenheit und vor Allem jene Laſter, welche mordend und verpeſtend gegen alle friſchen Keime, gegen alle blühende Stärke wüthen, müſſen fern gehalten werden. Wo dieſe Feinde der Kraft und der Geſundheit erſcheinen, da fliehet Energie und Feſtigkeit, mit dieſen heitres Glück und Wohlſeyn. Die zarten, muntern, duftenden Blüten des Lebens welken traurig ab, und matt und ſchlaff ziehen langſam die ſonſt fröhlichen Genien durch ein ſo entnervtes Daſeyn hin.

Was die Kraft des Leibes erhält und erhebt, das wirket nicht anders als vortheilhaft auf den Geiſt zu=

rück. Wo alſo ein geſunder, vielgewandter Körper iſt; wo Kraft ihn ausrüſtet zu thätigem Leben, da muß nothwendig auch das Gefühl des Geiſtes eine größere Regſamkeit beſeelen. Wo der Leib tüchtiger iſt, durch mancherlei Gebrauch die Hinderniſſe des Wohlſeyns zu beſeitigen, da wird auch Frohſinn der Seele Genüſſe erhöhen und würzen. Allein auch hier kann gleichfalls eigene, unmittelbare Uebung zu dem Urſprünglichen Vieles hinzufügen. Gewöhnung der zarteren Empfindung durch eindrucksvolle Scenen; Stärkung derſelben durch die mannigfaltigſten Erſcheinungen in der Natur und im menſchlichen Leben können Wunder thun für die Bildung der Gefühle des Geiſtes. Die Sympathie wird befördert durch Benutzung der verſchiedenen Gelegenheiten, ſie zu üben oder üben zu ſehn; Freundſchaft und Liebe gewinnen an Adel und Würde, ſo wie an Kraft der Wirkung durch kluges Hingeben und öfter wiederholten Umgang edler Menſchen. Eben ſo kann das Gefühl für's Schöne, für Wahrheit und Tugend durch Uebung und Befreundung mit den entſprechenden Gegenſtänden vortrefflich gedeihen und zu wirkſamer Stärke gelangen. Durch alles Dieſes aber muß nun ohne Zweifel die ganze Wohlfahrt des Menſchen gewinnen. Tauſend Genüſſe werden dem zu Theil werden, der ſeine Gefühle und Triebe richtig erzieht und leitet vor dem, der ſolches unterläßt oder gar zum Gegentheile ſich hinneigt.

Welche Uebungen die zweckmäßigſten und zuträglichſten ſind, um die Gefühlskraft in ihrem ganzen Umfange (die geſammte Wirkſamkeit des Empfindungsvermögens) am beſten zu veredlen und zu erhöhen, das kann wiederum in einer allgemeinen Theorie nicht im Detail abgehandelt werden. Aufmerkſame Beobachtung und kluge Benutzung der Erfahrung wird hier gleichfalls die geſchickteſte Rathgeberin ſeyn. Es durfte demnach

nur eine Andeutung und Hinweiſung in Betreff der Gymnaſtik erwartet werden, welche ſich in folgender Regel ausſpricht:

Der Menſchenbildner ſey darauf bedacht, das geſammte Gefühlsvermögen ſo zu üben, daß die Kraft deſſelben in der thätigen Erſtrebung des Genuſſes die höchſtmögliche Wirkſamkeit erhalte. Dieſe Uebungsmittel beſtehen theils in denen, auf welche die Natur an ſich hinweiſet, theils in ſolchen, welche die vernünftige Freithätigkeit des Menſchen als zweckmäßig zur Hervorbringung der Gewandtheit der Kräfte zu allerlei Verrichtungen erforſcht und auffindet.

Das erſte Reſultat aus dem dritten Theile des oberſten Grundſatzes nebſt den untergeordneten Regeln iſt demnach dieſes:

Der Menſchenbildner ſuche das ganze Gefühlsvermögen (die phyſiſche oder ſinnliche Natur in der allgemeinſten Bedeutung) ſo zu entwickeln und zu erhöhen oder zu veredeln, daß die geſammte Wohlfahrt, das Wohlſeyn oder die Glückſeligkeit überhaupt in höchſtmöglicher Vollendung verwirklichet werde. Dieſes muß aber geſchehen

1) Durch ein Erhalten, Entwickeln und Erweitern der Receptivität (Genußfähigkeit) wozu eine vernünftige Diätetik ſowohl in Abſicht auf Körper als Geiſt die Vorſchriften ertheilt (Geſundheitslehre);

2) Durch ein Erhalten, Entwickeln und Stärken der Kräfte und Fähigkeiten zur Erwerbung des Genuſſes, wozu eine vernünftige Gymnaſtik die zweckmäßigen Mittel für Körper und Geiſt angibt (Uebungslehre).

Ehe ich indeß dieſe Betrachtung der phyſiſchen Bildung ſchließe, will ich noch mit wenigen Worten auf zwei Fehler, welche die Erfahrung uns ſehen läßt, auf=

merkſam machen *) Der eine zeigt ſich darin, daß eine übertriebene Aengſtlichkeit für Geſundheit die Uep= pigkeit befördert, indem man den Leib keiner Strapaze ausſetzen, keiner Art von Abhärtung hingeben mag. Man könnte ſie die ſyſtematiſche Verweichlichungs= methode nennen. Aus ihr gehen meiſtens hervor Halb= männer, empfindelnde Weiber, Schwächlinge und nicht ſelten — unmoraliſche Wollüſtlinge und ſchwel= geriſche Sardanapale. Der andere Fehler äußert ſich darin, daß man abſichtlich aber zweckwidrig eine beſondere Sucht verräth, ſich oder Andere abzu= härten, ohne auf Diſpoſition des Körpers oder Klima und ſonſtige modificirende Umſtände Rückſicht zu neh= men. Man könnte ſie die ſyſtematiſche Abhärtungs= methode nennen. In den jüngſten Zeiten ſchien dieſe ſogar, wie das oben gerügte Maſchinenweſen, allge= meine Sitte zu werden, und die Wirkungen davon mußten daher um ſo häufiger und verderblicher ſeyn. Aus ihr gehen hervor meiſtens Menſchen mit zerſtörter Geſundheit, mit ſteifen kränklichen Leibern. Wie viele Opfer mögen auch in dieſer Hinſicht der allgebietenden Mode gefallen ſeyn! In dieſe Rubrik gehören ferner manche noch beſtehende ſogenannte Vorbereitungs= und Uebungsinſtitute, deren Annalen leider zu viele Bei= ſpiele mißglückter Bildung des phyſiſchen Theils ſo wie der übrigen in der menſchlichen Natur aufweiſen. **)

---

*) Es ſcheint an ſich nicht von Nöthen zu ſeyn, in einer Theo= rie auf die Erfahrung hinzuweiſen; allein nach dem Zwecke und der Einrichtung gegenwärtiger Schrift iſt es keineswe= ges überflüſſig, vielmehr durchaus erforderlich, die Empirie, ſo weit es der Zuſammenhang erlaubt, und wo es ſonſt thunlich iſt, neben der Theorie hinzuſtellen.

**) Vorzüglich verdienen die Seminarien zur Bildung katholi= ſcher Geiſtlicher, ſo wie ſie noch an vielen Orten ſtatt fin=

Wenn daher jemals der viel geprieſene, mit dem Namen golden freigebig beſchenkte Mittelweg irgendwo Anwendung finden kann, ſo möchte man ihn hier einzuſchlagen wohl rathen dürfen. Denn, beiläufig geſagt, iſt derſelbe als oberſter Grundſatz des Handelns an ſich durchaus verwerflich, indem er keine ſicheren Regeln darbieten kann und die Dinge, welche ſtreng geſchieden werden müſſen, und zwiſchen denen es keinen ſanften Uebergang, keine Verſchmelzung gibt, ſondern wo durchaus eine abgeſchnittene Grenze wegen ganz qualitativ verſchiedener Principien ſtatt finden muß, in allmähliger Annäherung oder Ab- und Zunahme zu vereinigen ſtrebt. *)

den, gerechten Tadel. Denn abgeſehen, daß ſie ihren Zweck als Vorbereitungsanſtalten zu einem ſo wichtigen Stande aus mehreren Gründen ſchier ganz verfehlen, ſind ſie dadurch beſonders ſchädlich, daß ſie die kräftige Geſundheit der Zöglinge faſt unvermeidlich untergraben. Die Beweiſe dazu ergeben ſich aus der Einrichtung und der Verfaſſer darf ſich auf die Erfahrung berufen. —

*) S. Kant, Metaph. der Sitten, Thl. II. S. 44. Ueber die phyſiſche Bildung oder Erziehung ſ. Herder, Ideen zur Phil. d. Geſch. ꝛc. Thl. II. Kap. 5. S. 233 ff. Beſonders Gutsmuths Gymnaſtik für die Jugend. Obgleich dieſes vortreffliche Werk zunächſt, wie ſchon der Titel ſagt, nur auf die frühere Bildung ſich bezieht, ſo ſind darin doch Winke gegeben, die für alle Perioden des Lebens mit Nutzen befolgt werden können. (2te Ausg. 1804.) Gleich leſenswerth ſind die andern Schriften deſſelben Verfaſſers über dieſen Gegenſtand. Ferner verdienen nachgeſehen zu werden Villaume von der Bildung des Körpers in Rückſicht auf die Vollk. und Glückſ. der M. in d. all. Rev., Thl. 8. Niemeyer, Grundſätze der Erzieh. Thl. I. S. 34 ff. (5te Ausg.) So Hufelands Schriften ꝛc.

Siebentes Kapitel.

Intellectuelle Bildung, oder Bildung zur Wahrheit. Sie iſt formal und material und umfaßt das untere und obere Erkenntnißvermögen. Zuerſt folgt die formale — —

b. Wahrheit.

Zu den Hauptzwecken der menſchlichen Natur gehört zweitens auch die Wahrheit (S. oben 1ſte Abthl. Teleol.). Iſt demnach von einer Bildung des Menſchen zu ſeinen Zwecken die Rede, ſo tritt auch ſie nicht mit Unrecht mit ihrer Forderung oder ihren Anſprüchen hervor. Unter Bildung zur Wahrheit *) verſtehe ich die intellectuelle Bildung, oder die Vervollkommnung des Menſchen, als eines freithätigen Weſens, in Rückſicht ſeines geſammten Erkenntnißvermögens. Man könnte dieſe Bildung auch bloß Aufklärung nennen, in ſo fern dieſe in Berichtigung des Irrthums, oder Verſcheuchung der Unwiſſenheit und in Vermehrung und Befeſtigung der Wahrheit überhaupt beſteht. (S. 1ſte Abthl. B. 3. K. 2.) Alles mithin, was dazu dienen kann, die Erwerbung von Erkenntniß oder die Erweiterung des Reiches der Wahrheit zu erleichtern und wirklich zu befördern, gehört in das Gebiet intellectueller Bildung.

*) Wahrheit wird hier als ein Zuſtand, nicht bloß als richtige Erkenntniß im Einzelnen genommen, denn ſonſt müßte es heißen Bildung durch Wahrheit. Wahrheit iſt hier demnach die intellectuelle Vollendung durch Kenntniſſe, in ſo fern dadurch die menſchliche Natur in eine gewiſſe Uebereinſtimmung, in einen Zuſtand der Zufriedenheit, welcher aus dem Bewußtſeyn der Ueberzeugung und Wahrheit hervorgeht, verſetzt wird.

Obgleich nun die Veredlung der menſchlichen Natur in dieſem Betracht, ſie beziehe ſich auf was für einen Zweig des Wiſſens, oder auf was für einen Theil des Erkenntnißvermögens ſie auch wolle, bloß als ein Ganzes, als eine und dieſelbe Vollendung oder Realiſirung eines und deſſelben Hauptzweckes unſeres Weſens angeſehen werden muß; ſo wird es dennoch zur deutlichern Einſicht nothwendig oder doch zuträglich ſeyn in einer allgemeinen Theorie ohne Planverwirrung das Ganze in ſeine Beſtandtheile aufgelöſet darzuſtellen.

Man kann das geſammte Erkenntnißvermögen bei der Bildung betrachten

1) in formaler }
2) in materialer } Rückſicht.

1) Formale Bildung.

Unter formaler Bildung zur Wahrheit denke ich mir ein Erhalten, Entwickeln, Läutern und Erhöhen aller derjenigen Vermögen oder Kräfte, wodurch Vorſtellungen überhaupt, als Materialien zur Kenntniß folglich zur Wahrheit, möglich werden, und zwar ſo, daß wir für Erkenntniß, für Wahrheit immer an Fähigkeit dadurch wachſen. Man könnte daher dieſen Theil der intellectuellen Veredlung auch eine

Entwickelungs- und }
Uebungs- } Kunſt

der Vorſtellungskraft nennen. Dieſe umfaßt aber nach der gewöhnlichen Eintheilung zwei Hauptpartien, nämlich das untere und obere Erkenntnißvermögen. Jenes enthält als Theile a. die Sinnlichkeit (äußere und innere) b. das Gedächtniß c. die Phantaſie. Sie führen den Namen niedere Erkenntnißkräfte beſonders wohl deswegen, weil wir ſie mit den Thieren in einiger Hinſicht theilen. Das obere umſchließt

α. Verſtand mit Urtheilskraft β. Vernunft, die zuſammengenommen vorzugsweiſe Denkkraft, oft auch Verſtand oder Vernunft in der weiteſten Bedeutung der Wörter heißen.

Bildung des untern Erkenntnißvermögens.

a. Sinnlichkeit.

Die Sinnlichkeit (als das Vermögen der Vorſtellungen in der Anſchauung) enthält die Fähigkeit, durch Afficirungen oder Eindrücke Vorſtellungen von den Gegenſtänden zu bewirken. Sie iſt demnach die Grundlage alles Erkennens, weil ſie allererſt den Stoff zur Verarbeitung für die übrigen Kräfte darbringt. Sie kann aber auf zweifache Art betrachtet werden, indem ſie ſich nämlich bloß auf Gegenſtände der Außenwelt, oder auf die Begebenheiten und Veränderungen des Gemüths, des Ichs ſelbſt, bezieht; in welcher letztern Bedeutung man ihr auch wohl das Prädikat des höheren Sinns zu geben pflegt.

Die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, unſer Leben und Wirken muß uns überzeugen, wie viel in Betreff der intellectuellen Vervollkommnung von der Sinnlichkeit abhängt, und wie ſehr es darauf ankommt, daß ſie ihre Funktionen in gehöriger Wirkſamkeit verrichte. Es kann dem zufolge nichts von größerer Wichtigkeit ſeyn, als bei der Bildung zur intellectuellen Vollkommenheit (zur Wahrheit) auf ſie beſonders Rückſicht zu nehmen. Was nun die äußere Sinnlichkeit zuvörderſt betrifft, ſo hängt ihre größere oder geringere Vortrefflichkeit und raſchere, ſicherere Thätigkeit natürlich mit der Geſundheit des ganzen Körpers genau zuſammen. Was die geſammte Maſchine begünſtiget und im guten Zuſtande erhält, das muß nothwendig auf die einzelnen Theile glücklich einfließen.

Es verrichtet aber die äußere Sinnlichkeit dadurch ihr Amt, daß ſie vermittelſt eines gewiſſen Organismus oder gewiſſer Empfindungswerkzeuge (organa sensoria) welche hinwiederum auf einem beſondern Nervenſyſteme beruhen, die Seele mit der Außenwelt in Verbindung bringt, indem ſie derſelben durch die Nerven, als nächſtes Seelenorgan, Vorſtellungen von den Gegenſtänden in jener zuführt. Folglich iſt dieſe ganze Anlage durchaus körperlich und muß mit ihm ſich heben und ſenken. Allein es gibt für die Nerven, alſo für die äußern Sinne, noch beſondere Mittel der Veredlung und Vervollkommnung, wodurch ſie an Stärke, Ausdauer gewinnen und in den Stand geſetzt werden, wechſelsweiſe ſogar vortheilhaft auf die übrige Maſchine des Körpers wirken zu können. Das erſte Erforderniß für den guten Zuſtand der Sinnenwerkzeuge iſt aber wohl dieſes, daß man die Organe geſund und unverdorben zu erhalten ſuche; Alles vermeide, was die Nerven ſchwächen, die Sinne abſtumpfen kann; und vorzüglich, daß man ſich hüte, durch Unmäßigkeit und Mißbrauch ſie in den Zuſtand der Erſchlaffung oder gänzlichen Unbrauchbarkeit zu verſetzen. Hierin dürften uns wohl die Wilden oder auch die ſogenannten Naturmenſchen mit ihrem Beiſpiele vorangehn. Bei ihnen iſt das Empfindungsvermögen meiſtens in geſundem unverdorbenem, Zuſtande, weil allerlei Laſter und Unnatürlichkeiten es weniger zerrütten, und weil die größere Einfachheit der ganzen Lebensweiſe daſſelbe mehr in ſeiner urſprünglichen Kraft erhält. — Ein zweites Erforderniß iſt die wirkliche Erhöhung und Veredlung der Sinnenorgane. Hier kann und muß Uebung das Beſte thun. Durch ſie gewinnen alle Fähigkeiten und vorzüglich dieſe. Wie die jedesmalige Uebung anzuſtellen ſey, darüber wird Jeden ſeine Lage und die ſich in ihr darbietende Gelegenheit wiederum am beſten belehren.

Auch der innere Sinn (der höhere) wird vermöge des Selbſtgefühls eine Quelle mannigfaltiger Vorſtellungen. Ihn daher bilden, erhöhen und ſtärken gehört zur Aufgabe der Menſchenerziehung. Daß Geſundheit überhaupt und ein wohlgeordneter Zuſtand der äußern Sinnenwerkzeuge auch auf das innere Senſorium, wenn ich ſo ſagen darf, vortheilhaft einwirken muß, iſt für ſich aus der engen Verbindung des Innern mit dem Aeußern offenbar, obgleich wir von einem beſondern Organismus der innern Sinnlichkeit wenigſtens durch Erfahrung nichts wiſſen. Wie dort, ſo iſt aber auch hier die erſte Regel: Man ſuche die urſprüngliche Unverdorbenheit dieſes Vermögens zu bewahren. Dieſes geſchieht vorzüglich dadurch, daß man bei einem ſonſt geſunden Nervenſyſteme den heftigen, unmäßigen Andrang der Leidenſchaften und Affekten verhindert. Dieſe können in ſolchem Falle nicht anders als höchſt zerſtörend auf die ganze innere Empfindungskraft einfließen, indem ſie theils die Organe im Allgemeinen zerrütten, theils und beſonders alle ruhige Beſinnung hemmen, welche doch für die Richtigkeit innerer Wahrnehmungen, die im Selbſtgefühle beſtehen, eine ſo nothwendige Bedingung iſt.

Daß inzwiſchen die ganze Sinnlichkeit oft Irrthümer veranlaſſen kann, iſt wol nicht zu leugnen, wenn gleich der Satz „die Sinne betrügen nicht" an ſich wahr iſt. Denn der Betrug geht erſt da hervor, wo der Verſtand, oder die Denkkraft überhaupt, die Vorſtellungen, welche jene herbeiführen, nicht gehörig beachtet, vergleicht, trennt und vereinigt, um ſo die Wahrheit zu erhalten. Allein nichtsdeſtoweniger können die Sinne doch im fehlerhaften Zuſtande oft zu Irrthümern verleiten und den Verſtand gewiſſermaßen verführen. Dieſe Gefahr hebt ſich nun auf außer jenen

eben aufgeſtellten Regeln vorzüglich durch Aufmerkſamkeit und Selbſtbeobachtung, theils in Rückſicht der Art, wie die Gegenſtände der Außenwelt und die Begebenheiten der innern ſich den Organen und dem Selbſtgefühle darſtellen, theils auch in Rückſicht des Zuſtandes dieſer letztern ſelbſt, ſo wie der Entfernung der Objekte und der Zeit der Erſcheinungen. *)

Aus Allem ergibt ſich aber die Vorſchrift: Der Menſchenbildner nehme bei der Bildung der menſchlichen Natur zur Wahrheit ſtets Rückſicht auf Erhaltung, Veredlung, Erhöhung der Sinnlichkeit, als der Baſis alles wirklichen Erkennens, folglich aller Kultur in Abſicht auf Wahrheit.

b. Gedächtniß.

Das Gedächtniß iſt das Vermögen, gehabte Bilder und Vorſtellungen ſo aufzubewahren und zu erhalten, daß ſie wieder ins Bewußtſeyn können zurückgerufen werden. Es faßt in dieſer Hinſicht das Erinnerungsvermögen in ſich, was meines Bedünkens von ihm als eine beſondere Kraft nicht kann getrennt werden und ſich von der Phantaſie oder Einbildungskraft dadurch ſondert, daß es mit mehr Beſtimmtheit im Bewußtſeyn ſich äußert. Das Gedächtniß gehört zu den ſogenannten niedern Erkenntnißkräften, theils weil es

*) Mittel zur Veredlung, ſo wie gegen die Abweichungen der Sinnlichkeit in Abſicht auf Erkennen ſ. Sailer Vernunftlehre für Menſchen, wie ſie ſind. Bd. I. S. 36, beſonders S. 43. ff. (2te Ausg). Snell Erfahrungsſeel. S. 65. ff. Deſſelben Logik S. 163 — 178. Kieſewetter, Kompendium einer allg. Logik S. 215. ff., vorzüglich S. 223. ff. Ueber die Sinnlichkeit als Erkenntnißkraft überhaupt ſ. Kant Anthropol. S. 25. ff. S. 30. ff., 45. ff. 57. Imgleichen Snell a. a. O. S. 35. ff. Schulze, Encyclop. §. 21. Herder, Ideen ꝛc. Thl. II. B. 8. K. 1.

auch die Thiere mit uns, wenigſtens in etwas, gemein haben, theils auch, weil es mit dem Organismus des Körpers und dem Nervenſyſteme in enger Verbindung ſteht. Uebrigens zeigt Erfahrung, Selbſtbeobachtung und Aufmerkſamkeit, daß wir in Hinſicht des Erkennens, folglich in Hinſicht der Wahrheit, dem Gedächtniſſe außerordentlich viel verdanken. Ohne daſſelbe würde die Sinnlichkeit vergebens ſich thätig beweiſen in der Zuführung der Eindrücke und Vorſtellungen, indem ſolche nur für den Moment dauern würden. Da wäre alſo kein gehöriges Vergleichen, Trennen, kurz kein Verarbeiten derſelben durch die Denkkraft möglich. Allein wäre auch dieſes ſelbſt noch wohl thunlich, wozu ſollte es nützen, indem doch nie eine zuſammenhängende Maſſe ſich formen, alſo auch keine Vollendung des Menſchen durch intellectuelle Bildung entſtehen könnte, welche immer in der Geſammtheit der Kräfte und ihrer Beſtrebungen zuerſt ſich hervorgibt. Hiermit zeigt ſich ſonach die Nothwendigkeit der Berückſichtigung dieſes Vermögens bei der intellectuellen Veredlung unſerer Natur.

Das Gedächtniß zeichnet ſich der Erfahrung gemäß durch verſchiedene Eigenſchaften aus. Solche ſind beſonders leichtes Auffaſſen, leichtes Beſinnen, leichtes Behalten. *) Man ſehe demnach dahin, daß dieſe drei Stücke, ſo viel möglich, erhalten, erhöhet und geſtärkt werden, und man wird für die Bildung dieſer Kraft geſorgt haben. Uebung kann auch hier Wunder thun, wie bei ſo vielen andern Angelegenheiten. Es iſt daher keineswegs anzurathen, ſich zu ſehr auf Papier und Feder zu verlaſſen, und dem Gedächtniß nichts anvertrauen wollen; denn es wird uns

*) Kant, a. a. O. S. 93.

einſt gewiß wieder verlaſſen, wo wir weder Papier noch Feder, ſondern nur das Gedächtniß gebrauchen können. Doch möchte ich keine ſyſtematiſche Methode, keine eigentliche Gedächtnißkunſt empfehlen, die oft durch ihre Regeln, ſtatt die Arbeit zu erleichtern, ſie nur ſchwerer macht, Verwirrung verurſacht und nicht ſelten die edle Zeit tödtet.

Erinnert muß vor Allem werden, dieſe ſo nothwendige Kraft am wenigſten durch mancherlei Laſter zu ſchwächen oder ganz zu zerrütten. Es iſt gleich anfangs bemerkt worden, wie eng das Gedächtniß mit dem Nervenſyſteme und dem körperlichen Organismus zuſammenhängt; und ſchon daher folgt, daß gewiſſe Krankheiten, als Reſultate ſolcher verderblichen Sünden, welche das Nervenſyſtem beſonders angreifen und gefährden, auch für dieſes Vermögen höchſt feindſelig wirken müſſen. Die Erfahrung ſchreibt hier in zu leſerlichen und verſtändlichen Zügen, als daß es nöthig ſeyn dürfte, nähere Andeutungen vorzubringen. Neben dieſen Krankheiten gibt es noch allerlei andere Zufälle, welche für das Gedächtniß oft ſehr nachtheilig wirken und deshalb ſorgfältig zu vermeiden ſind. Eine der größten Feindinnen aber für daſſelbe iſt ohne Zweifel die Zerſtreuung. Sie beſteht in dem Mangel an fixirter Aufmerkſamkeit auf das Eine, minder Zertheilte und das Gegenwärtige. Durch ſie entſteht eine Art Geiſtesabweſenheit, woraus endlich die größte Schwäche des Gedächtniſſes ſelbſt erfolgt. Vergeßlichkeit tritt an die Stelle des ſichern Behaltens, und keine Vorſtellung haftet feſt in dem Kopfe. Sie wird durch nichts ſo leicht befördert, als durch die bekannte Leſewuth, welche neben andern verderblichen Folgen auch dieſes Uebel herbeiführt. Bei einer ſolchen Romanenlektüre iſt der Geiſt nie recht beſchäftiget, die Gedanken ſelten zuſammen, indem ſie in dem weiten, regelloſen Gebiete willkürlicher

Erdichtungen herumſchwärmen und ewige Befremdung daheim verurſachen. Die Aufmerkſamkeit wird beſtändig getheilt und das Gedächtniß nothwendig zuſehends vermindert. *)

Die allgemeine Vorſchrift iſt demnach dieſe:

Der Menſchenbildner nehme bei der Veredlung ſeiner Natur durch Kultur der Intellectualität auf die Erhaltung, Veredlung und Erhöhung des Gedächtniſſes Rückſicht, als einer nothwendigen Bedingung zur Geſtaltung und Feſthaltung der Wahrheit.

c. Phantaſie.

Phantaſie (Einbildungskraft) iſt das Vermögen, gehabte Eindrücke, Vorſtellungen, Bilder und Begriffe, die der Gegenwart längſt entrückt oder fern abweſend ſind, ſo zurückzurufen, als wären ſie jetzt wirklich vorhanden; oder auch aus den verſchiedenen Vorſtellungen, Bildern eine ganz neue Geſtalt oder Vorſtellung ſchöpferiſch zuſammenzuſetzen. Auch dieſe Kraft wird zu dem unterm Erkenntnißvermögen gerechnet; hat aber, wie die beiden jüngſt genannten, einen wichtigen Einfluß auf das Erkennen ſelbſt. Durch ſie kann die Seele, wie bemerkt, nicht bloß die früheren, nicht mehr gegenwärtigen Vorſtellungen erneuern und demnächſt zum Behuf der ganzen Kenntniß wiederherſtellen; ſondern auch aus der Summe der gehabten Wahrnehmungen durchaus neue Schöpfungen, die nirgend alſo in der Wirklichkeit ſind, hervorbringen. Jenes heißt die reproduktive, dieſes die produktive Phantaſie. Es wird demnach durch die Einbildungskraft dem Geiſte ein weiter Spielraum für allerlei Ideen eröffnet, und

---

*) Kant, a. a. O. S. 97. Snell, Erfahrungsſeelenlehre, S. 178. ff.

vermöge ihrer verſchiedenen Geſetze, wonach ſie wirkſam iſt, wird es ihm möglich, diejenigen Eindrücke und Vorſtellungen zu weiterm Gebrauche wieder zu erhalten, welche ohne ſie für ihn vielleicht auf immer verloren wären. Indem alſo die Einbildungskraft auf den ganzen Ideengang, mithin auf das Denken ſelbſt, einen ſo offenbaren Einfluß beweiſet, ſo folgt daher ihre Wichtigkeit für die Wahrheit und zugleich ihre nothwendige Berückſichtigung bei der Bildung von ſelbſt.

Sie hängt, wie das Gedächtniß, genau mit dem körperlichen Organismus zuſammen und der gute oder üble Zuſtand deſſelben wirkt gleichmäßig auf die Phantaſie. Die verſchiedenen Nervenkrankheiten und andere Zufälle, welche auf das Gehirn beſonders einfließen, beweiſen dieſes zur Genüge. Aber auch durch Uebung kann ihre Kraft viel gewinnen, geſetzt, daß die Natur ſie nicht in zu geringem Maße zutheilte. Denn wo das der Fall iſt, da wird alle Uebung vergebens bleiben.

Uebrigens muß man bei keinem Seelenvermögen behutſamer ſeyn, als eben bei dieſem. Denn wer kennte wohl die vielfachen Irrungen nicht, welche durch daſſelbe veranlaßt wurden? Durch Zerrüttung, durch Mißbildung und abnorme Begünſtigung, vorzüglich aber durch Emancipation der Einbildungskraft in Abſicht auf Beurtheilung und Vernunft — alſo auch durch das übermäßige Leſen der meiſtens ſo widerſinnigen, regelloſen und unwahrſcheinlichen Romangeſchichten — ſind nicht zu berechnende Uebel entſtanden. Das ganze Heer von Schwärmereien in jedem Fache des Erkennens und Wiſſens nimmt aus ihr mehr oder weniger ſeinen Urſprung und richtet im Bunde mit verwandten Leidenſchaften und Trieben unſäglichen Schaden an. Aberglaube, Bigotterie und der leidige Fanatismus überhaupt, der für den Himmel mordend und plagend öffentlich und verborgen wüthet, werden von der zügelloſen Phan-

taſie wenigſtens zum Theil erzeugt. So auch alle jene Träumereien in politiſcher Hinſicht, die von jeher, und beſonders in den jüngſt verfloſſenen Zeiten, ſo mächtig und gewaltig, Alles nieder zu reißen, antrieben. Willkürliche Erdichtung tritt an die Stelle ruhiger Ueberlegung, beſonnener Erfahrung und Forſchung — was Wunder alſo, wenn Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten aller Art von Anbeginn die Welt in Schrecken und Angſt verſetzten? was Wunder, wenn ſelbſt die heilige Philoſophie, dieſe göttliche, ewige, vom Himmel abſtammende Führerin und Begleiterin der Sterblichen vorzüglich in den letzten Tagen oft in den Strom ſolcher Ausſchweifungen, regelloſer Dichtungen geriſſen ward, und ſtatt vernünftiger, geprüfter Unterſuchungen, ſich in leeren Lufttheorien mußte entehrt ſehen? Dem Allen nun ſoll die Bildung wehren und zugleich den Nutzen, welchen die Einbildungskraft, gehörig geleitet, bringen kann, ſo ſehr als thunlich zu bemerken, anzuwenden und zweckmäßig zu vermehren ſtreben.

Die Regel würde ſich dem zufolge in Abſicht auf Bildung der Phantaſie im Folgenden ausſprechen laſſen:

Man richte bei der Bildung zur Wahrheit (der intellectuellen Vervollkommnung) ſein Augenmerk auch auf die Einbildungskraft, als eine nicht geringe Angelegenheit in der intellectuellen Kultur, und ſuche ſie zu erhalten, zu veredlen, zu erweitern und gehörig zu bewachen.

Bildung des obern Erkenntnißvermögens.

α. Verſtand (im engern Sinne).

Oft verſteht man unter dieſem Worte die ganze Denkkraft, in welcher Hinſicht es alle andern Vermögen derſelben in ſich vereiniget. Allein in der Wiſſenſchaft

iſt eine beſtimmte Trennung der einzelnen Kräfte von großer Wichtigkeit. Dieſe einzelnen Kräfte der Denkkraft überhaupt ſind aber füglich nur Verſtand und Vernunft. In dieſer Unterſcheidung begreift der Verſtand die Summe der logiſchen Funktionen der Denkkraft, *) das heißt die Formirung der Begriffe, der Urtheile, der Schlüſſe. Er hat demnach die gewöhnlich als eine beſondere Kraft dargeſtellte Beurtheilung in ſeiner Sphäre, ſo wie auch den Witz und Scharfſinn. Durch dieſe Sonderung wird das Verhältniß zwiſchen Vernunft und Verſtand genauer und richtiger beſtimmt. Der Verſtand geht immer auf die Einheit im Denken, auf das Eine im Vielen, auf das Allgemeine. Er bringt ſomit durch Vergleichen, Trennen und Verbinden Ordnung und Licht unter die durcheinanderliegenden Vorſtellungen, ſchafft aus dem Chaos eine Welt von regelmäßigen Geſtalten. Hieraus ergibt ſich aber ſogleich mit dem erſten Blicke, wie viel auf einen geſunden, gehörig gebildeten Verſtand ankommt. Ohne ihn würden wir durch alle Thätigkeit der Sinne, durch ein noch ſo vortreffliches Gedächtniß, durch eine noch ſo lebhafte Einbildungskraft ſtets auf der Stufe der Thierwelt ſtehen bleiben. Eine ewige Verwirrung, ein undurchdringliches Dunkel würde in unſerer Seele und in dem ganzen Gemüthe herrſchen.

Wie ſoll aber eine Bildung des Verſtandes möglich werden? Auch hier iſt die erſte Bedingung aller Kultur, dasjenige, was die Natur als unwillkürliches Talent darbot, gehörig zu würdigen und zu bewahren. Dieſes iſt die Grundlage aller echten Veredlung und ohne dieſe urſprüngliche Geſundheit des Verſtandes dürfte wohl Alles, was zu ſeiner Erhö-

---

*) Bouterweck, a. a. O. Thl. I. S. 17. §. 1.

hung gethan wird, Danaiden=Arbeit ſeyn. Er kann aber von ſeinem erſten Zuſtande auf allerlei Art zu einem ſchlechteren ſelbſt durch vermeintliche Verbeſſerung gebracht werden. Zu viele Dinge, die man ihm auf einmahl zuführt, verwirren, ſchwächen ihn; ſo wie er auch durch eine verkehrte Anwendung d. h. vorzüglich durch Klügeleien von der Angemeſſenheit zu ſeinen eigenthümlichen Verrichtungen gar ſehr verliert. Dagegen iſt es nicht minder gewiß und durch die Erfahrung tauſendfach beſtätiget, daß eine zweckmäßige Uebung durch Trennen, Vergleichen, Verbinden mannigfaltiger Begriffe ihn zu einer beträchtlichen Veredlung bringt und um vieles geſchickter macht, nicht bloß als gemeiner, geſunder Menſchenverſtand, (sensus communis) ſondern auch als gelehrter ſeine Geſchäfte und Funktionen zu verrichten und ſomit für die Verbreitung des Reiches der Wahrheit viel wirkſamer zu werden. Nichts iſt zu ſeiner Bildung und Förderung aber wohl leicht vortheilhafter, als eine beſonnene Aufmerkſamkeit. Sie ſteigt langſam, bedächtlich ſtufenweiſe höher und weilt bei jeder wichtigern Vorſtellung ſinniger und ernſtlicher. Dadurch gewöhnt ſie den Verſtand ſelbſt, ſtets zu feſter Ueberzeugung hin zu ſtreben und dieſe iſt doch eigentlich ſeine wahre Kraftnahrung, die ihn erſtarken und zur Vollkommenheit gedeihen läßt. Denn das Streben nach feſter Ueberzeugung gebiert Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit bei der Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe und durch dieſe verhindert ſie vermittelſt eigener Prüfung die leidige Nachbeterei, den faulen, grundloſen alles Weiterſtreben hemmenden Glauben, der niemals, da er als Kind der Trägheit die Unterſuchung ſcheuet, Heil gewähren kann, und wenn man ihn auch noch ſo gern für eingegoſſen ausrufen möchte. Dieſe Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit des Verſtandes, die vortrefflichſten

Früchte der echten Verſtandeskultur, machen es allererſt möglich, daß für uns Wahrheit als ſolche ſich ergibt, und alſo intellectuelle Veredlung im eigentlichen Sinne möglich wird. Hiermit ſoll nun aber nicht geſagt ſeyn, als müßte man Alles ſelbſt erfahren, um zu Kenntniſſen zu gelangen — keinesweges, ſondern die Selbſtthätigkeit im Verein mit der Selbſtſtändigkeit heiſcht nur allenthalben Prüfung, Unterſuchung, Gründe; wo dieſe ſich finden, da trauet ſie auch fremden Erfahrungen. Daher billiget ſie gleichfalls den Glauben überhaupt und ſie ſteigt dankbar und beſcheiden, aber ohne Leichtſinn und mit Umſicht an ſeiner Hand zur heiligen Wahrheit hinan. Alſo auch beim Glauben kann und muß der Verſtand ſeine Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit bewähren, denn nur dieſe ſind überall die Grundlage aller höheren Würde der menſchlichen Natur. *)

Das Reſultat aus dem Ganzen würde demnach wiederum folgende Regel darſtellen:

Man ſey bei der Bildung zu intellectueller Vollendung immer darauf bedacht, daß der von der Natur uns ertheilte Verſtand in ſeinem natürlichen, geſunden Zuſtande verbleibe; ferner, daß er durch zweckmäßige Mittel ſo veredelt und vervollkommnet werde, daß er ſeine Funktionen deſto geſchickter und ausgebreiteter verrichten möge.

β. Vernunft (im engern Sinne).

Wie man den Verſtand oft, und in der gemeinen

---

*) Ueber den Verſtand und deſſen Bildung ſ. Pölitz, Erziehungswiſſenſchaft Thl. I. S. 71. ff. Sailer, a. a. O. Thl. I. S. 195. ff. Man findet da viele treffliche Winke. Ueber die Irrthümer des Verſtandes und die Mittel dagegen ſ. Snell, Logik S. 191 — 222. Kieſewetter, a. a. O. S. 217 und beſonders S. 227. ff. Auch Kant Anthropol. S. 115. ff. imgleichen S. 127 — 153, wo er herrliche Bemerkungen liefert.

Sprache gewöhnlich, für das ganze obere Erkenntnißvermögen nimmt; ſo iſt dieſes nicht ſelten auch mit der Vernunft der Fall.

Allein von großer Wichtigkeit iſt es für die Wiſſenſchaft auch in Betreff der Vernunft, daß man ſie als eine beſondere Kraft des geſammten Denkvermögens betrachtet. Beſchäftiget ſich der Verſtand mit Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, als den bloß logiſchen Funktionen; ſo hat es die Vernunft mit den Ideen zu thun, denen in der gegenwärtigen Wirklichkeit nichts adäquat entſpricht. Sie ſchließt alſo die höheren, den Verſtand überſteigenden, Funktionen in ſich. Sie ſtrebt ſtets weiter und weiter zum Idealen hinan und verliert ſich gleichſam in der höchſten Idee, dem Abſoluten, doch ſo, daß die Einheit des Denkens unverletzt bleibt, ohne welche der Vernunftgebrauch an ſich aufhören muß. Man ſieht hieraus ſogleich, welche Würde dieſem Vermögen in uns zukommt. Durch ſie unterſcheidet ſich der Menſch vorzugsweiſe von den Thieren, denn ſie hebt ihn zu einer andern Welt hinauf. Allein ihre Wichtigkeit wächſt, abgeſehn von dieſer Würde, noch ganz beſonders dadurch, daß ihre Forſchungen alles Wiſſen an ſich erſt möglich machen und begründen. Denn ſie ſucht das Abſolute, ohne welches alles relative Daſeyn ewiges Räthſel, ja ewiger Schein bleiben würde. Mag ſie jenes nun gleich nicht in ſeiner wahren Idee erfaſſen (welche endliche Vernunft vermögte das?) ſo rechtfertiget ſie doch den Glauben an das Urweſen, an das Unbedingte; und nur durch dieſen Glauben wird Wiſſenſchaft allererſt gedenkbar, denn ohne ihn gäbe es keinen Anfang für ſie, kein Ende. *)

*) Bouterweck a. a. O. Thl. I. S. 17. §. 1. und S. 102. §. 10. Schulze Encyclop. §. 21.

Vor dieſen wenigen Betrachtungen nun wird jeder Zweifel ſelbſt der Kleinen (pusillorum) verſchwinden müſſen, die ſo gern der Vernunft, dieſem göttlichen Funken, dieſer unmittelbaren, überzeugendſten Offenbarung in unſerer Natur, eine Schlappe (um mich ſo auszudrücken) beibringen möchten. Zugleich ergibt ſich, wie nothwendig es für Jeden, der auf Menſchheit (Humanität) Anſpruch machen will, iſt, dieſer erhabenen Kraft die höchſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Sie iſt der vornehmſte Gegenſtand aller Menſchenbildung durch das ganze Leben hin; durch ſie wird der Menſch der Humanität eigentlich mächtig und fähig. Denn beſteht nach meiner Anſicht dieſe gleich in der ganzen Zweckrealiſirung unſerer Natur; ſo muß dieſe Realiſirung doch eine weit erhabenere ſeyn, als die, welche bei den übrigen Geſchöpfen durch nothwendige Geſetze erreicht wird. Die menſchliche Natur gelangt dahin wie ſchon mehr wiederholt iſt, durch eigene freie Thätigkeit, zum Theil nach eignen, ſelbſtgeſchaffenen Geſetzen. Darin ſpricht ſich des Menſchen höhere Würde aus, darin handelt er einer höheren Weltordnung gemäß, daß er ſeine Zwekke, Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend als drei an ſich gleich weſentliche, gleich nothwendige Eigenthümlichkeiten ſeiner Natur, einzuſehen vermag; daß er unter ihnen aber auch das gehörige Verhältniß erkennt und ſie alle zuſammt mit einer und derſelben Freithätigkeit befördert. Was ihm nicht gelingt trotz ſeines Strebens, oder was ihm zu Gunſten kommt ohne daſſelbe, gehört gewiſſermaßen nur zufällig zu der Humanität, nicht eigentlich zu ſeiner höhern Würde. Dieſes freie Thun aber, dieſes ſelbſtſtändige Wirken und Handeln, ſo wie das ungezwungene Reflektiren über ſein Weſen und ſeine Exiſtenz verdankt er hauptſächlich der Vernunft. Alles was demnach der

Entwickelung dieſes Vermögens entgegenſteht; alles Nebelgewölk, was den Aufgang dieſer Sonne am Himmelsfirmament des menſchlichen Daſeyns verhüllen und verdunkeln will, muß ſorgfältig in jeder Zeit des Lebens vertrieben werden. Dieſes widerwärtige Gewölk ſammelt ſich aber nicht etwa am Morgen unſerer Exiſtenz, ſondern ſelbſt am hohen Mittage thürmt ſich nicht ſelten ſchwarzes Gewitter gegen den milden Strahl auf und droht ihn zu verſchlingen. Da muß denn die Kraft des Strebens nimmer ruhen, dieſen verderblichen Meteoren, die hier nicht einmal den Nutzen jener in der phyſiſchen Welt zu gewähren ſcheinen, zuvorzukommen oder ſie zu verſcheuchen. Aber auch allerlei Nebenſonnen geſtalten ſich häufig um den glanzvollen Stern unſeres menſchlichen Tages — allerlei Vorurtheile, falſche Meinungen und Täuſchungen umziehn daſſelbe und borgend von ihm den erleuchtenden Schein, verleiten ſie oft den Blick auf einige Zeit, den falſchen Schimmer als die heilige Flamme ſelbſt zu betrachten. Auch ſolche Phänomene der Täuſchung müſſen bei der Bildung der Vernunft genau erkannt und gehoben werden. Daher muß der Bildner — der Humaniſt — ſtets mit Bedachtſamkeit das Glanzgeſtirn beobachten; muß ſeiner erhabenen Bahn mit ſicherm Auge folgen. Die durchwandelten Regionen der Ideen müſſen oft von einem feſten Standpunkte aus überſchauet und die gemachten Entdeckungen durch den Talisman des Gefühls geprüft und als in den Horizont unſeres Weſens gehörend anerkannt werden. Vor Allem iſt hier aber nichts ſo zu empfehlen, als wiederholte Reflexionen über ſich ſelbſt und ſein geſammtes Denken und Wirken; ein öfteres Zurückblicken von den Ideen und Idealen der Vernunft in das Heiligthum des Selbſtbewußtſeyns; ein ſtetiges, harmoniſches Fortſchreiten in den Unterſuchungen und Forſchungen, und ein unerſchüt-

terlicher Wille, nichts eher als Wahrheit gelten zu laſſen, bis es, von dem Lichte des Tages beſcheint, vor unſerer Seele liegt, oder wenigſtens im Morgenſchimmer des geprüften Glaubens uns ziemlich erkenntlich und ohne der Täuſchung Gefahr entgegen dämmert. O, fühlte und empfände es Jeder, wie auf dieſem ſichern Wege in unſerer Natur ſich Alles in himmliſchen Frieden auflöſet; wie man getroſt zu ſtets eminenterer Höhe feſten Schritts aufwärts ſteigt; wie man ohne Scheu und Furcht, ohne Wankelmuth und Vermeſſenheit in ſein ganzes Seyn hinunterblickt; wie da die Räthſel ſich in Klarheit wandeln oder wenigſtens in des Vertrauens göttlichem Wiederſtrahle den Zweifel nicht verzweifeln laſſen; wie treu und unbekümmert um des verborgenen Meiſters Plan man ſodann in des Berufes hehrem Gefühle die Steine zum ewigen Baue mit fleißiger Hand hinzuträgt: fühlte und empfände Jeder, ſage ich, dieſe Wonne; nimmer würde vermeſſener Dünkel ſeinen Kreis verlaſſend, nach dem ſpähen, was ſeiner Vernunft zu ſchauen verſagt ward; nimmer würde er in blähendem Stolz egoiſtiſch ſich ſelbſt unaufhörlich beſpiegeln, wo er ohne jene ernſtere Bildung doch nichts erblicken kann, als ein verzogenes, übermüthiges Kind, das, höheren Befehlen nicht gehorchend, dem verlornen Sohne gleich des Vaters Haus verläßt, um in der Fremde ſich ſelbſt ſtets fremder zu werden. Aber es würde auch der auf den weichen Pfühlen eines feiſten Glaubens ſich ſtreckende Jünger der Finſterniß, alles Erhabene in der menſchlichen Natur vergeſſend, nicht bloß demjenigen ſeinen Beifall geben, was Bonze und Prieſter ſpricht; nicht Jeden grauſam an den Kaukaſus angeſchmiedet wünſchen, der, ein echter Sohn des kühnen Prometheus, den Aufflug zu verſuchen wagt, um ſelbſt aus der ewigen Sonne ſich des wärmenden

und erhellenden Feuers zu holen. — Zu ſehr, leider wird man durch üble Erfahrung aller Art noch in der ſcheinbaren Mittagshöhe der Aufklärung zu ſolchen Bemerkungen veranlaßt.

Das Reſultat der Betrachtung ergibt ſich demnach wiederum in folgender Regel:

Der Menſch ſehe bei ſeiner Veredlung und Bildung vorzüglich darauf, daß die Vernunft immer rein bewahrt werde vor Täuſchungen und Vorurtheilen, daß ſie durch Uebung und fortgeſetzten, beſonnenen Gebrauch ſtets feſter und ſicherer Alles prüfe, was auf Wahrheit Anſpruch macht; und beſonders, daß ſie durch die Frechheiten einer ausgelaſſenen Phantaſie in ihrem Ideengange ſich nicht verleiten oder verwirren laſſe.

Somit wäre die Entwickelungs- und Uebungskunſt der Vorſtellungskraft in ihren Hauptzweigen nach den vorzüglichſten Erforderniſſen angedeutet. Gelegenheit, Lage, Umſtände müſſen in den vorkommenden Fällen nach dieſen allgemeinen Vorſchriften die Regeln weiter angeben und mehr detailliren für das Beſondere.

Achtes Kapitel.

Materiale Bildung der Intellectualität. Sie beſteht im eigentlichen Unterricht. Dieſer zerfällt in Schul- und Selbſtunterricht oder Hetero- und Autodidaxie.

2. Materiale Bildung.

Geht die formale Bildung der Intellectualität, wie aus dem eben Geſagten erhellet, lediglich auf die

ſubjektiven Anlagen, indem ſie dieſelben bloß für ſich ohne Rückſicht auf das, wodurch ſie veredelt werden, betrachtet; ſo bezieht ſich die materiale auf das Objektive, d. h. dasjenige, wodurch eine wirkliche Erzeugung der Kenntniſſe, eine Bereicherung derſelben durch mancherlei Stoff in dem urſprünglichen Vorſtellungs- und Erkenntnißvermögen hervorgebracht wird. Aus dieſen Begriffen geht nun ſchon hervor, daß die Form und Materie an ſich nicht als geſondert können betrachtet werden, indem die eine ohne die andere durchaus nicht ſtatt finden kann. Alles Entwickeln und Ueben der intellectuellen Kräfte kann doch nur durch den Stoff, als Reiz- und Anregungsmittel bewirkt werden. Alles Trennen und Unterſcheiden kann demnach bloß gelten in der Theorie, damit die Praxis, als zweckmäßige Vereinigung beider Theile, mit deſto größerer Angemeſſenheit und deſto höherer Vollkommenheit vor ſich gehen möge. Auch hier iſt Humanität der Punkt der Einheit, in ſo fern nämlich alle intellectuelle Bildung den Menſchen zu dem entſprechenden Hauptzwecke und vermittelſt deſſen zur Menſchenwürde ſelbſt näher hinführen muß.

Nichtsdeſtoweniger wird es oft, wie ſchon bemerkt worden, von großem Nutzen ſeyn, wenn die Theorie für die Betrachtung trennt, was in der Wirklichkeit nicht wohl getrennt werden kann. In dieſer Abſonderung denken wir uns nun die materiale Bildung der Intellectualität als die Summe der wirklichen auf Gegenſtände oder Objekte ſich beziehenden Kenntniſſe, abgeſehen von der Stärke des ſubjektiven Erkenntnißvermögens an ſich. Da die Bildung in dieſer Rückſicht aber wiederum zweifach ſeyn kann, nämlich einmal in ſo weit dieſelbe von fremder Hand uns zu Theil wird da, wo wir wegen Mangel an Reife der Selbſtthätigkeit noch nicht durch ei-

gene Kraft zu gewiſſen Kenntniſſen gelangen können; dann aber in ſo weit eigene Erfahrungen in dem ganzen weltlichen Daſeyn und beſonders in der menſchlichen Geſellſchaft uns Stoff und Gelegenheit dazu geben, die wir ſodann bemerken, benutzen und zu unſerer Veredlung ſelbſt weiter verwenden mögen. Den ganzen materialen Bildungsproceß oder die Bildung durch eigentliche Kenntniſſe könnte man Unterricht nennen, der ſich denn nach der eben aufgeſtellten Unterſcheidung in den eigentlichen Schulunterricht (im weitern Sinne) und in den Selbſtunterricht zertheilen würde. Nennte man jenen wiederum Heterodidaxie, dieſen Autodidaxie, ſo würde die ganze materiale intellectuelle Bildung unter dieſen beiden Rubriken vollſtändig abgehandelt werden können.

a) Heterodidaxie.

Bei dieſer (als dem Unterrichte durch Fremde) muß der Bildner dahin trachten und es zu ſeinem erſten Geſetze machen, daß derjenige, den er durch Unterricht bildet, nach ſeiner Individualität und in ſteter Harmonie ſo weiter gebracht wird, daß er einſt ſelbſtthätig da den Faden wieder aufnehmen kann, wo die fremde Hand ihn fallen ließ. An dieſe Hauptregel ſchließen ſich folgende Nebenregeln, die aus jener hervorgehn:

1) Der fremde Bildner (hier Lehrer) behandle bei dem Unterrichte ſeinen Schüler nach ſeinen beſondern Anlagen d. h. er ſuche zu bemerken, wie ſeine natürlichen Talente zu einander ſich verhalten und in welchem Maße ungefähr jedes ſich äußert, um danach die Art und die Menge der Kenntniſſe zu beſtimmen.

2) Er nehme beſondere Rückſicht auf des Schülers übriges Naturell, um ſeinem etwaigen Berufe vorzuarbeiten oder ihn doch nicht gewaltſam davon abzuführen.

3) Man gewöhne, ſo ſehr es möglich iſt, den Schüler an das eigene Auffinden, Selbſtbegreifen, Selbſtdenken.

4) Darum gebe man ihm nicht zu viel auf einmal, damit er ſich nicht verwirre und aus Mangel an deutlicher Begreifung an Gedankenloſigkeit und Mechanismus gewöhne.

5) Man gebe ihm aber beſtändig ſo viel, daß ſeine Thätigkeit erregt bleibt und nicht in Schlaffheit ſich verwandelt; auch ſo Mannigfaltiges, als ohne muthmaßliche Verwirrung und Ueberladung geſchehen kann, damit aus dieſem die Wahrheit ſelbſt reicher hervorgehe.

6) Deshalb führe man ihn vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfacheren zum Zuſammengeſetzten, vom Einzelnen zum Mehrartigen.

Nur auf dieſe Art wird der fremde Unterricht den Schüler zu richtiger, ſtetiger Kenntniß, durch dieſe zur Wahrheit, dem Zwecke alles Lernens und intellectuellen Bildens, bringen. Auf dieſe Art wird die eigene Geſchäftigkeit erweckt, die feſte, ordnungsmäßige Thätigkeit begründet, das Selbſthandeln befördert; durch dieſes aber die höhere Würde des jedesmaligen Subjekts realiſirt, die Humanität (in ihr die Beſtimmung ſelbſt) dargeſtellt oder für die Zukunft darſtellbarer gemacht.

Wie viel Umſtände, Gelegenheiten und andere Zufälligkeiten hierbei jedesmal mitſprechen und beſtimmen dürfen, das wird und ſoll der Bildner (Lehrer) ſelbſt bemerken; denn die Regeln können hier nur das Allgemeine berühren. So muß auch die Wahl des be=

ſondern Stoffs unbetrachtet bleiben, indem ſolche ſich lediglich nach der Individualität des Berufs (das Wort in ſeiner oben dargeſtellten, ausgedehnten Bedeutung genommen) richten muß. Bei Allem aber ſoll nichts ſo ſehr vermieden werden, als die verderbliche Paſſivität, indem ſie geradezu der Freiheit in der Entwickelung widerſtreitet, welche doch einzig der Grund aller echten Menſchenwürde in jeder Rückſicht bei der Realiſirung jedes Zweckes iſt.

b) Autodidaxie.

Unter Autodidaxie denken wir uns, nach der oben angedeuteten Idee, den ganzen Selbſtunterricht, in ſo fern der Menſch, der ſich ſelbſt intellectuell veredeln will, alle Erfahrungen, Veranlaſſungen in der geſammten weltlichen, beſonders geſellſchaftlichen Exiſtenz ſo benutzt und anwendet, daß er dadurch ſo viel möglich ſelbſtſtändig ſich Kenntniſſe erwirbt, ſie vermehrt, berichtiget und zur einen Wahrheit vereinigt. Hier iſt demnach die Welt überhaupt und der Wirkungskreis oder die jedesmalige Sphäre für Jeden insbeſondere eine große Schule, die für ihn nur mit dem Lebensthore zugleich geſchloſſen wird. Was ſich darin als bemerkenswerth anbietet, muß beobachtet, muß durch das hinzukommende Bewußtſeyn und den ordnenden Verſtand zur Erfahrung, zur Kenntniß werden und endlich als Wahrheit die intellectuelle Veredlung bewirken. An ſich betrachtet hat für den Menſchen eigentlich nur das höhern Werth, was er durch die Autodidaxie erlernt, weil ihm dieſes nur echte Wahrheit ſeyn kann, indem er es einzig ſelbſtthätig, mit vollem, gereiftem Bewußtſeyn (alſo ſeiner eigentlichen Würde gemäß) in ſein Weſen aufnimmt, folglich erſt dadurch ſeine Humanität beför-

dert. Aber was ihm von fremder Hand mit Weisheit zugeführt ward, legte doch ſchon einen vortrefflichen Grund, und die mündig gewordene Kraft wird es bald in wahres Eigenthum zu verwandeln wiſſen, um es zweckgemäß, mithin die Humanität befördernd, zu verwenden. Indeß geht hieraus wiederum hervor, wie ſehr der fremde Bildner die oben genannten Regeln beachten, wie ſehr er alles Maſchinenweſen vermeiden, wie ſorgfältig dagegen die freie Entwickelung und Veredlung vorbereiten müſſe.

Dieſe Autodidaxie wird aber vorzüglich durch drei Stücke befördert, welche die Exiſtenz hienieden auszeichnend umfaßt. Konvenienz, Schickſale (alle mehr unwillkürlichen Ereigniſſe) und eigentliche Wiſſenſchaften ſind die vorzüglichſten Momente, welche theils als Hebel für die Forſchungsthätigkeit, theils als wirkliche Schätze für die Erkenntniß, theils auch als Prüfungsmittel des Erworbenen dienen. Was die Konvenienz beſonders angeht, ſo denke ich mir darunter den ganzen Einfluß, welchen das bürgerliche und geſellſchaftliche Zuſammenleben auf die Erweiterung der Kenntniſſe haben kann. Da iſt ein ewiges Reiben und Reizen, da ein unaufhörliches Mittheilen und Empfangen, wozu die weiſe Natur die Menſchen ſo geneigt ſchuf. Mag der Kreis unſers Wirkens und Lebens auch noch ſo glanzlos und ſtill, noch ſo klein und einfach ſeyn, immer weilen Menſchen zuſammen, die ſich wechſelsweiſe von ihren Erfahrungen und Entdeckungen, von ihren Kenntniſſen und errungenen Wahrheiten auf tauſendfältige Weiſe geben. Dieſes nun gehörig zu benutzen iſt die wahre Bildungsklugheit, die im Allgemeinen Jeder beſitzen kann und muß, weil Alle zur Humanität gelangen ſollen.

Es wird aber genug ſeyn, hier nur noch die nothwendigſten Regeln für die Autodidaxie kurz aufzu-

ſtellen. Als Hauptvorſchrift dürfte Folgendes ſich bewähren:

Der Autodidakt bilde ſeine intellectuelle Natur auf die Art, daß er ohne Verletzung der Individualität und Harmonie zu immer höherer Vollendung in Abſicht auf Wahrheit gedeihe.

Aus dieſer oberſten Regel laſſen ſich folgende untergeordnete füglich deduciren:

1) Der Autodidakt ſuche unter der großen Menge der ſich darbietenden Erkenntniß-Gegenſtände und Erfahrungen diejenigen beſonders zu fixiren und zu benutzen, welche ſeinen individuellen Anlagen und Talenten am meiſten zuſagen und daher am ſicherſten und richtigſten von ihm gefaßt, begriffen werden können, und dem Ganzen der ſubjektiven intellectuellen Vollendung ſich am leichteſten im Selbſtgefühle aſſimiliren.

2) Er widme vorzügliche Aufmerkſamkeit denjenigen Zweigen und Gegenſtänden, welche ſeinem übrigen Naturelle am meiſten entſprechen, ſich mit ſeinem geſammten Weſen alſo eher befreunden, mithin für ſeinen Beruf am zweckmäßigſten ſind.

3) Er ſehe bei allem Streben nach Kenntniß und Belehrung auf möglichſte Klarheit im Selbſtbewußtſeyn, ſo daß ſich Alles im Selbſtgefühle, wie im Mittelpunkte der geſammten, echten Aufklärung koncentrire und zu feſter Ueberzeugung geſtalte. (S. 1ſte Abthl. 3. B. 2. K.)

4) Er trachte daher nicht nach zu Vielem auf einmal; ſondern, wohlbeachtend das „non quam multa, sed quam multum“ führe er den ganzen Bau ſeiner Kenntniſſe von Stufe zu Stufe immer höher, ſo, daß er nicht eher weiter ſchreitet, bis die untere und vorhergehende feſt begründet iſt und wie unerſchütterlich daliegt.

5) Er vermeide ferner jede Abnormität bei irgend einem Theile oder irgend einer Kraft der Erkenntniß, welche immer nur auf Koſten der übrigen ſtatt finden kann und mithin die Harmonie — dieſe nothwendige Bedingung wahrer humaner Bildung — ſtören wird.

6) Dennoch ſuche er das Mannigfaltige, ſo weit es ohne Verwirrung und Verletzung des reinen Verhältniſſes geſchehn kann, aufzufaſſen, damit das Reich der Wahrheit ſich von Zeit zu Zeit mehre und erweitere.

7) Darum ſchreite er endlich nur vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachern zum Zuſammengeſetzten, vom Einzelnen zum Mehrartigen ſo feſten Schritts auf der Bahn ſeiner intellectuellen Bildung voran, daß er ſich von Station zu Station umſieht und in beſonnener Reflexion die Vereinigung oder Abweichung der verſchiedenen Radien im Centrum des Selbſtgefühls bemerkt, wornach er ſodann ſeinen Weg weiter nehmen und ſein Streben ferner leiten muß.

Nur auf dieſe Weiſe kann man zur Wahrheit am ſicherſten gelangen; nur ſo wird ſie ſich an des Menſchen geſammtes Weſen freundlich anſchließen, ihn hell erleuchten und wirklich aufklären, ihn ohne Verirrung zum Ziele echter, geiſtiger Bildung — zu dieſem Theile ſeiner Beſtimmung — hinführen.

Aus Allem aber, was bisher über die intellectuelle Veredlung überhaupt hier abgehandelt und geſagt iſt, ergibt ſich folgendes allgemeine Reſultat:

Derjenige, welcher ſich oder auch Andere intellectuell bilden und vervollkommnen will, laſſe es ſich angelegen ſeyn, ſein ganzes Erkenntnißvermögen ſo ſubjektiv zu erhöhen und zu ſtärken, und objektiv durch Kenntniſſe zu bereichern, daß die Wahrheit

mit überzeugender Kraft in jedem Falle hervortrete und an Umfang ſo wie an Fülle ſtets ſich erweitere und vermehre.

Dieſes wird aber geſchehen

1) dadurch, daß man das untere und obere Erkenntnißvermögen an ſich erhält, entwickelt und erhöhet, wozu eine zweckmäßige Entwickelungs- und Uebungskunſt die nothwendigen Regeln geben wird (formale Bildung der Intellectualität);
2) dadurch, daß man durch mancherlei von verſchiedenen Veranlaſſungen und Objekten herrührende Vorſtellungen, Begriffe und Erfahrungen die Summe der wirklichen Kenntniß von Zeit zu Zeit vergrößert, ſomit das Reich der Wahrheit in der That ausdehnt und erweitert, wozu theils fremder Unterricht (Schulunterricht in der weiteſten Bedeutung, Heterodidaxie) theils eigener (Selbſtunterricht, gleichfalls in dem ausgedehnteren Sinne, Autodidaxie) in der ganzen Lebensperiode dienen muß.

Neuntes Kapitel.

Moraliſche Bildung, oder Bildung zur Tugend. Vorläufige Unterſuchung über die Beſtandtheile der moraliſchen Natur und über das Verhältniß der Moralität zu den andern beiden Hauptzwecken, Wahrheit und Glückſeligkeit.

Tugend.

Zu den Hauptzwecken der menſchlichen Natur gehört endlich drittens die Tugend oder ſittliche Veredelung. (S. oben 1ſte Abthl. B. 2. K. 3.) Soll

alſo der Menſch zu ſeinen Zwecken gebildet werden, ſo verſteht ſich von ſelbſt; daß auch dieſe Seite in ſeinem Weſen, die moraliſche Anlage, wichtige Rechte und Anſprüche auf Vervollkommnung vorbringt. Was Tugend ſey und wie ſie beſchaffen ſeyn müſſe, um in die Humanität wahrhaft einzutreten und zur menſchlichen Beſtimmung weſentlich gerechnet zu werden, davon iſt oben in der Zwecklehre weitläufiger gehandelt worden. (S. 2. B. 3. K. und 3. B. 3. K.) Soll indeß dieſe Angelegenheit umfaſſend und nach ihrer innern und äußern Wichtigkeit gehörig behandelt, und die Bildung zur Moralität in ihrer wahren Idee gefördert werden; ſo ſind zuvor noch zwei andere dahin einſchlagende Punkte zu betrachten, welche eine doppelte, gleichſam vorläufige, Unterſuchung veranlaſſen.

Zuvörderſt iſt auszumachen, welche einzelne Theile oder Stücke die Sittlichkeit ihrer Natur nach umfaßt, oder woraus das Was der Tugend beſteht und worauf es ſich gründet.

Dann iſt zu beſtimmen, in welchem Verhältniſſe die ſittliche Bildung vorgenommen werden muß zu den andern Hauptzwecken (der Wahrheit und Glückſeligkeit) damit ſie mit ihnen ſich freundſchaftlich in der einen Humanität vereinige.

Erſte Unterſuchung.

Bei der Frage, was eigentlich zur ſittlichen Natur zu rechnen ſey oder woraus wahre Moralität ſich endlich ergebe, tritt die Idee des Sittlichguten zu allererſt hervor. Sie iſt der eigentliche Mittelpunkt, worauf ſich hier Alles bezieht, es ſey nun die Rede vom Erlaubten oder Unerlaubten, von Recht oder Unrecht, von Billigkeit, Pflicht oder Gerechtigkeit.

Faſt von jeher, wenigſtens ſo lange es eigentliche Schulen oder Sekten der Philoſophen gegeben hat, vom Sokrates oder vielmehr Plato, *) ja gewiſſermaßen ſchon vom Pythagoras an, bis auf unſere Zeiten ward über das Sittlichgute in der menſchlichen Natur vielfach geforſcht, disputirt, gelehrt und, ſo lange die Geſchichte weiter hinaufreicht, wenigſtens darüber dieſes oder jenes (meiſtens im Grunde daſſelbe) geglaubt und in Liedern, Sentenzen oder Gnomen geredet und geſchrieben. **)

---

*) Cicero Tusc. quaest. lib. V. c. 14.

**) Dieſe Art zu moraliſiren und moraliſche Wahrheiten zu behandeln, findet man in allen Zeiten, wo noch kein eigentliches Syſtem ein beſtimmteres und gelehrteres Forſchen nöthig und wirklich macht. Darum trifft man in den früheſten Perioden, ſo wie überhaupt bei allen Völkern, wo die Moral noch nicht zur Wiſſenſchaft gedieh, moraliſche Gedichte und Gnomiken an. Ohne tiefe Spekulation werden darin die hauptſächlichſten ſittlichen Vorſchriften und Lehren vorgetragen. So war es der Fall mit den Hebräern, in deren literariſchen Ueberreſten man häufig dergleichen Sittenſprüche findet. Z. B. die Sprichwörter, welche man gewöhnlich dem weiſen Salomo beilegt und die, wenn ſie auch nicht insgeſammt von ihm herrühren, doch gewiß ziemlich nahe zu ſeinem Zeitalter hinanreichen. Daſſelbe gilt vom Prediger. S. Eichhorn, Einl. ins Alt. Teſt. Bd. III. S. 520 ff. (3te Ausg.) ferner S. 638 ff. Jahn. Introd. in lib. s. V. F. (Compend.) pag. 474. §. 180 et 182. item pag. 519. §. 214. So auch Jeſus Sirach ꝛc. Ueberhaupt iſt die Gnomik im Oriente von jeher gewöhnlich geweſen, weil bis auf den heutigen Tag dort wohl nicht leicht ein feſtes Syſtem zu finden ſeyn dürfte. Z. B. bei den Arabern die Sprüche Lockmann's ꝛc. Spec. prov. Meidanii, ed. Schultens. Lond. 1773. Wer hätte wohl nie von den Sittenſprüchen Sadi's, des perſ. Weiſen, gehört? Bei den Griechen findet man ein Gleiches in der frühern Zeit z. B. Phocylides, Theognis, Py-

Die vielfachen Abweichungen der verſchiedenen Schulen aber, ſo wie ihre häufige Disharmonie in dieſer Hinſicht, ſcheint mir lediglich daher zu kommen, daß man die Quelle des Sittlichguten zu einſeitig beſtimmt. Doch ein höherer Genius ſchwebt über dem Kampfe hehr und geheimnißvoll, und ſenkt in ſicherer Ahndung mit ſanfter Hand in das Gemüth der Streitenden das verborgene Etwas, welches ſie im wirklichen Thun wunderbar eint und ausgleicht.

Meiner Ueberzeugung gemäß nun iſt desfalls keine feſtere Beſtimmung und allgemeinere Uebereinkunft zu hoffen, ſo lange man trennt, was ſich innig verbinden muß, um das Wahre hell ſchauen und begreifen zu laſſen; ſo lange man aus einer Quelle herleitet, was nur, aus einer zweifachen entſpringend, ſich im miſchenden Zuſammenfluſſe zum klaren Bach geſtaltet, der befruchtend und freundlich das Leben durchſtrömt. Vernunft und Gefühl ſind dieſe beiden Quellen, aus denen die Idee des Sittlichguten gemeinſchaftlich hervorgeht. Ihre beiderſeitigen Ausſprüche müſſen aber ſo harmoniſch zuſammenſtimmen, daß ſie als ein Ausſpruch tönen und die eine Idee ohne Irrung offenbaren. Gerade die gewaltſame Trennung beider, indem man bald der Vernunft allein alle Kompetenz zugeſtand, dem Gefühle aber nichts zu ſprechen übrig ließ, oder auch umgekehrt dieſem einzig eine entſcheidende Stimme beilegte und jene zu ſehr zurückſetzte, iſt der Hauptgrund der vielfältigen Abweichungen und Verſchiedenheiten der philoſophiſchen Meinungen vom Plato bis

---

thagoras. S. beſonders Meiners Geſch. der Wiſſenſch. in Griechenland. Wem wäre aber unſer nordiſche Weiſe, der Vater Odin nebſt Anderen nicht bekannt? (S. Edda Siemund.)

auf Kant geweſen und wird es förderhin bleiben, wenn man nicht aufhört Vernunft und Gefühl mit einander zu entzweien.

Vernunft hat demnach zuerſt einen wichtigen Antheil an der Bildung der Idee des Sittlichguten. Es fragt ſich nun aber, welchen? Als früherhin über das obere Erkenntnißvermögen gehandelt wurde (S. 2te Abthl. 1. B. K. 7.) ſo ward der Vernunft die Summe aller höheren d. h. mehr als bloß logiſchen Funktionen zugeſtanden. Dieſe höheren Funktionen derſelben beſtehen aber ganz eigentlich darin, daß ſie idealiſirt d h. nach Ideen ſtrebt. Sie geſtaltet mithin allererſt die Idee von dem, was man Sittlichgut nennt. Sie erklärt, daß der Menſch ſeine Freiheit auf eine ſolche Art gebrauchen könne und ſolle, daß er mit Uneigennützigkeit in einer beſonderen Rückſicht (hier die moraliſche genannt) alles Andere gewiſſermaßen vergißt, um einem eigenen Geſetze zu gehorſamen und ſomit einer höheren Ordnung gemäß ſich zu verhalten. Allein gleichſam zu geiſtig, zu übermenſchlich und hoch ſchwebt dieſe Idee einer Pflicht, dieſe Forderung eines beſondern, einem gewiſſen Geſetze gemäßen Gebrauchs der Freiheit uns vor. Sie iſt zu ſehr ohne beſtimmte Geſtalt, als daß wir ſie deutlich und feſt genug erfaſſen und innig uns mit ihr befreunden könnten. Sie verlangt noch eine Verſinnlichung, wenn ich ſo ſagen darf, um in die Sphäre der Menſchheit wirkſam niederzuſteigen. Dieſe ertheilt ihr nun das Gefühl, welches die Ausſprüche der Vernunft unterſtützt und eindringlicher vorbringt. Eben daher heißt es denn das moraliſche, zur Unterſcheidung von andern Aeußerungen deſſelben. Es führt die Forderung der Vernunft der menſchlichen Natur näher, kleidet ſie freundlicher ein, zeigt in einer Art Menſchwerdung das Ueberirdiſche, das

Höhe. Es iſt die verborgene Stimme, welche uns oft im entſcheidenden Momente kräftiger zum Handeln aufruft oder vernehmlicher davon abmahnt; es iſt gleichſam ein Platoniſcher Dämon zwiſchen Erde und Himmel, welcher die Befehle höheren Orts uns lauter und ſichtbarer überbringt. In eines Jeden Bruſt ſpricht dieſes Gefühl, heller oder leiſer, je nachdem andere Umſtände es geſtatten. Wie man es weiter nennen mag, thut nichts zur Sache, nur darf man ſein Daſeyn und ſeine Autorität nicht überſehen, wenn die bloße Idee der Vernunft tiefere Bedeutſamkeit, wenn überhaupt das Sittlichgute größere Kennbarkeit erhalten ſoll. — Man könnte nun dieſen zweifachen Erkenntnißgrund deſſelben wohl nicht unpaſſend mit einem Worte das moraliſche Erkenntnißvermögen heißen, was mit dem intellectuellen in mehr als einer Rückſicht ſich vergleichen laſſen würde. *)

---

*) Ein moraliſches Gefühl ſcheinen unter den Alten vorzüglich Sokrates, Plato und die Stoiker geglaubt zu haben. Was insbeſondere den Plato angeht, ſo iſt ſeine Liebe, die er einen großen Gott nennt (ὡς εἴη ὁ Ἔρως μέγας θεος. Symp.) zum Theil nichts Anderes, als das m. G. (Man ſ. beſonders Symp. Vol. X. pag. 208 und 209, ed. Bip.) wo es offenbar iſt. So auch im Phädrus Vol. X. pag. 332 ff.) Auch die angeborne Tugend, wovon er mehrmal ſpricht, kann wohl nichts weiter bedeuten. Cicero ſpielt in vielen Stellen darauf an. Z. B. De fin. lib. II. c. 14. Sein commune omnium judicium möchte ſich, wenn er es vom Moraliſchen gebraucht, gleichfalls wohl meiſtens auf ein ſolches Gefühl beziehen. So Seneka. Wenigſtens ſcheint er oft dahin zu zielen. z. B. ep. CXX. Die Meinungen und Lehren der engliſchen Philoſophen hauptſächlich Vieler aus der ſchottiſchen Schule in Betreff des m. G. ſind bekannt. Nur halten ſie, beſonders Einige, daſſelbe für die einzige Quelle des Sittlichguten. Z. B. Shaftesbury. Inquiry concerning virtue. P. II.

Allein mit dem Erkennen des Sittlichguten iſt die Sittlichkeit noch keineswegs ihrem ganzen Umfange nach begründet, die moraliſche Natur noch gar nicht erſchöpft dargeſtellt. Denn die Idee des Sittlichguten oder deſſen, was erlaubt und unerlaubt, recht und unrecht iſt, kann ganz klar der Seele vorſchweben, ohne daß darum die Realiſirung des Beſſeren nothwendig erfolgen muß. Ohne das Verwirklichen deſſelben aber, wo es möglich iſt, ohne That, wo ſie ſtatt finden kann, iſt keine echte Tugend vorhanden, ſo

---

p. 28, 44. Hutcheson. Essay on the nature and conduct of passions, 4. Ed. Lond. 1756. Imgleichen Enquiry into the original of our ideas etc. Lond. 1720. D. Hume. Essays and Treatiſes. 2 V., ferner in deſſelben Enquiry concerning the principles of moral Ferguson. Institutes of moral philosophy. Lond. 1769. Er macht, wie Shaftesbury und Hutcheſon das m. G. zur Grundlage aller Sittlichkeit, unterſcheidet ſich aber beſonders dadurch, daß er es gewiſſen Geſetzen, unter die er das Gemüth überhaupt ſtellt, unterwirft, z. B. dem Geſetze der Selbſterhaltung, der Geſelligkeit (society). Mit dieſen Genannten ſtimmen die Andern dieſer Schule mehr oder weniger überein. Nur Einen noch darf ich hier nicht übergehn R. Price Review of the princip. quaest. and difficult. of mor. 1758. Er räumt, im Ganzen genommen, der Vernunft wie dem Gefühle ihre Rechte ein und theilt ſehr richtig der erſtern beſonders die Prüfung und rechtfertigende Entſcheidung zu. Unter den deutſchen Philoſoph. ſ. Bouterweck, a. a. O. Thl II. S. 19. §. 12. S. 26. §. 16 und 17. S. 33. §. 20. So auch Schulze. Platner, Aphorismen Thl. II. S. 72 ff. Dagegen erklärt ſich vorzüglich Feder, über das m. G. Kopenhagen und Leipzig 1792, aus dem deutſch. Muſ. 1776 abgedruckt. Ferner Kant, der es wenigſtens nicht als einen Erkenntnungsgrund des Sittlichguten gelten laſſen will. S. Metaph. der Sitten, Thl. II. S. 35, beſonders S. 36 unten ff.

ſehr auch in der Geſinnung die Idee des Guten ſelbſt mag aufgefaßt ſeyn und gebilliget werden. Damit aber die Tugend der Wirklichkeit näher gebracht, und das erkannte Beſſere ſicherer ausgeführt werde, muß noch das Gefühl der Selbſtachtung und die Liebe zum Guten, die man auch die moraliſche nennt, hinzukommen. Jene Selbſtachtung beſteht in dem Bewußtſeyn, daß wir freithätig ohne poſitiven Zwang von außen, ſo wie ohne blinden Inſtinkt von innen dasjenige, was wir als ein Gut überhaupt in Abſicht auf die Zwecke unſerer Natur anerkennen, zu verwirklichen ſtreben können. Selbſtachtung alſo in moraliſcher Hinſicht beruht in dem Innewerden der Kraft, eigenmächtig und ſelbſtſtändig, mithin unſerer höheren Würde gemäß, das erkannte Sittlichgute realiſiren, oder die Sittlichkeit als einen Hauptzweck unſerer Natur immer mehr erſtreben zu können. Daß auf dieſem Gefühle der Selbſtachtung die Tugend, ſo wie alle Humanität ganz vorzüglich beruhe, iſt aus Allem, was desfalls bisher geſagt iſt, ſo wie aus der Sache ſelbſt klar.

Zur ſittlichen Natur gehört ferner noch die Liebe zum Sittlichguten, oder die moraliſche Liebe. Liebe überhaupt iſt dasjenige Gefühl, welches durch einen unwillkürlichen Drang antreibt, einen Gegenſtand, deſſen Vollkommenheiten und Eigenſchaften uns, indem wir ſie wahrnehmen und erkennen, reizend anſprechen, ſeiner ſelbſt wegen uns immer näher zu bringen, und nicht eher zu ruhen, bis derſelbe in der innigſten Vereinigung mit uns den erſehnten Genuß geſtattet. Hiernach iſt nun moraliſche Liebe ein unwillkürliches Verlangen, das Sittlichgute, ſobald wir es in ſeiner wahren Geſtalt und Vollkommenheit begreifen und auffaſſen, ohne alle andere Rückſichten bloß ſeiner ſelbſt wegen zur Wirklichkeit zu bringen, um ſo daſ-

ſelbe mit unſerm Weſen gleichſam innigſt zu vereinigen und ganz zu genießen. *)

Wie ſehr dieſe moraliſche Liebe aber mit zur Sittlichkeit gehört und die Tugend darzuſtellen helfen muß, iſt aus ihrem Begriffe ſchon offenbar genug. Ohne ſie würde nie ein gewiſſer Eifer in uns entſtehn, der doch erfordert wird, wenn das Sittlichgute nicht ewig bloß Idee bleiben und alle Tugend nur in einer frommen Geſinnung beſtehn ſoll; ohne ſie würde die Bereitwilligkeit fehlen, Alles aufzuopfern, wofern es nothwendig iſt, um dem Sittlichguten nachzuſtreben. Sie iſt auch die eigentliche Quelle jener edlen Begeiſterung für die Tugend, der dieſe ſo manchen Held verdankt; ſie iſt der Grund der Uneigennützigkeit in dem Moraliſchen, ohne welche dieſes gar nicht wahrhaft ſo zu nennen iſt und als ſolche ſtatt finden kann.

Jene Selbſtachtung nun verbunden mit dieſer moraliſchen Liebe machen vorzüglich dasjenige Etwas in unſerm Weſen aus, was uns hinzieht, das Sittlichgute zu wünſchen und es zu verwirklichen; jene, indem ſie uns aufmuntert und ermuthiget durch das Bewußtſeyn der ſelbſtſtändigen Freithätigkeit, zur Moralität oder Tugend hinzuſtreben und dieſer höheren Anlage gemäß zu handeln; dieſe, indem ſie uns mit dem Verlangen beſeelt, durch die Realiſirung des erkannten Guten uns mit demſelben aufs engſte zu

*) Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 61. §. 34. Ewald a. a. O. Thl. I. S. 295 ff. Platner a. a. O. S. 378. §. 822 ff. Dieſe moraliſche Liebe iſt in dem Platoniſchen Syſteme vorherrſchend, das darum ſo ſehr hinzieht. Sie entſteht nach dem Plato aus der ewigen Schönheit und iſt in ſo fern mit dem Guten zugleich in der Gottheit ſelbſt vereiniget von Ewigkeit. So im Sympoſium und Phädrus, wo faſt einzig darüber gehandelt wird.

verbinden. Beide zuſammen könnte man daher füglich das ſittliche Begehrungsvermögen nennen, zum Unterſchiede von dem Begehrungsvermögen überhaupt.

Doch ſelbſt weder durch die Erkennung des Sittlichguten, noch durch das mit der Selbſtachtung verbundene Verlangen darnach vollendet ſich die Sittlichkeit in ihrer ganzen Würde. Denn wo ſie erſcheinen ſoll in ihrer wahren, hohen Geſtalt, da wird noch eine andere Bedingung erfordert; da muß noch ein Zug zu den übrigen ſich geſellen, wodurch ſie im lebendigen Seyn zur Wirklichkeit gerufen wird. Es muß ein Ganzes gebildet werden, indem jene einzelnen Stücke ſich ohne Täuſchung vereinigen; es muß gleichſam ein Bild entſtehn, in welchem ſich die Tugend in gediegener Hoheit in unverrückter Feſtigkeit darſtellt. Dieſes eine, wichtige Erforderniß iſt der moraliſche Charakter.

Das Wort Charakter hat mannigfaltige Zerſpaltungen in Hinſicht auf die verſchiedenen Bedeutungen bei verſchiedenen Rückſichten, denen indeß insgeſammt eine Grundbedeutung, als Haupttypus unterliegt. Dieſe iſt, daß man unter Charakter ſich jedesmal „eine beſtimmte Kenntlichkeit durch beſondere Eigenheiten oder Merkmale angedeutet" denkt, ſo oft man das Wort bei irgend einer Sache gebraucht. Bezieht man daſſelbe auf den Menſchen, ſo gibt es zuerſt für das ganze Geſchlecht einen Charakter, wodurch es zu einer beſondern Gattung geſtaltet wird; dann aber auch für jedes Individuum. In der letzten Hinſicht gibt es wiederum einen Charakter in Hinſicht auf das Naturell, d. h. auf die Naturanlage des Gemüths (pſychologiſchen) oder auch einen in Hinſicht auf das bloß phyſiſche Temperament, d. h. auf körperliche Konſtitution und Komplexion (phyſiologiſchen) endlich aber auch einen in Hinſicht auf die

Denkungsart, d. h. auf die pragmatiſche Anlage, in ſo fern Jeder frei aus ſich machen kann, was er will (moraliſchen). In dieſer letzten Rückſicht ſpricht man auch nicht ſelten vom Charakter ohne Epithetum, das Wort vorzugsweiſe gebraucht. Von dieſem iſt nun auch hier die Rede, und es fragt ſich, worin er eigentlich beſtehe. *)

Moraliſcher Charakter, oder Charakter vorzugsweiſe, iſt eine gewiſſe feſte Beſtändigkeit in Abſicht auf den Willen bei einem mit freier Vernunftthätigkeit handelnden Menſchen, gemäß der er nur nach Grundſätzen, als feſtbeſtimmten praktiſchen Principien, etwas in ſeine Beſchließungen und Handlungen aufnimmt oder nicht aufnimmt. Wie ſehr nun der Charakter als nothwendiges Erforderniß zur echten Sittlichkeit und Tugend erſcheint, geht hieraus von ſelbſt hervor. Ohne dieſe beharrliche Grundrichtung bei unſern ſittlichen Entſchließungen und Unternehmungen wird nie eine ſichere moraliſche Vollendung ſtatt finden können. Ein charakterloſer Menſch gleicht einem herbſtlich verdorrten Blatte, das ein Windhauch in hundert Kreiſen hierhin und dorthin treibt — und doch erheiſcht die Tugend kräftige Ausdauer bei der Realiſirung deſſen, was man einmal als Sittlichgut erkannt und darum wünſchenswerth gefunden hat. Ein Menſch mit Charakter aber gleicht einer Eiche, um die rings herum die kreiſenden Blätter tanzen, indeß ſie ſelbſt unbekümmert dem Sturme trotzt, beharrlich ihre Zweige ausbreitet, ihr Haupt erhebt und unter kämpfenden Elementen des neuen Frühlings wartet. Ein ſolcher Menſch weiß,

---

*) Kant, Anthrop. S. 253. §. 86. Platner, a. a. O. Thl. II. S. 272. Pölitz, a. a. O. Thl. I. S. 207. Herbart, a. a. O. S. 297.

was er will und was er nicht will; und ſo lange ſeine Ueberzeugung dauert, bringt nichts ihn von ſeiner Bahn ab. Nur er kann wahrer Tugend fähig werden, weil ſie eine Tochter der Kraft iſt, er allein iſt wahrhaft groß, weil Größe nur der freien Willkür feſt entſtammt. Während Andere heute der Tugend ſchwören, weil eine Scene der Rührung ſie aufregte, eine glückliche Laune ſie erweckte, morgen aber dem Unrechte folgen, weil ein Vortheil ihnen winkt oder eine Lieblingsneigung, wohl gar Leidenſchaftlichkeit ſie hinreißt: iſt er heute wie morgen derſelbe; opfert heute wie morgen dem Guten — ſo lange es ihm als ſolches erſcheint — mag Reiz oder Drohung, mag Vortheil oder Nachtheil, Heiterkeit oder Trübſinn ihn wechſelnd verſuchen. Während der Charakterloſe oft aus Temperament, gutem Gemüthe nach dem Beſſeren ſtrebt, ſich aber zum Gegentheile hinneigt, ſobald eine ſchwerere Prüfung ihm widerfährt; ſteht der Mann mit Charakter unwandelbar feſt, mag ſein Temperament ihn auch, wie einſt den Sokrates das ſeinige, zum Uebeln hinziehn, oder, wie einen Attikus, zum Guten. Im erſten Falle kämpft er an gegen die Macht der Natur und ſiegt endlich, wie Sokrates; im zweiten läßt er die beſſeren Keime tief und kräftig Wurzeln ſchlagen und erzieht aus ihnen der Tugend majeſtätiſche Blütenkrone, wie der edle Attikus. Immer aber kennt er nichts als echte Frucht der Sittlichkeit an, als was auf dieſem feſten Stamme hoher, freier Entſchließung und kräftiger Handlung reifte. Freilich wird nicht Jeder gleich glücklich und gleich früh zu dieſer Feſtigkeit erſtarken; allein ſchon das Beginnen iſt Ruhm, gibt Würde.

Die Hauptbeſtandtheile eines ſolchen Charakters ſind: Feſtigkeit des Willens, Feſtigkeit des Entſchluſſes, Seelenſtärke (ἀνδρεία, fortitudo), Mäßigung (σωφροσύνη, moderatio).

Feſtigkeit des Willens beſteht in einer gewiſſen Beharrlichkeit, dasjenige, was man einmal wünſchenswerth gefunden und als ſolches für die Handlung gewählt hat, unabläßlich und unveränderlich als Ziel des Strebens feſtzuhalten; dasjenige aber, was man als Heterogen ausgeſchloſſen hat, auch unter keiner Bedingung (es ſey denn die eines *vernünftigen* Wechſels der Ueberzeugung) in den Plan oder die Entſchließung aufzunehmen. Man ſieht von ſelbſt, daß ohne dieſe Eigenſchaft kein Charakter möglich iſt, indem *Wollen* oder *Nichtwollen* ſeine Grundlage ausmacht.

Feſtigkeit des Entſchluſſes (Entſchloſſenheit) beſteht gleichfalls in einer gewiſſen Beharrlichkeit dasjenige, was der Wille einmal für die Handlung wählte oder zurückwies im *Momente des Handelns ſelbſt* zu fixiren und im Drange der mancherlei Nebenumſtände, die ſich oft im Augenblicke des Wirklichwerdens erzeugen oder doch zuerſt bemerkbar machen, unerſchütterlich die Wahl des Willens durchzuſetzen. Auch ohne dieſe Bedingung kann kein echter Charakter ſich bilden. Denn was hilft alle Feſtigkeit des *Wollens*, wenn der *Verſuch* nicht Kraft und Muth antrifft, dem Ausſpruche des Willens *Realität* zu verſchaffen? Lieber *keinen* Vorſatz (wie Kant mit ſeinem gewohnten Scharfſinne irgendwo ſehr richtig bemerkt) als *ewigen* Vorſatz und *ewiges Aufgeben* deſſelben im *Augenblicke der That*. Was kann da Anderes die Folge ſeyn, als allmählige Ertödtung jedes Keims zum Charakter durch Muthloſigkeit? Und doch wird dieſe unausbleiblich da entſtehn, wo man ſtets heilige Beſchlüſſe faſſet, die nimmer zur Wirklichkeit gedeihen. *Erſchlaffung* tritt unvermerkt an die Stelle der *Feſtigkeit* — mit ihr *Charakterloſigkeit* an die Stelle des *Charakters*.

Seelenſtärke (ἀνδρεία, fortitudo der Alten) be-

ſteht in derjenigen Kraft der Seele, vermöge welcher alle Hinderniſſe, die im weitern Fortgange der Ausführung des Vorſatzes ſich etwa aufdringen, überwunden und beſeitiget werden. Sie iſt ohne allen Selbſtzwang und alle Selbſtverleugnung nicht gedenkbar. Neigungen und Leidenſchaften aller Art werden immer fertig ſeyn, das edlere Streben zu hemmen, die Richtung des Willens hinzuleiten auf ſich und ihr Intereſſe. Sie müſſen aber durch kräftiges Entgegenwirken zurückgewieſen oder mit erhabener Strenge dem Principe des Handelns untergeordnet werden. Aber auch von außen können ſich tauſend Bollwerke erheben, um den geraden Schritt aufzuhalten. Auch ſie ſind zu überſteigen, wenn der Wille nicht zu Schanden werden und der ganze Bau des Charakters wiederum verfallen ſoll. Nur erſt durch dieſes feſte Wallen auf der einmal betretenen Straße offenbart ſich dem Menſchen, wer er eigentlich ſey, was er gelte und nicht gelte. Viele prunken mit großen Entſchließungen, mit heroiſcher Willenskraft, und wenn's heißt: „Hic Rhodus hic salta" treten ſie beſchämt zurück, wie jener Prahler. Manche aber fühlen ſich in der That ermuthiget, entſchloſſen; allein der Verfolg des Strebens zum Ziele hin entwickelt ſo vielerlei Schwierigkeiten, die ſie nicht berechneten, daß ſie, abgeſchreckt, ſtets ſchwächer und ſchwächer auftreten, bis ſie endlich erſchlafft ganz das edle Werk aufgeben. Ihnen möchte man zurufen, was Herbart ſehr treffend ſagt: „Unglücklich ſind die, welchen die Kraft verſagt, wo ſie was Großes wollten." *) Daß aber weder hier, noch

*) Herbart, a. a. O. S. 333 unten. Ueberhaupt wird man viel Wahres und Herrliches geſagt finden über den Charakter ebendaſ. S. 297. ff.

dort Charakter entſtehen, oder ſich nach ſeinem Beginnen erhalten kann, iſt offenbar.

Mäßigung (σωφροσύνη, moderatio der Alten) beſteht in einer gewiſſen klugen, beſonnenen Umſicht, wodurch Ordnung und freie Ruhe in den Gemüthszuſtand gebracht wird. Sie gehört allerdings zum Charakter, in ſo fern dieſer dadurch beſonders ſich äußert, daß Alles nach einem feſten Takte, ohne Uebertreibung und kleinliche Pedanterie ſichern Principien gemäß in der ganzen moraliſchen Exiſtenz vor ſich geht. Dazu wirkt nun aber vorzüglich die Tugend der Mäßigung hin, indem ſie die Neigungen in billigen Gehorſam erhält; allen Leichtſinn verbannt und aller unvernünftigen Strenge der Maximen wehrt. Sie lehrt, weislich die Umſtände zu benutzen, verbietet aber die falſche Politik des Handelns, welche eine Tochter des Egoismus iſt; ſie fordert Anſtand im Betragen, entfernt aber alle kleinliche, alberne Konvenienz; ſie verlangt Würde und Ernſt im Thun und Laſſen, verwirft aber jede unnütze, aſcetiſche, das heitere Leben tödtende Strenge, ſo wie jeden übertriebenen Starr- und Eigenſinn. Sie war eine von den vier Kardinal-Tugenden der Alten und das mit Recht. Denn ſie gibt der ganzen Sittlichkeit eine würdevollere Geſtalt und die ſchönſte Empfehlung an das Menſchengeſchlecht. *)

*) Zu der Seelenſtärke gehört auch die Gerechtigkeit der Alten, in ſo fern dieſe hauptſächlich darin beſteht, daß kein Hinderniß, kein Intereſſe uns wankend mache in der Ertheilung deſſen, was Jedem gebührt. Zur Mäßigung aber muß man die Klugheit rechnen, wie an ſich klar iſt. So ließen ſich die vier Kard. Tug. der Alten einfacher auf dieſe zwei zurückführen. Man ſehe hierüber beſonders Cicero, de off. lib. I. c. 4. et c. 19, 20, 27, 28. Garve Anm. Thl. II. S. 60. ff. S. 74. ff. S. 146. ff.

Feſtigkeit des Willens alſo und des Entſchluſſes, Seelenſtärke und Mäßigung ſind die vier Eckſteine, auf denen der Charakter ſich, freilich langſam und ſpät, aber doch ſicher erhebt, der wiederum der ganzen Tugend und Sittlichkeit ihre wahre Würde, Hoheit und Vortrefflichkeit ertheilt. Auf dieſem Grunde aufgeführt, wird er das ſeyn, was ein geſchätzter Deutſcher Schriftſteller unter ihm verſteht, indem er ſagt: „Ein Charakter iſt ein Fels, an welchem geſtrandete Schiffe landen und anſtürmende ſcheitern.“ *)

Zweite Unterſuchung.

Nachdem die Natur der Moralität ihrem Umfange und ihrer wahren Bedeutung nach erforſcht iſt; ſo wird es nothwendig ſeyn, ehe wir zu den Regeln der Bildung zur Sittlichkeit ſelbſt übergehn, vorläufig auch noch ſo kurz, wie möglich, das Verhältniß derſelben zu den übrigen Hauptzwecken anzugeben, oder vielmehr der Deutlichkeit wegen zu wiederholen, indem ſchon oben darüber geredet iſt. (1ſte Abthl. 2tes B. 3tes K. gegen das Ende). Dem zufolge kann in dem menſchlichen Daſeyn von einem höchſten Gute an ſich, gar nicht die Rede ſeyn; mithin kann auch die Sittlichkeit nicht als ſolches gelten, wie ſie von ſehr Vielen dafür gehalten wird, indeß Andere auch der Glückſeligkeit dieſen Rang einräumen. Es gibt eine heilige Trias in der menſchlichen Natur, Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend. Jedes Glied hat gleichſam eigene Perſönlichkeit, iſt jedem andern an ſich gleich, hat dieſelbe

*) J. Paul, Levana (2te Aufl.) Vorrede XX. Bündig und kräftig zeichnet beſonders Kant den Charakter. Anthropol. S. 268. und Bouterweck, a. a. O. Thl. II. S. 123. §. 17. und S. 120. §. 15.

Würde des Hauptzweckes, darf für ſich auch ein beſonderes Streben, eine beſondere Kraftverwendung zu ſeiner Realiſirung fordern, ohne erſt die Vollmacht dazu von einem andern Mitgliede einzuholen. Sobald dieſe Gleichheit der Anſprüche, abſolut betrachtet, wegfällt; ſo hört auch die menſchliche Natur auf das zu ſeyn, was ſie der Abſicht einer höhern Weisheit gemäß nach der Offenbarung derſelben in uns ſeyn ſoll. Es iſt ſomit unter den dreien keine Souveränität, keine Alleinherrſchaft auf der einen, keine eigentliche Dienerſchaft auf der andern Seite.

Aus dieſem dreifachen Gute bildet ſich aber ein Einziges — ein Ganzes, das indeß kein höchſtes, ſondern ein vollendetes (bonum consummatum, perfectum) zu nennen iſt. Dieſe Vollendung in harmoniſcher Veredlung ſchafft nun der Menſch ſelbſt, durch eigenes freies Wirken, durch zwangloſe Vernunftthätigkeit. Indem er aber dieſen wichtigen, erhabenen Akt der Schöpfung verrichtet, handelt er human und konſtituirt ſo die Humanität in der freien, gleichförmigen Vereinigung ſeiner Hauptzwecke. Hierin aber offenbart ſich endlich ſeine überthieriſche, überſinnliche Natur und ſeine einer höheren Weltordnung gemäße Würde. Dieſe beſteht demnach keineswegs, wie man meiſtens annimmt, allein darin, daß er frei ſittlichgut handelt, ſondern darin, daß er immer glückſeliger, durch Wahrheit aufgeklärter, ſittlich vollkommner wird in beſtändiger, harmoniſcher Fortſchreitung durch eigene, freie Thätigkeit. Ohne dieſe zuſammenſtimmende, gleichſam republikaniſch geförderte Realiſirung der Endzwecke wird nimmer die ſchöne Einheit in unſerm Weſen entſtehen, die erſt den wahren Frieden, das himmliſche Selbſtbewußtſeyn eines erhöhten, vervollkommneten Zuſtandes gewährt. Daß dem aber wirklich ſo ſey, oder vielmehr daß die-

ſes die eigentliche Idee darſtelle, welche die ſchaffende Weisheit in unſerer Natur realiſirt wiſſen will, zeigt ſich zum Theil auch im folgenden Umſtande. Wer das menſchliche Seyn und Leben etwas genauer beobachtet, der wird finden, daß nicht bloß moraliſche Verirrungen, ſogenannte Sünden, ihre Strafe meiſtens erhalten, ſondern daß auch Irrthum in Abſicht auf vernachläſſigte Wahrheit, daß Thorheit, daß endlich unvernünftiges Freveln gegen unſern ſinnlichen Theil und gegen dasjenige, wodurch Glückſeligkeit beſonders herbeigeführt wird, faſt ſtets gleich üble Folgen haben. Ja man wird ſogar bemerken können, daß dieſe oft härter ausfallen, als die der ſittlichen Abweichung; gleichſam als hätte eine höhere Weltordnung es nöthig gefunden, die Menſchen auf dieſe freithätig beförderliche Harmonie ihrer Zweckrealiſirung vorzüglich aufmerkſam zu machen. Hierin beſteht alle Vortrefflichkeit des Menſchen. Möchte er auch ſo glücklich ſeyn, wie alle Krōſus der Erde; ſo weiſe, wie die Schaar der ſieben Weiſen aller Nationen; ſo heilig, wie das geſammte Heer der himmliſchen Engel — und wäre er es ohne ſeine ſelbſtſtändige Beſtrebung in dieſer Harmonie, ſo würde er keineswegs human, keineswegs menſchlich vortrefflich zu nennen ſeyn.

Hieraus ergibt ſich alſo, daß die Sittlichkeit in unſerer Natur zu den übrigen Hauptzwecken in dem Verhältniſſe einer abſoluten Gleichheit ſtehe. Nimmer darf und kann ſie auf Koſten der übrigen ſich erheben und vermehren wollen — in dem Augenblicke, wo dieſes verſucht würde, müßte ſie ſelbſt aufhören, zu ſeyn, was ſie iſt.

Hat ſie denn aber nichts voraus? Allerdings mag man ihr einräumen, daß ſie uns genauer ſondert von den übrigen Weſen der Thierwelt, daß ſie einen gewiſſen Anſtrich einer beſondern Würde an ſich trägt,

kurz daß ihr der Primat in der Parität zugeſtanden werden kann, niemals aber ein abſoluter Supremat; denn dieſer iſt nicht gedenkbar in der menſchlichen Natur, wofern man nicht die Humanität ſelbſt ſo nennen will, in ſo weit ſie eigentlich und einzig in uns gebietet.

Zehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Nach dieſen vorläufigen Unterſuchungen werden die Regeln der Bildung zur Sittlichkeit ſich allererſt zweckmäßig feſtſtellen laſſen. Wir haben geſehn, daß im gewiſſen Sinne ein eigenes ſittliches Erkenntnißvermögen, ein eigenes ſittliches Begehrungsvermögen angenommen werden kann, welche beide durch das, was man Charakter nennt, die wahre Tugend begründen. Da dieſe aber Zweck aller ſittlichen Bildung iſt, ſo folgt offenbar, daß auch über jene genannten Stücke hier muß gehandelt werden. Nichtsdeſtoweniger läßt ſich eine oberſte Regel für die ſittliche Veredlung als allgemeine Vorſchrift aufſtellen, aus der die Unterregeln ſodann entwickelt werden können, nämlich:

Der Bildner an eigner oder fremder Perſon ſehe bei der ſittlichen Veredlung ſtets darauf, daß er dieſelbe fördere in ihrer wahren Bedeutung und ganzen Ausdehnung dem Verhältniſſe, worin ſie zu den übrigen Hauptzwecken ſteht, beſtändig gemäß, ſo daß dieſelbe in harmoniſcher Ver-

geſellſchaftung die Eine Humanität mit den andern Zweigen konſtituire.

Hieraus ergeben ſich folgende beſondere Rückſichten.

1. Betrachtung des ſittlichen Erkenntnißvermögens.

Im Allgemeinen muß man hier darauf bedacht ſeyn, die Idee des Sittlichguten ſo deutlich und richtig wie möglich aufzufaſſen und ſich vorzuſtellen. Denn ſie muß wiederum auf das ſittliche Begehren thätig einwirken, welches aber ohne klare Vergegenwärtigung derſelben nicht wohl ſtatt haben kann. Dieſe Klarheit und Richtigkeit hängt aber ab von dem Zuſtande der Quellen ſelbſt, aus denen ſie ſich geſtaltet. Solche ſind die Vernunft und das moral. Gefühl. Es wird demnach bei ſittlicher Veredlung durchaus darauf ankommen, wie dieſe beiden Kräfte gebildet werden. Was nun die Vernunft zuerſt angeht, ſo werden hier jene Vorſchriften vorausgeſetzt, welche für ſie bei der intellectuellen Bildungslehre oben ſchon aufgeſtellt worden ſind. Denn ohne jene Aufklärung wird ſie auch für die richtige Entwerfung der Idee des Sittlichguten nicht gehörig vorbereitet ſeyn. Beſonders aber muß hier dafür geſorgt werden, daß ſie durch öfter wiederholte Reflexionen über das eigentlich Sittliche in uns zu immer hellerer Einſicht gelange und zu beſtimmterer Kraft erſtarke; ferner, daß man ſie vor aller Irreleitung durch die Phantaſie bewahre, welche letztere oft die ſchädlichſten und unwürdigſten Vorurtheile in dieſelbe hineinführt und zu allerlei Täuſchungen Anlaß gibt.

Eben ſo muß zweitens auch das moral. Gefühl mit aller Sorgfalt beachtet werden. Man ſuche es zu dem Ende mit Aufmerkſamkeit zu entwickeln; es von den übrigen Gefühlen ſeiner eigenthümlichen Beſchaf-

fenheit gemäß zu ſondern. Weiter ſtrebe man dahin, es an Gegenſtänden moraliſcher Art zu prüfen, zu bewähren und durch ſolche Uebung zu ſtärken; man ſey bemühet, es aber auch durch dasjenige zu verfeinern, was auf das Gefühl überhaupt veredlend wirkt und oben ſchon im Allgemeinen berührt iſt. Vor Allem verſäume man es nicht, die Empfindungen und Anregungen deſſelben ſtets vor den Richterſtuhl der Vernunft zu bringen, damit ſie da geprüft, gerechtfertiget und zur Echtheit gewiſſermaßen geſtempelt werden. Man ſieht hieraus, daß man die Vernunft und das moral. Gefühl an ſich gar nicht trennen kann, indem Eins das Andere beſchränkt, beſtimmt, aufklärt und beſtätiget.

2. Betrachtung des ſittlichen Begehrungsvermögens.

Dieſes äußert ſich in der Selbſtachtung und moraliſchen Liebe. Da jene aber eigentlich in dem Bewußtſeyn freier Thätigkeit beſteht, als welche das Charakteriſtiſche aller wahren Humanität iſt; ſo wird auch in Abſicht auf den ſittlichen Endzweck nichts ſo förderlich ſeyn, als auf dieſe hohe Eigenſchaft in unſerm Weſen immer aufmerkſam zu ſeyn. Man muß dieſe angeſtammte Würde heller und heller erkennen, dieſen Werth der Freiheit ſtets inniger fühlen. Denn Mangel an Selbſtachtung lähmt jeden regen, kühnern Aufſchwung zur wahren Tugend. Daher ſchaden jene Lehren der Selbſternieдrigung und Selbſtvernichtung, worüber früherhin geredet worden iſt, oft mehr der echten Sittlichkeit, als andere Irreleitungen es vermögen. Wer die Anlage zur Größe und Vortrefflichkeit nicht empfindet und anerkennt, der wird nimmer groß werden. Darum handle man ſo viel möglich in ſittlicher Rückſicht mit dieſem Selbſtbewußtſeyn eigener Freiheit und folge, ſo wenig als man kann,

dem Gängelbande fremder Willkür oder blindem Glaubenszwange, wo oft die Furcht erpreßt, was das Selbſtgefühl ungezwungen erzeugen ſollte.

Das ſittliche Begehrungsvermögen umfaßt zweitens auch die moraliſche Liebe. Sie beſteht hauptſächlich in dem unwillkürlichen Verlangen, ſich mit dem erkannten Sittlichguten durch die Realiſirung deſſelben aufs innigſte zu vereinigen und wegen dieſes Strebens, ihm Alles aufzuopfern, was der Realiſirung etwa im Wege ſtehen möchte. Auf ſie muß daher der moraliſche Erzieher beſonders achten, indem durch ſie die Tugend zu einem der wichtigſten Ziele des Begehrens wird. Weil aber die Liebe ihrer Natur nach überhaupt und alſo auch die moraliſche insbeſondere, als ein bloßer Trieb, blind zu ſeyn pflegt; bei der wahren Sittlichkeit indeß, ſo wie bei Allem, was Humanität heißt, nichts allein nach unwillkürlichen Impulſen ſondern Alles mit freier Ueberlegung geſchehen muß: ſo ergibt ſich daher die Nothwendigkeit, die moraliſche Liebe bei der ſittlichen Bildung ſo zu behandeln, daß ſie als Grundlage der Verwirklichung des Sittlichguten ſich immer reiner forme, um ſo ihrem Zwecke zu entſprechen. Die Hauptſorge wird deßwegen ſeyn, das Streben der moraliſchen Liebe genau zu ſondern von dem der Liebe in anderweitiger Hinſicht; ſie durch beſtändiges Aufmerken hinzuleiten auf ihr eigentliches Ziel und ſie dadurch immer mehr zu entwickeln und lebhafter zu machen. Dagegen muß der Menſchenerzieher auch darauf ſehen, ſie zu bewahren vor Abweichungen, zumal vor Schwärmerei, in die ſie ſo leicht ſich verwandelt, was aber bei der ſittlichen Angelegenheit vorzüglich ſchädlich werden kann; ferner die gewöhnliche Parteilichkeit, die ſich gern bei ihr einſtellt, abzuweiſen und ſie gerecht gegen die übrigen Beſtrebungen in unſerer Natur zu ma-

chen. Dazu wird beſonders dienlich ſein, ſie zu gewöhnen, mit der Vernunft in ſtetem Frieden zu wirken und diejenige Richtung zu nehmen, welche der von der Vernunft im Vereine mit dem moral. Gefühle richtig entworfenen Idee des Sittlichguten ganz gemäß ausſchlägt.

3. Betrachtung des Charakters.

Der Charakter zeigt ſich vorzüglich darin, daß der Menſch, der ſich deſſelben rühmen kann, mit Kraft ſich entſchließt, mit Ausdauer handelt und dieſes Alles in Folge gewiſſer feſt beſtimmter Maximen und Grundſätze. Bildung zum Charakter iſt daher das wichtigſte Geſchäft und zugleich das ſchwerſte, was derjenige, dem es um echte Tugend zu thun iſt, zu vollenden hat. Durch ihn wird die unerworbene Güte der Seele oder das ſogenannte gute Herz, erſt zu wahrer Vortrefflichkeit erhoben, das ohne ihn nicht ſehr vielen Werth in Abſicht auf Humanität hat. Denn ſo eine wünſchenswerthe Gabe dieſe unerworbene Güte auch ſeyn mag, ſo ſehr ſie künftiger Tugend günſtig iſt; ſo ſchädlich kann ſie werden, wenn bei ihr nicht Feſtigkeit des Charakters Ordnung gebietet. Wem möchten die Nachtheile unbekannt ſeyn, die eine ungeregelte, charakterloſe Gutherzigkeit oft herbeiführte? wer möchte nicht von tauſend Ungerechtigkeiten gehört haben, die durch ſie ohne jenen Talisman begangen wurden? Ja man hat ſich vor Keinem mehr zu fürchten, als vor einem Menſchen ohne Charakter, eben weil er ein Spiel der regelloſen Laune iſt, und man nicht weiß, was man ſich von ihm zu verſehen hat. Der Charakter aber beruhet zuerſt auf Feſtigkeit des Willens. Wer alſo die Bildung deſſelben fördern will, wird hiermit den Anfang machen müſſen. Sie beſteht aber in einer gewiſſen Beharrlichkeit in Betreff der Wahl des

Guts für das Beſtreben, welche nur mit dem vernünftigen Wechſel der Ueberzeugung ſich bricht. Darnach wird nun der erſte und wichtigſte Schritt in dieſer Hinſicht ſeyn, aus der Sphäre der Vorſtellungen nur mit Umſicht den Gegenſtand der jedesmaligen Handlung zu wählen. Damit dieſes aber ſicherer möglich werde, iſt es durchaus nöthig, einen Mittelpunkt des Strebens überhaupt feſtzuſetzen, der ſich im klaren Selbſtgefühle offenbaren wird. Dieſe Klarheit des Selbſtgefühles entſteht, ſobald man den Kreis ſeiner Gedanken gehörig zu begrenzen ſucht, doch ſo, daß er gleichförmig ſich erweitern läßt. Zu dem Ende habe man beſtändige Aufmerkſamkeit auf den Gang des Erkennens und fördere ſolchen langſam und ſtetig. Dann durchwandele man mit prüfender Reflexion von Zeit zu Zeit die Sphäre des Erkannten, um ſich ſelbſt darin zu orientiren, dadurch die Wahl des Willens vorzubereiten und ihn mehr zu ſichern vor Mißgriffen. Weil aber, wie oben geſagt iſt, nichts ſo ſehr dem Aufbaue des Charakters ſchadet, als Vereitlung der Wahl des Willens in der Ausführung, indem oft die Kraft dem Wollenden mangelt; ſo wird es daher vorzüglich nothwendig ſeyn, vorher die Umſtände, Lage und Verhältniſſe gehörig zu erforſchen, woran der Gegenſtand gebunden iſt; zu unterſuchen, wie ſie die Verwirklichung der Wahl hemmen oder gar unmöglich machen können. Weiter ſteige man in ſein eigenes Selbſt hinab; ſondire die Schwächen darin, wäge die Kräfte ab, damit man, wie Horaz ſagt, erfahre, was man vermag. (Quid ferre recusent, quid valeant humeri.) Unterläßt man dieſes, ſo wird man blindlings wählen, die Wahl oft nicht zu realiſiren im Stande ſeyn; ſomit der Muthloſigkeit zur Beute werden, die dann den Charakter im Keime zernichtet. So würde alſo Bedächtigkeit und Beſonnenheit den feſten Willen zu-

nächſt, und den Charakter ſelbſt entfernt begrün-
den.*)

Zum Charakter gehört zweitens auch Feſtig-
keit des Entſchluſſes (Entſchloſſenheit). Sie zeigt
ſich beſonders darin, daß ſie beharrlich auch im ent-
ſcheidenden Momente der That die Wahl des
Willens behauptet. Sie hängt mit dem eben abgehan-
delten Gegenſtande zu eng zuſammen, als daß nicht das-
jenige, was dort vorgebracht iſt, auch hier Anwendung
finden ſollte. Hauptſächlich aber wird ſich die Ent-
ſchloſſenheit dadurch erwerben laſſen, daß man leb-
haft ſich vorzuſtellen weiß, was der Wille aufnahm und
ausſchloß, gerade dann, wenn es auch in der Verwirk-
lichung durch die That aufgenommen oder ausgeſchloſ-
ſen werden muß. Gegenwart des Geiſtes iſt dafür
eine unſchätzbare Eigenſchaft, und wem ſie die Natur
ſchon zutheilte, der möge ſich ihrer mit dankbarem Sinne
erfreuen. Wo ſie aber nicht in der Ausſteuer ſich vor-
findet, da kann eigene Bemühung ſie immer mehr und
mehr erzeugen. Eine Hauptbedingung dazu iſt, daß
man ſich allmählig gewöhne, im Bewußtſeyn ſeines
Selbſtgefühls nichts zu fürchten; dann, daß man die
Neigungen, Triebe und Leidenſchaften in gehöriger Un-
terwürfigkeit zu halten gelernt habe, damit ſie nicht
durch ihr ungeſtümes Andringen die Kraft zurückreißen
im Augenblicke, wo ſie das fixirte Gut ins Daſeyn
ſetzen will. Die größte Feindin der Entſchloſſenheit
aber iſt gedankenloſes Hinleben und ewig zer-

*) Hierüber verdient beſonders nachgeleſen zu werden Her-
bart, a. a. O. 303. ff. und 334. ff. Schwarz, a. a. O.
S. 44. §. 23. M. Arndt, a. a. O., wo freie, kräftige
Entwickelung des geſammten Menſchen mit beſonnener Um-
ſicht zum feſten Charakter vorherrſchender Zweck der Dar-
ſtellung zu ſeyn ſcheint.

ſtreuter Leichtſinn. Sanft und behende fährt ſich's freilich in dieſem Kahne — allein wo hier die Scylla bellt, dort die Charybdis gähnt, wird die Beſonnenheit fehlen, welche durch eine glückliche Wendung dem Untergange entführen könnte. Daß man aber zu dieſer Feſtigkeit der Entſchließung, zumal da, wo ſie noch nicht durch die Natur vorbereitet wurde, nur langſam und erſt ſpät nach oft wiederholten Verſuchen und beſtandenen Erfahrungen gelangen werde, iſt aus der Sache ſelbſt klar, wird aber noch einleuchtender ſeyn für Jeden, der zu ihr hinzuſtreben begann. Indeß es wird ſich hier, wie überall, zeigen, welch unendliche Kraft beharrliches Streben im Vereine mit ruhig überlegender Vernunft ertheilen kann. —

Weiter fordert der Charakter zu ſeiner Vollendung Seelenſtärke (ἀνδρεία, fortitudo). Sie beweiſet ſich darin, daß ſie die etwa im weitern Fortgange der Ausführung ſich entwickelnden und entgegenſtellenden Hinderniſſe überwindet und beſeitiget. Auch ſie kann Vortheile im Naturell ſelbſt antreffen, und dann deſto beſſer. Iſt dieſes der Fall, ſo wird ſie doch noch mehr befeſtiget und erhöhet werden können; wo aber nicht, dann muß man ſie ſo viel möglich zu erwerben ſuchen. Herrſchaft der Vernunft über die Neigungen und Leidenſchaften, ſo daß dieſe gewöhnt worden ſind, ihren Ausſprüchen Gehör zu geben, iſt eine nothwendige Bedingung, wo man die Seelenſtärke begründen will. Denn von ihnen hat man den meiſten Widerſtand zu befürchten, weil es nicht wohl anders ſeyn kann, als daß bei Verfolgung des Sittlichguten der Weg ſehr oft durch ihr Gebiet muß genommen werden. Frühes Entbehren, Einſchränkung ungeſtümer Begierden, öfter verſuchte Selbſtverleugnung nach einer vernünftigen Anordnung wird es uns leichter machen, da, wo es nöthig iſt, den Sieg über dieſe innern Feinde davon zu

tragen. Was aber die äußern betrifft, welche Menſchen oder andere Umſtände bilden, die ſich nicht ſeltner unſern edlen Entſchlüſſen öffentlich oder verborgen widerſetzen; ſo wird man auch über ſie, wenn nicht immer, doch meiſtens zu triumphiren im Stande ſeyn, wenn man nur Selbſtvertrauen genug beſitzt und hellen Blick unſern Werth ſo wie das Edle unſerer Handlungen von dem eitlen Beginnen, das uns entgegen wirkt, richtig und klar zu ſondern. Würde man überall mehr inne, wie ſehr ein ungetrübtes Bewußtſeyn eigner Kraft, feſter, gegründeter Ueberzeugung und eines guten Willens zum Kampfe mit den Hinderniſſen ermuthiget, man würde gewiß ſich mehr mit ſich ſelbſt befreunden, um aus ſich die Hülfe hervorzurufen, die man in der Zeit des Dranges und der Gefahr vergebens anderswoher erwartet. Es iſt ſicher kein unbedeutender Fehler, den man in unſern Zeiten in Rückſicht moraliſcher Bildung ſo häufig begeht, daß man in der Erziehung, ſo wie in der Moral dieſen Punkt der Philoſophie des Alterthums übergeht, und ſtatt deſſen nicht ſelten von einer chriſtlichen Geduld ein Langes und Breites ſchwatzt, die nichts iſt, als eine erbärmliche Schwäche, eine Folge muthloſer Erniedrigung. Daß aber Chriſtus von ihr, wenigſtens in dem Sinne, worin ſie die breiten, kraftloſen Moraliſten jener Art anpreiſen, nichts wußte und auch nichts wiſſen wollte, bewies er ſelbſt durch ſein Beiſpiel wie durch ſeine Lehre. Es geht mit der chriſtlichen Geduld aber wie mit ſo manchem andern Artikel in der Rubrik „chriſtlich,“ den man unter dieſer Firma als echt ausruft, woran aber der große Stifter und Lehrer des Chriſtenthums ſicher nie gedacht hat und nicht denken konnte, weil er weiſe und gerecht war. —

Endlich gehört noch zum Charakter die Mäßi=

gung (σωφροσύνη, moderatio). Sie iſt die Ordnungs=ſchöpferin in dem praktiſchen Leben und wandelt mit der Miene der klugen Beſonnenheit durch daſſelbe hin. Wie nothwendig ſie da ſey, wo man Charakter haben will, iſt aus dem oben darüber Geſagten, ſo wie aus ihrem Begriffe ſelbſt einleuchtend. Es liegt ſomit auch keinem Zweifel unter, daß in der ſittlichen Ausbildung auf ſie bedeutende Rückſicht zu nehmen iſt. Die vorzüglichſten Mittel zu ihr zu gelangen, möchten wohl in einer richtigen Schärfung des Verſtandes und in aufmerkſamer Selbſtbeobachtung beruhen. Denn durch jene erlangt man die erforderliche Einſicht und Aufklärung, welche zu einem geordneten praktiſchen Leben durchaus nöthig ſind, wofern man nicht der Gefahr ausgeſetzt ſeyn will, ſich alle Augenblicke zu vergreifen und ſeine Ueberzeugung zu ändern. Daß aber dadurch alles feſte, planmäßige Handeln unmöglich gemacht wird, daß ferner durch ſolchen Wechſel der Charakter ſelbſt in ſeiner Grundlage wankend werden muß, ergibt ſich ohne weitere Erinnerung. Eben ſo wichtig zur Erwerbung dieſer Eigenſchaft, mithin zur Vollendung des Charakters iſt die Selbſtbeobachtung. Sie leitet eigentlich zur Fixirung des ganzen Lebens hin, indem ſie uns unſerer eigenen Natur und Individualität gemäß, ſo wie auch in Beziehung auf die uns umgebende, unſere Handlungen oft motivirende Außenwelt uns ſelbſt begreifen und auffaſſen läßt. In dieſer Fixirung unſers ganzen Seyns laſſen ſich allererſt ſichere Maximen und Principien des Thuns feſtſetzen, ohne die hinwiederum keine Ordnung und überhaupt kein Charakter irgend ſtatt finden kann.

Indem der Menſch durch die Selbſtbeobachtung ſeine Stellung in der Reihe der Weſen zu erkennen ſich bemühet; indem er ſo alle Umſtände, welche förderlich oder hinderlich ſeyn können, und entweder aus dem

Getriebe des eigenen Weſens oder aus der wogenden Umgebung hervorgehn, ſo viel als thunlich iſt, theoretiſch-praktiſch erſpähet und erforſcht: wird es ihm gelingen, ſtets feſten Schritts ohne Pedantismus und thörichten Rigorismus, ohne flatterhaften Leichtſinn, ſo wie ohne unbändigen Starr- oder Eigenſinn in abgemeſſener Selbſtbeherrſchung der ſittlichen Vollendung entgegen zu gehn und der wahren Tugend ſich immer mehr und mehr zu nähern. *) Nur muß man bei der Selbſtbeobachtung ſich wohl hüten, in den Fehler zu fallen, wovor Kant (Anthrop. S. 13.) ſehr richtig warnt, nämlich ſich nicht zu ſtudirend und zu zwangvoll ſelbſt zu beobachten, indem daraus leicht Kopf-Verwirrung und wahre Unordnung, ſtatt der Ordnung entſtehen kann. Man wird die Natürlichkeit verlieren, und mit ihr geht aller Charakter zu Grunde.

Schlußbetrachtung zu dieſem Buche.

Ehe wir zur Abhandlung einiger beſondern Bildungsmittel übergehn, wird es paſſend ſeyn, hier, wo die eigentliche Theorie der allgemeinen Bildungslehre ihr Ende hat, in wenigen Andeutungen die Wechſelwirkung der verſchiedenen Hauptzwecke und ihren Zuſammenhang unter einander noch einmal zu berühren. **)

Soll das menſchliche Daſeyn in der Zeit nicht wie ein dädaliſches Labyrinth in verworrenen Gängen vor uns liegen, oder wie ein Sphynxiſches Räthſel die Mei-

*) Herbart a. a. O. S. 521 ff. Garve a. a. O. Thl. II. S. 146 ff. beſonders von 156 an ff. Cicero. De offic. lib. I. c. 4, 6.

**) Schon oben iſt hierauf hingewieſen worden. Vergl. 1ſte Abthl. B. 2. K. 1.

ſten zum Verderben hinführen, weil ſie es nicht zu lö- ſen im Stande ſind; ſo muß der Menſch, wie ſchon an mehreren Stellen bemerkt iſt und wegen ſeiner Wichtig- keit nicht oft genug bemerkt werden kann, als ein ab- geſchloſſenes Ganze in der Reihe der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen betrachtet werden, das in ſei- ner Natur zwar mehrere Hauptzwecke begreift, die aber in ſolcher innigen Verzweigung aufgefaßt werden müſſen, daß ſie durchaus als nothwendig abhängig von einander in dieſer Zuſammenſetzung er- ſcheinen und ſo das Weſen vollenden, was Menſch heißt, Seinesgleichen nicht hat und — wenigſtens für die Gegenwart — mit keinem andern Weſen einer an- dern Gattung, denſelben ſich aſſimilirend, je- mals in Vereinigung treten darf. Dem gemäß gibt es für dieſes Weſen auch nur einen höchſten Zweck (End- zweck, nicht höchſtes Gut) der als Brennpunkt alle Strahlenergießungen der übrigen Zwecke und ihrer ſtre- benden Intereſſen, wie eben ſo vieler Theile eines Gan- zen, in ſich aufnimmt und zu einem koncentrirten, kräf- tigen Leben vereinigt. Die Richtungen der einzelnen Beſtrebungen müſſen daher ſo einander begegnen, ſo auf ihren verſchiedenen Wegen zuſammentreffen, daß ſie ſich wechſelſeitig leitend und ſtützend, in friedlicher Har- monie dort verſchmelzen. Dieſer höchſte Endzweck iſt nun kein anderer, als die möglich größte Vollendung unſerer Natur durch den zweckmäßigſten, angeſtrengte- ſten Gebrauch der freien Selbſtthätigkeit, oder es iſt — die Humanität; denn dieſe kann nur hierin beſtehen. Durch die urſprüngliche Einrichtung unſers Weſens iſt ſchon dafür geſorgt worden, daß eine ſolche Kombination der verſchiedenen Kräfte und Intereſſen für jenes oberſte Ziel ſtatt findet. Da nun aber Bil- dung weiter nichts ſeyn kann, als eine Erhöhung, Ver- edlung deſſen, was die Natur an ſich in der Ausſtat-

tung ertheilte, zu ſtets beförderter Realiſirung jener Vollendung (indeß wiederum durch freie Vernunftthätigkeit bei steter Selbſtſtändigkeit): ſo ergibt ſich daher, daß auch das Geſchäft der Bildung nur ſo vorgenommen werden darf, daß ſie, dem Grundtypus der urſprünglichen Einrichtung gemäß, dieſe ewige, nothwendige Wechſelwirkung nicht bloß erhalten, ſondern, ſo viel es ohne Störung der Idee des Ganzen geſchehn kann, noch verſtärken und vervielfältigen wird. Sonach würde Glückſeligkeit ohne intellectuelle Aufklärung, dieſe ohne jene ſittliche Vollendung ohne jene beiden, endlich jene beiden ohne dieſe in ihrer echten Bedeutung bei der gegenwärtigen Einrichtung unſerer Natur nichts als eine Chimäre ſeyn können.

Was alſo zuvörderſt Glückſeligkeit betrifft, ſo zeigt ſich ihre abhängige Verbindung mit der Aufklärung (intellectuellen Veredlung) und mit der ſittlichen Vollendung auf den erſten Blick. Denn einer Seits iſt es zur wahren Glückſeligkeit meiner Anſicht nach, ungeachtet ſie eigentlich aus der Befriedigung gewiſſer Triebe und Gefühle hervorgeht, ein nicht geringes Erforderniß, daß der Genuß mit Bewußtſeyn empfunden werde. Thiere kann man deßwegen glücklich nennen, wenn ihnen ihre ſinnlichen Bedürfniſſe geſtillt werden; aber keineswegs glückſelig. Daſſelbe ſcheint von dem Wohlbefinden der erſten, bewußtloſen Kinderjahre und im gewiſſen Sinne von dem der Wilden ohne alle intellectuelle Kultur zu gelten. Daher pflegt auch in der Erinnerung nur diejenige Wonne wie die Abendröthe eines heitern Tages nachzudämmern, welche man in des Bewußtſeyns Klarheit einſt genoß. Allein Jedem wird ſolches eigene Erfahrung beſtätigen, indem ſchon die gemeine Sprache Freuden ohne eigentliche Beſinnung Traum zu nennen pflegt. Wichtiger wird dieſe Abhängigkeit aber in anderer Rückſicht.

Das ganze Gefühlsvermögen wird mittelbar durch intellectuelle Veredlung zugleich veredelt. Es wird empfänglicher für ſanftere Genüſſe, es wird fähiger für feinere Empfindungen, es wird endlich erweiterter für allerlei Arten des Angenehmen. Ferner lehrt die eigentlich geiſtige Bildung manches Mittel zur Befriedigung mancher Bedürfniſſe; lehrt weiſe Mäßigung, um höhere Seligkeit und längeres Glück zu genießen, indem ſie die Umſtände und ihre Verbindung mit unſerm möglichen Wohlſeyn bemerken, tauſend Verhältniſſe und ihre Einwirkung auf unſer Wohl und Wehe durchſchauen läßt; indem ſie, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft heller überblickend und richtiger kombinirend, die daher verſchiedentlich reſultirenden Modificirungen und Bedingungen deutlicher enthält. Zuletzt darf auch dieſes noch beſonders als ein beträchtliches Moment angeführt werden, daß nämlich aus einer gehörig geförderten intellectuellen Bildung ein gewiſſer Zuſtand der heitern Ruhe und Zufriedenheit an ſich ſchon im Gemüthe hervorgeht, welcher auf errungene Wahrheit faſt immer zu folgen pflegt, ja immer folgt, wofern die erkannte Wahrheit ſelbſt der Harmonie der Zwecke nicht widerſtreitet, was ſie, richtig erworben und eingeſehn, niemals kann. Dieſer Zuſtand aber iſt ein weſentlicher Theil menſchlicher Glückſeligkeit, eben weil er auf der Zufriedenſtellung gewiſſer Gefühle gegründet iſt.

Auf gleiche Weiſe wird ſich auch die Verknüpfung und Wechſelwirkung zwiſchen der Glückſeligkeit und Sittlichkeit zeigen. Denn wie dürfte der Böſewicht ſich wahrer Seligkeit jemals rühmen? Mag er gleich in einzelnen Augenblicken und Stunden wegen ſinnloſer Betäubung die bittern, vergällenden Wermuthstropfen nicht ſchmecken; mag er oft nur des Honigs reine Süße zu koſten vermeinen — ſicher wird die Nachempfindung ihm früher oder ſpäter ſagen, er habe doch nur einen

bitteren Trank getrunken, wo er in Nektar ſich zu berauſchen wähnte. Und darf ferner menſchliche Glückſeligkeit bloß mit dem Maßſtabe der Gegenwart gemeſſen werden, oder fordert ſie nicht vielmehr die Ewigkeit ſelbſt dazu? War denn der für glücklich ausgerufene Kröſus deswegen wirklich glücklich geweſen, weil ihn ſeine Zeitgenoſſen dafür hielten und er ſelbſt ſich als ſolchen träumte? oder geſtand er nicht vielmehr auf dem Scheiterhaufen mit des weiſen Solon Ausſpruche, daß er ſich geirrt habe, und daß erſt die finſtere Stunde des Lebensendes darüber richtig entſcheiden laſſe? Wie darf aber der Laſterhafte von ihr der wahren Glückſeligkeit Beſtätigung erwarten? Wenn auch nicht früher, wird wenigſtens in dieſer Kriſis das Traumbild zerrinnen; und wohl denen, welche, wie einſt Kröſus, ein neues Leben gleichſam von vorn beginnen können.

So wie Glückſeligkeit von intellectueller Veredlung und ſittlicher Vollendung abhängig iſt, eben ſo iſt es die zweite auch von der erſten und letzten.

Wahrheit hat freilich für ſich Reiz und eigenen Werth genug, um das Streben zu ihrer Erlangung ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit aufzufordern und zu ſpornen; allein nichts deſto weniger wird ſie noch mehr anziehn, wenn die Vorſtellung irgend eines durch ſie zu hoffenden Genuſſes, wäre es auch nur desjenigen, welcher aus erkannter Wahrheit an ſich und unmittelbar entſpringt, ſich hinzugeſellt. Das Bewußtſeyn der Selbſtgenügſamkeit, welche mit jedem neuen Lichte echter Aufklärung zugleich in unſere Seele niederſteigt, iſt ein ſo herrlicher Preis, ein ſo reizender Lohn, daß die Bemühung, in dieſem Fache immer weiter zu ſchreiten, dadurch außerordentlich gehoben wird. Die Erfahrung beweiſet aber auch, wie ſehr noch andere Umſtände, welche eigentlich nicht unmittelbar an den Beſitz der Wahrheit und Kenntniß geknüpft ſind, das Streben

darnach dennoch ungemein beleben und vermehren. Wie Manchen beflügelte nicht der Gedanke des Ruhms und der Achtung zu kühnen, ſchweren Forſchungen? wie Viele spornte nicht die heitere Ausſicht auf Rang, glücklichere Exiſtenz und andere Vortheile, im Gebiete des Wiſſens mit unverdroſſenem Muthe und unermüdeter Anſtrengung vorwärts zu eilen, immer neue Entdeckungen zu machen, reifere Früchte zu ſammeln?

Auffallender indeß äußert die Sittlichkeit bei dem Streben nach geiſtiger Aufklärung ihren Einfluß. Zuvörderſt treibt denjenigen, der einmal die Bahn nach ſittlicher Vervollkommnung mit rechtem Eifer betrat, das ſittliche Intereſſe ſelbſt, Alles, was nur irgend Bezug auf daſſelbe haben kann und aus dem Gebiete des Intellectuellen dahin einſchlägt, mit Begierde zu erfaſſen. Dazu kommt, daß alle Wahrheiten und Kenntniſſe in einer wunderbaren Verwandtſchaft mit einander ſtehen, ſich wechſelſeitig beſcheinen und erklären. *) Dieſes iſt ſodann wiederum ein kräftiges Motiv, das den Moraliſten, dem es um ſeine Sache theoretiſch und praktiſch, wie es ſoll, zu thun iſt, heimlich zieht, auch in andern Fächern des Wiſſens und der intellectuellen Veredelung ſich aufmerkſamer und fleißiger umzuſehn. Philoſophiſche, geſchichtliche, religiöſe Forſchungen werden durch das moraliſche Intereſſe ſichtbar vermehrt, angeſtrengter betrieben und ſorgfältiger vorgenommen.

Endlich ſteht auch die Sittlichkeit ihrer Seits mit den andern beiden Hauptangelegenheiten — der Glückſeligkeit und Wahrheit — durchaus in Wechſelwirkung. Freilich iſt es, wie oben gezeigt worden (1. Abthl. B. 3. K. 3.) ein nothwendiges Erforderniß der Tugend, daß Uneigennützigkeit, d. h. Abſtraktion von etwaigem

*) Cicero, pro Archia.

durch ſie zu bewirkenden, anderweitigen Vortheile, bei ihr obwalten muß; allein dieſe Uneigennützigkeit beſteht doch nur in ſo weit, als man ſolche Vortheile nicht lediglich zum motivirenden Grunde des ſittlichen Thuns machen darf. Deswegen kann aber keinesweges nun verlangt werden, daß der moraliſche Menſch jede Ausſicht auf ſonſtigen Genuß durchaus aufgeben und ausſchließen muß, wenn er wahrhaft ſittlich handeln will. Das kann er nicht und ſoll er nicht, weil es unnatürlich ſeyn würde. Aber der Menſch kann und ſoll entſchloſſen ſeyn, Alles, was ihm ſonſt beglückend ſcheint, aufzuopfern, ſobald moraliſche Veredlung nicht damit beſteht, wo ſie doch ihre Ausſprüche ohne ungerechte Verletzung der übrigen Hauptzwecke geltend machen darf. *) Und wer hätte, um alles Andere zu übergehen, nie gefühlt, wenn er ſonſt jemals ganz edel handelte, wie unbeſchreiblich ſüß die Seligkeit iſt, welche durch echte Tugend in unſere Bruſt einzieht? wer hätte nicht die unwiderſtehliche Kraft empfunden, womit dieſes Wonnegefühl zu neuen Thaten, zu fortgeſetzter Vervollkommnung in der Sittlichkeit hinreißt? Kann ich aber mit Recht wohl nicht daran zweifeln, daß jeder Sterbliche dieſes bei ſich wenigſtens hin und wieder in ſeinem Leben erfuhr; ſo darf ich mit Gewißheit behaupten, daß Niemand von dieſer Seite her die Verbindung und Wechſelwirkung leugnen wird, worin ſittliche Veredlung mit der Glückſeligkeit ſteht.

Imperito nunquam quidquam injustius est. Schon durch dieſes kräftige Sprichwort wird genugſam angedeutet, daß Sittlichkeit mit geiſtiger Kultur in enger Vereinigung ſteht. Auch wird dieſes aus dem einleuch-

*) Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 79. §. 43, 44, 45 und 46.

ten was oben über die Erkenntnißquellen des Sittlich-guten geſagt iſt. Moraliſches Gefühl und Vernunft ſind als ſolche anerkannt worden. Dieſe muß beſonders, als letzte und höchſte Inſtanz, über die Anregungen jenes entſcheiden, indem ſie ſolche entweder rechtfertiget oder verwirft. Sie muß dem gemäß bei der ſittlichen Angelegenheit vor den mannigfaltigen, leicht möglichen Täuſchungen ſichern. Wie wird ſie aber dieſes Amt, wie es ſich gebührt, ausüben, wenn ſie nicht auf ihrem Ideengange durch intellectuelle Kultur Licht erhält? wie wird ſie es vermeiden können, bei Mangel an Aufklärung oft mit dem Gefühle zugleich dem Irrthume zur Beute zu werden? wie wird ſie insbeſondere bei Feſtſetzung der Grundſätze und Prinzipien, die doch vorzüglich den moraliſchen Charakter begründen, gedeckt ſeyn gegen mögliche Verirrungen? welch verderblicher Schaden aber wird aus ſchwankenden oder beſſer irrigen Grundſätzen für das Gedeihen der Tugend reſultiren? — Macht dann vollends, wie dieſes meiſtens der Fall iſt, der religiöſe Aberglaube Bündniß mit dieſen moraliſchen Irrthümern, ſo wird unter höherer Firma, gleichſam zur Ehre der Gottheit (ad majorem Dei gloriam) allerlei Vergehungen und Schändlichkeiten Thür und Thor geöffnet. Ungerechtigkeiten jeder Art werden dann mit der Miene der Heiligkeit verübt und eben deswegen theils aus wirklicher Gewiſſenhaftigkeit, theils aus Tugendſtolz ſelten oder faſt gar nicht gehemmt oder gut gemacht. Man möchte lieber mit einem Böſen, als mit einem ſolchen unaufgeklärten Heiligen zu thun haben, nicht als wäre jener an ſich dieſem vorzuziehn, (das würde eine Läſterung gegen die Sittlichkeit ſeyn) ſondern weil jener doch wohl nicht ſo hartnäckig allem Lichte den Weg verſperren möchte und endlich früher oder ſpäter zu beſſerer Einſicht kommen dürfte, was bei dieſem faſt niemals zu

erwarten iſt, weil er das Rechte unfehlbar zu beſitzen wähnt. Daher fingen auch verſtändige Sittenlehrer und Philoſophen ihre moraliſchen Verbeſſerungen ſtets mit Verbreitung vernünftiger Aufklärung an. Auch der weiſe König der Bibel, oder diejenigen, welche unter ſeinem Namen ihre Sittenſchriften empfehlen wollten, ſtellen meiſtens eine Aufforderung zum Studium der Weisheit, d. h. vorzüglich desjenigen, was die Thorheiten aufdeckt, voran. Das von ſo manchem Idioten, Ignoranten oder auch gutmüthigen Aufklärungsfeinde gebrauchte und mißbrauchte scientia inflat, das man gleichfalls aus der Bibel herholt, um ihm deſto mehr Nachdruck zu geben, wird und kann jene Forderung nimmer als unnütz oder gar ſchädlich zurückweiſen. *) Aus dieſem Allen aber geht hervor, daß es wohl nicht ungereimt ſeyn möchte, mit den Stoikern nur eine Thätigkeit für den Menſchen anzunehmen, nämlich die einer harmoniſchen Vollendung ſeiner Natur; ſo wie es nur ein Leben, ein Seyn, ein Selbſtgefühl — eine Humanität geben kann.

*) Es iſt dieſes wiederum eine der Stellen, welche von unwiſſenden Schriftenſtellern verkehrt gedeutet und wie ein gemeiner Nothbehelf außer dem Kontexte ſo oft mißbraucht werden. Solchen Verkündigern und Interpreten des heiligen Worts will ich indeß nur ein oder anderes Citatum aus ihrem eigenen Gewährsmanne, dem göttlichen Paulus, anführen. Röm. K. 10. V. 14. 15 und 17. Imgleichen K. 14 u. ſ. w. Eine kräftige Ermunterung und Aufforderung zum gelehrten Studium der Bibel, das hier und da noch ſo ſehr vernachläßiget wird, findet man Hieronym. epist. ad Paulinum. Mancher theologiſche Lichtfeind dürfte da eines Beſſern belehrt werden.

Zweites Buch.

Betrachtung einiger Gegenſtände, welche in Abſicht auf die ganze Bildung beſondere Wichtigkeit haben und gleichſam wie allgemeine Beförderungsmittel derſelben anzuſehn ſind. Ehe, Staat, Religion, Kunſt.

Vorwort.

Zu verſchiedenen Malen wurde im Vorhergehenden auf gewiſſe Gegenſtände, welche in einer Bildungslehre nicht zu fehlen pflegen und auch nicht fehlen dürfen, aufmerkſam gemacht, doch nur im Vorbeigehn. Allein die Wichtigkeit derſelben iſt zu groß und der Einfluß, den ſie auf die menſchliche Natur und deren Veredlung äußern, zu bedeutend, endlich ihre Verbindung, worin ſie mit unſerm Weſen ſelbſt zum Theil ſtehn, zu eng und zu urſprünglich, als daß eine flüchtige Berührung ihnen Genüge leiſten könnte. Weil indeß weiter oben der Zuſammenhang des Ganzen und die Einheit der Ueberſicht es nicht erlaubte, ihnen eine eigene, ausführlichere Behandlung zu ertheilen; ſo wird es nicht am unrechten Orte ſeyn, wenn hier, nachdem die Wiſſenſchaft ſelbſt geſchloſſen und ihrer Darſtellung nach beendiget iſt, denſelben eine beſondere Aufmerkſamkeit, gleichſam in einem Anhange, gewidmet wird. Unter dieſe vorzüglich nothwendigen, durchaus wichtigen und für die geſammte Menſchenbildung und Menſchenveredlung kräftig wirkſa=

men Gegenſtände rechne ich nur ſolche, welche als allgemeine Beförderungsmittel jener in der weiteſten Ausdehnung können angeſehn werden, und theils in unſer Weſen ſelbſt tief und innig verflochten ſind, theils ſo eng damit zuſammenhängen, daß ohne ſie, als nothwendige Bedingungen, die Vervollkommnung deſſelben gar nicht wohl Statt finden kann. In dieſer Eigenſchaft ſcheinen mir beſonders folgende Stücke ſich im menſchlichen Daſeyn hervorzuheben: Ehe, Staat, Religion und Kunſt. Ihre Betrachtung wird uns demnach in dieſem Buche beſchäftigen.

Erſtes Kapitel.

Ehe.

Wer über dasjenige, was durch dieſes Wort bezeichnet wird, gründlich nachdachte, oder auch nur vergleichend und beziehend in Abſicht auf die geſammte menſchliche Exiſtenz in der Periode des Erdenlebens desfalls flüchtigere Betrachtungen anſtellte, der wird es nicht verkennen können, daß dieſes Inſtitut, dieſer Verein beider Geſchlechter überall eine unleugbare Einwirkung auf die Veredlung unſerer Natur hat und daher mit Recht auf den Namen eines allgemeinen Bildungsmittels Anſpruch machen kann. Als ſolches nun wird die Ehe lediglich hier betrachtet; andere Unterſuchungen darüber, die nicht dahin einſchlagen, können daher in dieſer Abhandlung nicht wohl erwartet werden.

Den Grund zur Ehe, als der Vereinigung der beiden Geſchlechter, legte die Natur ſelbſt, und ihre Hand

iſt es, welche den Menſchen in ſie hineinführt. Erhaltung der Gattung iſt und muß wohl erſter Zweck derſelben ſeyn, wenn ſonſt die Idee der höheren Weisheit, welche ſie in Abſicht auf das menſchliche Geſchlecht in uns offenbarte, Realiſirung erhalten ſoll. Hierhin zielt auch der Trieb nach Fortpflanzung oder die Liebe der Geſchlechter zu einander, welche ſo tief in unſer ganzes Weſen geſenkt ward. Durch die Allmacht dieſer Neigung ſorgte die Vorſehung auf eine wunderbare Weiſe für die Erhaltung der Gattung, welche ſonſt wegen der damit verknüpften großen Beſchwerlichkeiten kaum von den Menſchen ſelbſt verwirklicht werden dürfte. Iſt nun gleich die hierzu nothwendig verſchiedene Einrichtung der Geſchlechter der Hauptzug der Individualität; ſo enthält dieſe doch noch manche andere Eigenthümlichkeiten, welche neben jener vorzüglichern in der ehelichen Vereinigung vortheilhaft ſich vermiſchen, wechſelsweiſe unterſtützen, das Band, was der Fortpflanzungstrieb noch loſe knüpfte, feſter, enger zuſammenziehn, dauerhafter machen und ſo die Veredlung beider Theile wirkſam fördern.

Der Mann zeichnet ſich aus durch Kraft, das Weib durch ſanfte Zartheit; jener lebt und webt in dem Erhabenen, Edlen, dieſes in dem Schönen und Gefälligen; daher iſt Muth und Kühnheit Charakter des Mannes, ſtille Ergebenheit und duldende Ausdauer der des Weibes. Streben ins Große, ins Weite des Lebens begeiſtert jenen, ſtilles Wirken und prunkloſe Emſigkeit beſchäftiget dieſes; vorwärts dringt des Mannes Blick in die Unendlichkeit, ruhiges Walten und Wirken feſſelt das Weib an den beſchränkteren Kreis. Jener beſteht im Kampfe mit dem Gewaltigen und erliegt im Streite mit dem Ungemache, dieſes wankt im Sturme und ſteht feſt im Drange der Leiden; des Mannes Verſtand ſtrebt hin in die Tiefen

des Wiſſens, durchfliegt des Weltalls Räume, ſinnig und genügſam weilt des Weibes Geiſt in der Umgebung und ſteigt höher am Blumenbande des Schönen; in des Nachruhms Sonnenglanze will jener ſeine Thaten künftigen Geſchlechtern verkünden, dieſes fühlt Wonne, wenn es ſtille Handlungen der Großmuth zum beſcheidenen Vergißmeinnicht-Kranze für ihre Geliebten winden kann. Vernunft iſt des Mannes Leiterin; Gefühl und zarte Empfindung der Talisman des Weibes, dem es nicht ſelten ſicherer folgt, als jener ſeiner angebeteten Gottheit. *)

Aus dieſer Verſchiedenheit nun entblühet die reinſte Harmonie, aus dieſem anſcheinenden Widerſtreite geht der ſeligſte Frieden hervor. Das Zarte ſoll ſich paaren mit dem Starken, das Schwache mit der Kraft. So theilte die Natur die Gaben verſchieden unter die Geſchlechter aus, damit der Menſch ſie zu ſeinem Wohle vereinigen möchte. Auch hier ſollte er ſelbſt wenigſtens Etwas thun; er ſollte die Abſicht der höheren Ordnung in dieſer Hinſicht erforſchen und zu verwirklichen ſtreben. Und er errieth ſie, dieſe Abſicht; las die Zwecke, welche Mann und Weib in engerer Vereinigung erreichen können. Seine Vernunft ſuchte dann auch hier die ſchöne Einheit in dem Mannigfaltigen und ſchlang um beide Geſchlechter das himmliſche Band — ſtiftete

*) Vergl. oben 2te Abthl. 1. B. 3. Kap. a Individualität, wo die beiden Geſchlechter nach ihren beſondern Eigenſchaften, ſo viel es dort erforderlich war, gezeichnet worden ſind. E. M. Arndt, Fragmente über Menſchenbildung, hat, beſonders im zweiten Theile von S. 259 — 285, dieſe Individualitäten nach ſeiner mahleriſch-kräftigen Manier ganz vortrefflich ausgehoben. Ueber das Weib im Gegenſatze mit dem Manne ſ. J. Paul Levana, 2. Bd. S. 350 bis 574. (2te Aufl.). Lebendige, herrliche Züge ſind da wie hingezaubert.

an der Hand der Natur die Ehe im ſchöneren Sinne. So von dem Gefühle der Liebe und der leitenden Vernunft zu einem Leben verflochten, wird dieſer Verein der glückliche Boden, auf dem alles Herrliche und Edle ſchöner und vortrefflicher heranwächſt. In ihm ſchlingt ſich das Schwächere zutraulich an das Stärkere an und gedeihet ſicherer in dieſer Umſchirmung; in ihm miſcht ſich innig das Sanfte zum Rauhen, und lieblicher tritt dieſes hervor in der gemilderten Form; in ihm zügelt die ſtille Sittſamkeit den wilden Uebermuth, hebt der edle Stolz die beſcheidene Schüchternheit, und in erhöhter Bildung gedeihet beides. Aus der entfremdenden Weite ruft den kühnen Mann das häusliche Weib zur Heimath zurück, lehrt ihm, ſich mit ſich ſelbſt mehr zu befreunden und ſtille Freuden zu genießen; aus der engen Beſchränktheit zieht der Mann das Weib hinaus zu erhabenern Scenen, zeigt ihm die höhere Beſtimmung des Menſchen — und ſo ſteigen ſie Hand in Hand zu ſtets vollendeterer Bildung und Veredlung empor.

Munterer und in herrlicherer Fülle blühet im Schooße der Ehe beſonders der Glückſeligkeit Saat auf. Da pflanzet Einer für den Andern; da wirket Einer zum Wohle des Andern. Was mühſam der Mann erringt, weiß mit ſorgfältigem Fleiße und häuslicher Ordnung das Weib zu erhalten. Hinaus muß der Mann, muß der Arbeit Laſt ertragen, kehrt oft im Gefühle des Schmerzes zurück; aber daheim wartet ſeiner das zärtliche Weib, träufelt Erquickung in ſeine Wunden, beut Troſt dem gekränkten Herzen, und was das All ihm mit ſeinen Schätzen nicht reichen konnte — Ruhe und Seligkeit — er findet beides in den Armen der Geliebten. Eben ſo fühlt dieſe in der Treue ihres Lebensgefährten auch ihre Welt des Glückes. Verlaſſen, jedem Unglücke, jeder Gewalt Preis gegeben, würde ſie ohne ihn daſtehn; das Band der Ehe gibt ihr einen

kräftigen Beſchützer, einen edlen Freund und Gehülfen. So erzeugt die wechſelſeitige Theilnahme doppelte Freude und mildert ſanft des eiſernen Schickſals Macht; ſo erhöhet die Ehe den Werth des Lebens.

Indeß auch die übrigen Zwecke finden in ihr Beförderung und reichen Gewinn. Da benutzt das Eine des Andern Vollkommenheiten, um ſelbſt dadurch höher zu ſteigen. Wenn der Mann ſich in dem Meere des Wiſſens niederſenkt; wenn er aufwärts dringt von Welt zu Welt bis zum Urquell hin; wenn er in fernen Planen ſich verliert und endlich ſehnſuchtsvoll nach einem Punkte umherblickt, auf dem er ausruhen oder ſich wiederfinden möchte: ſo zieht ihn des Weibes richtiger Sinn zurück, weiſet ihr ruhiger Verſtand ihm die ſichre Stelle, leitet ihr treffendes Gefühl ihn durch die dunklen Irrgänge hin. Wenn das Weib doch nicht ganz ihr Wiſſen beſchränken mag in der engen Sphäre; wenn ſie nicht in Allem durch den bloßen Takt das Räthſel löſen kann: ſo führt der erfahrnere Geiſt des Mannes ſie weiter; ſo zeigt ſein ſchärfer blickender Verſtand ihr der Verknotung Enden.

Schamhaftigkeit, Sittſamkeit ſind Tugenden, welche das weibliche Geſchlecht bewahren vor tauſend Sünden; Grundſätze ſollten mehr des Mannes Handlungen leiten — Beide aber reichen ſich in der Ehe die Hand. Die Täuſchungen dort decken ſich dann leichter auf durch die Ueberlegung hier; und umgekehrt finden die Irrthümer, die hier nicht ſelten ſich ereignen, an den Tugenden des Gefühls, welche dort Wächter der Sittlichkeit ſind, freundſchaftliche Führer und Lehrer. Ueberhaupt aber zieht die Ehe von den Ausſchweifungen aller Art mehr zurück. Die zügelloſe Begierde wird eingeſchränkt, unnatürliche Laſter werden verhütet. Das gebundenere Leben wendet den umherirrenden Blick mehr in die eigene Bruſt, macht vertrauter mit der in=

nern Welt; die Aufmerkſamkeit wird mehr fixirt auf das, was uns angeht und der Geiſt bleibt weniger, wie der edle Young ſagt, ein Fremdling daheim. So gelangt der Menſch in der Ehe am leichteſten zu der erſten aller Kenntniſſe, zu der Selbſterkenntniß, welche der Anfang der echten Weisheit iſt.

Ferner legt die Ehe den erſten Grundſtein zu der großen Geſellſchaft, wozu die Menſchen beſtimmt ſind und worin ſie leben müſſen, wenn ſie ihrer wahren Vollendung näher kommen ſollen — zum Staate. Sie iſt die erſte Urſache des allgemeinen Wechſellebens unter den Menſchen. Denn ſie führt dieſelben zu allererſt aus der Rohheit zur Aufdämmerung der Kultur; ſie bringt ſie von dem zerſtreuten Umherſchweifen näher zuſammen; ſie lehrt ihnen, ein unſtetes Seyn auf offnen, weiten Ebenen oder in finſtern Wäldern zu vertauſchen mit einem beſtändigern, behaglichern in ſtiller Behauſung; ſie endlich ſondert ſie von den Thieren und ihrer Lebensweiſe und veranlaßt ſo den erſten Schritt zur Veredlung. Nicht aber bloß Mann und Weib knüpft ſie enger zuſammen; auch die Kinder, die Sproſſen künftiger Generationen, die Pflanzen des fortdauernden Geſchlechts vereinigt ſie inniger und länger mit den Eltern und unter einander. Sie iſt alſo auch in dieſer Hinſicht ein wichtiges Mittel der Menſchenbildung, indem ſie nicht bloß durch Erzeugung für die Erhaltung der Gattung ſorgt, ſondern zugleich die erſte Schule iſt, worin die angehende Menſchheit früh den Samen künftiger Vervollkommnung durch Erziehung und Beiſpiel erhält, der nachher deſto leichter aufſchießt und deſto glücklicher gedeihet. Endlich macht dieſe engere Vereinigung auch allerlei Beſtrebungen rege, reizt zu mannigfaltigen Erfindungen und Uebungen der Kräfte, wodurch unſere geſammte Natur durchaus gehoben werden muß. Es mehren ſich darin die Bedürfniſſe,

mit ihnen die Sorgen, wie ſie zu befriedigen ſind. Die Sorge lehrt Thätigkeit, Fleiß und Anſtrengung; dieſe aber leiten zu allerlei Entdeckungen, Künſten, Wiſſenſchaften hin, wodurch nothwendig die Kultur gefördert wird. Zu dem Allen geſellt ſich dann die Neigung zum Eigenthume und Beſitze, und wird wiederum Urſache zu andern günſtigen Reſultaten. Denn durch ſie erzeugt ſich die Sparſamkeit und der Erwerbfleiß in allen Formen, dadurch öffnet ſich der Quell des Wohlſtandes, der ſo viel Edles, Gutes, Nützliches und Schönes im ganzen menſchlichen Daſeyn gebiert und die Bildung des Einzelnen wie des Geſchlechts meiſtens am glücklichſten höherer Vollendung entgegen führt.

Allen dieſen Vortheilen, welche aus der Ehe für die Bildung des Menſchen und ſeines geſammten Geſchlechtes hervorgehn, ſetzt die Liebe, welche zwiſchen Mann und Weib und dann wiederum zwiſchen ihnen und den Kindern gemeiniglich waltet, endlich die Krone auf. Wie überall, ſo gedeihet auch in dem Familienbunde jeder Keim des Edlen, Wahren und Schönen an ihrem milden Strahle leichter und in größerer Fülle. Durch ſie ward in der Welt ſo viel Vortreffliches, ſo viel Hohes und Menſchliches gethan; ohne ſie nur Weniges. Heiterer blühet in ihr und durch ſie jede Freude, ſanfter brennt die Wunde, worein ſie den Balſam träuft. Seligkeit ſpendet ſie dem Gebieter im goldenen Hauſe, Zufriedenheit dem armen, ſtillen Bürger in niederer Wohnung; Glück ſucht in ihrem Schooße der gelehrte Weiſe, Glück bereitet ſie dem rohen Irokeſen. Eben ſo befördert ſie auch das Reich des Wahren. Durch ſie geſpornt ſtrebt des Mannes Geiſt raſcher und unermüdeter nach Kenntniß; durch ſie getrieben durcheilt er freudiger des Wiſſens weites Feld — denn ein lohnender Blick der Liebe ebnet den rauhen Pfad, läßt die Beſchwerlichkeiten minder fühlen. Dichter und Künſtler

begeiſtert ſie zu unvergeßlichen Werken. Hallen und Gallerien würden wenigere Wunder der Kunſt aufweiſen, hätte die Liebe nicht dazu die Hand geführt; Lied und Harmonie würden nicht ſo erhabene unh entzückende Meiſterwerke hervorgezaubert haben, hätte Liebe nicht zu hohen Gedanken, zu himmliſchen Ideen entflammt. — Gleich günſtig wirkt ſie auf die Sittlichkeit. Denn abgeſehn davon, daß ſie Gefühl und Gemüth mildert und ſo für Tugend empfänglicher macht, iſt ſie es, welche dazu noch beſonders ermuntert. Sie lehrt, das Gute am geliebten Gegenſtande leichter bemerken und williger nachahmen; ſie hebt den wankenden Sinn, wenn er dem Hinderniſſe weichen will, durch ſtärkende Worte; ſie führt leichter hin über die Klippen, welche die Fahrt zur Tugend ſo häufig gefährden, indem ſie mit Zuverſicht den Hafen ſchauen läßt; ſie endlich macht den Edlen edler und ſelbſt den Böſen oft zum guten Menſchen.

Die Liebe alſo iſt die treue Beförderin der Humanität; ſie iſt es, welche das Hohe herabzieht von der Steile, das Niedere hinaufzieht zu der Höhe. Sie webt durch das ganze Thun und Leben die lieblichen Blumen des Schönen und der Anmuth. Göttlicher Plato, du ſchwärmteſt gewiß nicht ſo ſehr, wie man dich beſchuldiget, wenn du die Liebe mit dem Guten und Wahren im ewigen Urquell zugleich entdeckteſt und ſie, wie erheiternden Sonnenſchein, über alles Beſſere des Menſchen ſtrahlen ließeſt. Laß die finſtren Weiſen immerhin das ſanfte Licht mißkennen, laß die leichtfertigen Spötter dich belächeln — Beiden fehlt dein hoher Sinn und dein zartes Gemüth, dir nachzudenken und nachzufühlen. — Dieſe Liebe aber, wo iſt ſie reiner, wo inniger, oder wo könnte ſie es wohl ſeyn, als im Kreiſe der Familie, in dem ehelichen Vereine? Alſo auch in dieſer Hinſicht muß man der Ehe ihre entſchei-

dende Wirkſamkeit auf die Veredlung des Menſchen ohne Zweifel zugeſtehn. *)

Aus der gegebenen Anſicht, ſo wie aus der Betrachtung dieſer Zwecke und Wirkungen der Ehe dünkt mich, muß wohl folgen, daß nur Monogamie für das geſammte menſchliche Leben am angemeſſenſten und zweckmäßigſten iſt. Mag die Natur allein dahin nicht führen, ſo wird doch aufgeklärte Denkungsart und reflektirende Vernunft vereinigt mit dem zarteren Gefühle für ſie entſcheiden. Denn auch in dieſer Angelegenheit, in ſo fern ſie zur Humanität gehört, ſoll der Menſch ſeine höhere Würde an den Tag legen. Dieſe beſteht aber darin, daß er nach Einſicht ſeiner Vernunft nur das freithätig verwirklicht, was er durch jene allein, oder zugleich durch das Gefühl als ſeinen Zwecken gemäß anerkennt. Nun aber kann nur die Monogamie als ihnen gemäß erſcheinen, weil nur in ihr die Individualitäten beider Geſchlechter zu echter Veredlung der Natur zuſammenwirken können, weil nur in ihr die Erziehung und Pflege der jungen Menſchheit gehörig Statt finden wird, weil endlich nur in ihr die Liebe ihre ſegenreichen Wirkungen äußern kann. **)

Auch wird bei einer ſolchen Betrachtung der Ehe klar, daß der Cölibat, als beſonderes Inſtitut,

---

*) Ueber die Eigenthümlichkeiten beider Geſchlechter Kant, über das Schöne und Erhabene S. 47 ff. mit viel Scharfſinn. Anthrop. S. 282 ff. Ehrenberg, Euphranor 2. Bd. viel Treffendes. Auch The Spectator, Vol. VI. N. 433, Vol. III. N. 209. Ueber die Ehe, als Grundlage der Reg. Herder, Ideen Thl. II. Bd. IX. K. 4.

**) S. Feder über den menſchl. Willen S. 145. Kant, Anthrop. S. 284. Snell, Philoſoph. Rechtslehre S. 133. Lueder, Kritik ꝛc. §. 807 ff.

durchaus verwerflich und zweckwidrig zu nennen iſt. Abgeſehn, daß er ſchnurgerade gegen die Natur und gegen die Abſicht des Schöpfers ſtreitet (was auch immer und unter welcher Autorität zu deſſen Rechtfertigung mag geſagt oder mühſam erſonnen werden) ſo findet ihn die nachdenkende Vernunft noch aus andern Gründen gänzlich unſtatthaft. Die Ehe muß ihrer wahren Geſtalt nach, wie kurz vorhin bemerkt iſt, die Bildung und Veredlung des Menſchen überaus befördern; der Cölibat kann ſie aber im Allgemeinen nur hemmen, hindern und irreleiten. Ohne Ehe, wenn ſie durch ein hartes, unmenſchliches Geſetz für einen ganzen, viele Tauſende umfaſſenden Stand unmöglich gemacht wird, gedeihet Glückſeligkeit, ſelbſt intellectuelle Bildung nur ſchlecht; die Sittlichkeit aber trauert am meiſten an dieſem offnen Grabe der Humanität. Wie manche gefühlvolle, ſchöne Seele würde einen heitern Tag hienieden leben und über Andere in ihrer Umgebung herauffühhren, thürmte nicht jenes grauſame Gebot Wolkenberge der lieblichen Sonne ihres Himmels entgegen! Wie mancher vortreffliche Kopf mag in Finſterniß untergegangen ſeyn, der ein heller Stern am wiſſenſchaftlichen Himmel würde geleuchtet haben, hätte nicht die Hoffnungsloſigkeit ſeinen Aufflug gelähmt, hätte Liebe für Weib und Kind ihn beflügelt! Ich ſage es frei, weil Geſchichte und Erfahrung mir die unglücklichen Beweiſe liefern — wer möchte die Laſter zählen, welche dieſer Stand der Unnatürlichkeit aus ſeinem verderbenſchwangern Schooße erzeugt hat? wer möchte die Opfer berechnen, die er der Sünde grauſam ſchlachtete? Er mordet die edelſten Gefühle, die wunderbarſten Triebfedern herrlicher Thaten; und mit dieſen Wurzeln verdorrt nothwendig der ganze ſchöne Stamm, der ihnen entwachſen ſollte. Wie kann da Menſchenliebe ihre beglückende Kraft äußern, wo ihr

zarteſter Sproß zerknickt wird; wie kann da Mitempfindung das Gemüth bewegen, wo es für Sünde gilt, dem ſanfteſten Zuge unſers Gefühls — der Familien-Liebe zu folgen? Darum liefert auch die Geſchichte zum Schrecken des unparteiiſchen Menſchenbeobachters ſo eminente Beiſpiele der Grauſamkeit, des niederſchlagenden Despotismus, der Unmenſchlichkeit und Gefühlloſigkeit, welche am dunklen Himmel des Cölibats als tief geſchwärzte Flecken geſchauet werden — Man ſage mir nicht, was die gewöhnliche, geiſtloſe Antwort iſt: Jeder habe freien Willen, könne nach Belieben wählen und nicht wählen — Denn man ſtehe mir Rede: Was für ein Afterding des freien Willens ſtellt man als wirklich freien Willen auf? In der ſchönen Jugend tritt man in den Stand, gerade dann, wenn das Edle in ſeinem ganzen Weſen zum Aufblühen erſt emporringt; wenn die Fülle der Gefühle und Triebe ſich ſondert, trennt und entwickelt; wenn alſo Freiheit ſelbſt noch ſo prekair iſt, indem Erfahrung, Grundſätze, Bildung ihr noch ſelten Feſtigkeit ertheilten: wo dagegen jede Schwärmerei, jedes Bild der Phantaſie ſo leicht die aufdämmernde Einſicht und reife Ueberlegung verdrängt oder beſchwichtiget. Und ich muß geſtehen, es gibt dann ſo ganz erfahrne, meiſterhafte Mahler in dieſer Hinſicht, welche mit Zauberfarben aller Art, mit dem lebendigſten Kolorit die Truggeſtalten für die junge Bilderwelt auf den finſtern Hintergrund zu ſtellen vermögen und die Perſpektive mit unglaublicher Geſchicklichkeit im magiſchen Zwielichte ſehen laſſen. Der unerfahrne Jüngling greift nach dem lieblichen Phantome; aber kaum griff er darnach, prüft es, will es umarmen, und ſiehe — ein zweiter Ixion ſtreckt er ſeine Hände aus nach einem Wolkenbilde und leidet gleich ihm noch die ſchrecklichen Strafen, die er doch vielweniger, als jener, verdient.

Allein wie Manchen treibt auch die Noth, den Stand der Unnatur zu wählen? Er ſieht deſſen Schreckensgeſtalten vor ſich wandeln — doch er fühlt auch die diamantenen Nägel der Nothwendigkeit, wie Horaz ſagt, und glaubt, von zwei Uebeln das geringſte wählen zu müſſen; wobei ihm denn oft noch die Eitelkeit einen heimlichen Streich ſpielt, indem ſie ihm eine gewiſſe Stärke vorſpiegelt, womit er alle Beſchwerlichkeiten und alle Schrecken glaubt beſiegen zu können. Und endlich erſcheinen dieſe insgeſammt nicht ſelten erſt mit der Reife der Jahre, wo die Ueberlegung Kraft gewinnt, wo das offnere, weniger umnebelte Leben in allen ſeinen Scenen und Bildern deutlicher vor den Armen hintritt. Jetzt ſieht er, daß er geirret, daß er ſich in trüglichen Täuſchungen verloren hat. Furchtbar erwacht um ihn und in ihm die ganze ſchreckliche Wirklichkeit. — Jetzt möchte er zurück, allein eherne Thore verſperren ihm den Rückweg, und nur eine herkuliſche Kraft wird ſie ſprengen, oder wird Muth und Standhaftigkeit genug gewähren, das männlich zu ertragen, was nicht wohl zu ändern iſt. Nun bedenke man aber, aus ſolchem Stande ſollen Volkslehrer, Menſchenerzieher hervorgehen, die im Sinne des Schöpfers wirken ſollen, um die echte Humanität zu verbreiten und zu befördern! Allerdings gibt es deren dennoch Viele, die trotz jener Unnatürlichkeit ſich bewahrten und ihr hohes Amt mit Würde bekleiden und bekleideten; allein wer verglich die Zahl dieſer Glücklichen mit der der Verunglückten, und wo iſt das Uebergewicht? — Indeß es iſt ſeit langer Zeit ſchon zu viel über dieſen Gegenſtand geſchrieben und geſprochen, ohne daß was Beſonderes ausgerichtet iſt, und darum mag hier ſchon überflüſſig geſagt ſeyn; zumal von dem, der nur zu leicht dadurch das Anſehn gewinnen kann, als würde er ein Verräther an ſeiner eigenen Partei, wofür er doch nicht gern gelten möchte —

Der Zuſammenhang wird inzwiſchen das Vorgebrachte entſchuldigen; und ich würde mich glücklich preiſen, wenn ich durch das Wenige Einige meiner Zeitgenoſſen, die noch immer voll hohen Eifers anders dachten, zu reiferer Ueberlegung und zu milderem Urtheile ſollte veranlaßt haben. *)

Zweites Kapitel.

Staat.

Viel und mancherlei iſt von je über Staat, deſſen Weſen, Urſprung und Verwaltungsart geſtritten von alten und neuen Philoſophen und Politikern. Aus der Tendenz dieſer Schrift aber iſt von ſelbſt offenbar,

*) Sehr wahr und treffend ſagt Rousseau, Nouvelle Heloise part. VI. ep. 6. L'homme n'est pas fait pour le célibat, et il est bien difficile, qu'un état si contraire à la nature n'amène pas quelque desordre public ou caché. Le moyen d'échapper toujours à l'ennemi qu'on porte sans cesse avec soi? — Voyez en d'autres pays ces téméraires, qui font voeu de n'être pas homme! Pour les punir d'avoir tenté Dieu, Dieu les abandonne; ils se disent saints et sont deshonnetes; leur feinte continence n'est que souillure; et pour avoir dédaigné l'humanité, ils s'abaissent au dessous d'elle! — — Voilà, la véritable humilité du chrétien, c'est de trouver toujour sa tache au-dessus de ses forces, bien loin d'avoir l'orgueil de la doubler. Muß man auch zur Ehre eines beträchtlichen Theils der Menſchheit annehmen, daß jenes Urtheil nicht allgemeine Gültigkeit hat; ſo wird man doch nur zu viel Grund haben, es für die größte Hälfte der Eingeweihten zu unterſchreiben.

daß es hier nicht ſowohl auf eine ſtrenge Unterſuchung jener Stücke, als vielmehr auf eine philoſophiſche Beziehung des Staates auf die Bildungsangelegenheit des Menschen ankommt. Wie, iſt der Staat ein Hauptmittel zur Veredlung der menſchlichen Natur oder zur Behauptung und Erhöhung der Humanität? iſt demnach die Frage, worauf eine kurze Antwort oder vielmehr Erklärung hier zu erwarten iſt. Jene vorläufigen Unterſuchungen gehören in ihrer Ausdehnung in das allgemeine Geſellſchafts- und Staatsrecht, und können in gegenwärtiger Abhandlung nur flüchtig, in ſo weit es zur beſſeren Verſtändlichkeit und Beurtheilung nöthig iſt, berührt werden.

Staat iſt mir dasjenige Inſtitut, wodurch ein größerer geſellſchaftlicher Verein von Menſchen auf die Art möglich wird, daß die menſchliche Natur zur Realiſirung ihrer Hauptzwecke ihrer höheren Würde gemäß immer mehr voranſchreite, oder daß wahre Humanität ſo viel thunlich darin wirklich werde. *)

So wie das geſellige Leben überhaupt, (ſ. Einl. zu dieſ. Abthl.) ſo iſt auch der Staat ein allgemeines, in unſerm dermaligen Zuſtande nothwendiges Bildungsmittel der Menſchheit. Die Einrichtung unſerer geſammten Natur, die Art, wie ſie zu größerer Veredlung allein gelangen kann, beweiſen dieſe Be-

*) Hierbei wird es nothwendig ſeyn, ſich wohl zu erinnern, was ich unter höherer Würde des Menſchen oder Humanität verſtehe. Sie iſt mir, wie oben öfter erklärt worden, die Beförderung aller drei Hauptzwecke der menſchlichen Natur durch vernünftige Freithätigkeit — oder das ſelbſtſtändige Streben zu unſerer Beſtimmung, in ſo weit wir dieſelbe in der allmähligen, fortſchreitenden Verwirklichung der Hauptzwecke als unſere Beſtimmung durch Vernunft und Gefühl anerkennen.

hauptung. Mögen auch immerhin hier und da wilde Horden ohne Staat gewiſſermaßen bei einander leben; ſo kann daraus keineswegs der Schluß gemacht werden, als ſey ein eigentlich menſchlich-geſelliges Zuſammenſeyn auch außer dem Staate möglich. Denn der geſellige Zuſtand ſolcher Wilden verdient kaum dieſen Namen; und wegen des ewigen Krieges ohne ſichern Frieden, den bei den Menſchen nur die Vernunft gehörig herbeiführen kann, iſt dort an humane Veredlung faſt nicht zu denken. Dieſes friedliche Verhältniß aber, wornach die Vernunft ungeachtet aller Mißhelligkeiten, die wegen der mannigfaltigen Intereſſen der unzähligen, verſchiedenen Individuen unvermeidlich entſtehen müſſen, beſtändig trachtet, iſt ohne bürgerliche Ordnung nicht zu erhalten. Darum findet man auch, daß alle, ſelbſt wilde Völker, ſobald ſie nur einen Schritt aus der Thierheit zur Menſchheit gethan haben, in Staaten leben; mögen dieſe auch noch ſo mangelhaft in ihrer Organiſation ſeyn; und Ariſtoteles hat gewiß Recht, wenn er den Menſchen ein politiſches, d. h. ein bürgerliches Thier (ζῶον πολιτικὸν) nennt. Denn man denke ſich einen Augenblick die große menſchliche Geſellſchaft ohne ein ſolches Inſtitut der Ordnung — was würde da gedeihen können? Jeder hat ſein freies Streben und darf es haben. Er kann alſo mit ſeinem Streben oft eine gerade Richtung durch das Anderer nehmen — würde nun ohne bürgerliche Einrichtung bei ſolcher Geſtalt der Dinge je eine veredelnde Fortſchreitung möglich werden können? oder würde nicht vielmehr durch den ewigen Krieg (bellum omnium contra omnes) ein ewiges Zerſtören den Schauplatz des menſchlichen Daſeyns bezeichnen? *)

*) Nur durch bürgerliche Ordnung fällt der ſcheinbare Widerſpruch weg zwiſchen dem pax bello, und nulla salus bello.

Weder die patriarchaliſche Vorwelt, noch ihr Abbild, was wir bis jetzt in Arabiens Nomadenvölkern haben, kann etwas dagegen beweiſen. Denn dort wie hier und wie in allen goldenen Zeiten, wovon faſt alle Nationen fabeln und träumen (ob wahr oder nicht wahr, gilt hier gleich) findet man ein Band der bürgerlichen Ordnung, mag es auch noch ſo loſe geknüpft ſeyn. Dort gab es Patriarchen, Familienregenten, hier gibt es Emire, und die Griechen ſprachen von Hirten der Völker. (So beim Homer ποιμένες λαῶν.) Schon in der Ehe, wie ſie ſo eben betrachtet wurde, iſt der Embryo des Staats vorhanden. Das verſchiedene Intereſſe der Individualität des Weibes und Mannes wird durch das Uebergewicht des letztern, deſſen weiſen Gebrauch des Weibes Gefühl und geſunder Verſtand vernünftig und gerecht finden muß, geſchlichtet, und ſomit das friedliche Zuſammenleben erhalten. Noch deutlicher tritt dieſes hervor, wenn Kinder die Familiengeſellſchaft zahlreicher machen, indem wiederum über ſie die Eltern während ihres Beieinanderſeyns ein gewiſſes Regiment, das auf Erhaltung des Friedens und der Ordnung hinzielt, ausüben. Wenn auch die Kinder mit ihrer Mündigwerdung frei austreten können (Rousseau. Contract social Chapit. II. pag. 7.) ſo pflegt der Familienverein meiſtens dennoch fortzudauern, und jene unterwerfen ſich den Eltern gerade nicht durch einen beſondern Vertrag, wie Rouſſeau (ebendaſ.) meint; ſondern weil ihre Natur unter der Billigung der Vernunft ſie dazu hinneigt. Dieſe Nothwendigkeit einer bürgerlichen Einrichtung zur Beförderung der menſchlichen Bildung (der Humanität) beſtätiget auch die Erfahrung zu jeder Zeit. Alle Verſuche von Staatsumwälzungen, welche Anarchie zur Folge hatten, zeigten, daß in einem ſolchen Zuſtande nur Verwirrung, gänzliche Auflöſung alles geſellſchaftlichen Seyns und Unmöglichkeit einer huma-

nen Exiſtenz entſtehen müſſen. Staaten werden demnach nothwendig ſeyn, ſo lange Menſchen Menſchen ſind, d. h. ſo lange ſie, in geſellſchaftlicher Vereinigung, die Zwecke ihrer Natur zu erreichen ſtreben ſollen. Sie ſind in der Beſchaffenheit eben dieſer Natur gegründet, eine unerläßliche Bedingung ihrer möglich größten Entwickelung und Veredlung in jeder Hinſicht; denn ohne Staat iſt an keine friedliche Zuſammenexiſtenz, welche zur Erreichung unſerer Beſtimmung durchaus erfordert wird, zu denken. *) Der Urſprung der Staaten ſcheint mir dem zufolge weder bloß in der Furcht, wie Hobbes meint, **) noch in einem ausdrücklichen Vertrage, wie Rouſſeau behauptet (Contr. soc. C. V. p. 17. imgleichen Grotius) noch auch in beiden zugleich ſeinen Grund zu haben; ſondern die Einrichtung unſerer Natur führte die Menſchen durch eine gewiſſe Nothwendigkeit unvermerkt in den bürgerlichen Zuſtand, wofür ſie gleich bei ihrem Eintritte in die Geſellſchaft, alſo gewiſſermaßen von Anbeginn an, beſtimmt waren; weil keine Geſellſchaft von Vielen, worin der Menſch doch nur zu höherer Veredlung zweckmäßig zu gedeihen vermag, ohne eine bürgerliche Ordnung beſtehen kann.

Wozu den Menſchen die Nothwendigkeit ſeiner Na-

---

*) Johannes v. Müller, Allg. Geſchichte 1. Bd. S. 10, 11 ff. Wieland, Eine Luſtreiſe ins Elyſ., worin er herrliche und treffliche Ideen über Regierung und Staat mittheilt. Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 250. §. 40. Garve a. a. O. Thl. II. S. 236 unten.

**) De cive, C. I. und Leviathan C. XIII., wo er ſagt: originem societatum non mutua benevolentia, sed mutuo metu extitisse. Allein er kommt doch unvermerkt in der weitern Fortführung von der Furcht auch auf andere Gründe der großen menſchl. Geſellſch. (der Staaten) ſo De cive C. II.

tur ſchon hinführte, da leitete ihn hernach auch die Reflexion der Vernunft hin, die ſpäter bei fortſchreitender Kultur billigte und als durchaus zweckmäßig anerkannte, was gleichſam durch einen Inſtinkt früher zu Stande gekommen war. Daß faſt immer der Stärkere die Herrſchaft erhielt, geſchah nicht eben durch ein eigentliches Recht, ſondern wiederum durch eine gewiſſe verborgene Fürſorge. Die Stärkeren gebrauchten ihr Uebergewicht, die Schwächeren ertrugen es, nicht gerade weil ſie mußten, (denn eine Vereinigung der letztern, die wohl zu denken iſt, hätte ja leicht jenem Widerſtand entgegenſtellen können) ſondern weil das Gefühl, die Empfindung einer größeren Ruhe und Behaglichkeit ſie geneigt dazu machte. Die Vernunft vereinigte in der Folge damit ihre Stimme, indem ſie das Gefühl rechtfertigte und die Zweckmäßigkeit einer ſolchen bürgerlichen Ordnung anerkannte, welche, ſo mangelhaft und drückend ſie auch ſeyn mag, doch immer beſſer iſt, als Anarchie — geſellſchaftliches Zuſammenleben ohne Staat. — Die Stärke aber braucht nicht in phyſiſcher Kraft allein zu beſtehen; auch geiſtige Ueberlegenheit, eine ehrwürdige, durch Erfahrung und Talente begründete Weisheit, allmählig erworbenes Anſehn können als ſolche betrachtet werden. *)

---

*) Man ſehe hierüber Herder, Ideen ꝛc. Thl. II. Bd. IX. K. 4. Auch er entſcheidet für das Uebergewicht, weil ſo es die menſchliche Natur gleichſam aus Noth erheiſchte. Wollte man aber auch bloß der Geſchichte folgen, in Betreff der Nothwendigkeit der bürgerlichen Ordnung zum geſellſchaftlichen Zuſammenleben d. M., ſo wird man darin die Beſtätigung finden. Man ſehe z. B. 1. Moſ. Kap. VI. V. 4, 11, 13. Kap. IV, hier leſen wir von der ſchrecklichen Verwirrung, die vor der Einrichtung bürgerlicher Ordnung ſo herrſchte. Man war gewiß zufrieden, als Nimrod ſolche nachmals be-

Fragt man, welche Staatsform die beſte ſey, ſo kann darauf gegenwärtig nicht gut geantwortet werden; zumal da auch hier das „sub judice lis est“ eintritt, und die Endentſcheidung noch wohl lange nicht zu erwarten iſt. Um indeß ganz im Allgemeinen etwas zu erwiedern, ſo würde ich ſagen: Diejenige iſt die beſte, welche den *Hauptzwecken der menſchlichen Natur und ihrer möglichſten Realiſirung am meiſten entſpricht*, oder *proviſoriſch* mit *Pope* mich erklären: „*Die beſt verwaltete iſt die beſte*“ (Whate'er is best administer'd is best. Ess. on M. ep. III.) *). Es fragt ſich nun aber weiter: *Wie* muß man den Staat anſehn, damit er *wenigſtens in der Idee* als am gemäßeſten für die Beförderung der menſchlichen Beſtimmung, oder als gehöriges Bildungsmittel erſcheine? — Was dieſe Frage betrifft, ſo glaube ich darauf durch folgende Bemerkungen, ſo viel hier erforderlich iſt, hinlänglich zu antworten.

„*Der Staat ſey das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte.*“ **)

Das will die Art des eben dargeſtellten Urſprungs

---

gründete; hieß er gleich der *Gewaltthätige* (נִמְרֹד, Einer, der ſcharf ſtreift). Eine völlig vertragsmäßige Regierung aber iſt nicht wohl denkbar, ſ. *Bouterweck* a. a. O. Thl. II. S. 253. §. 42. Plato Polit. Vol. VI. p. 40 ff. ed. Bip.

*) Johannes v. Müller erklärt die Regierungsform für die beſte, wodurch die moraliſchen Kräfte, auf die das Meiſte ankommt, im vorzüglichen Grade und Gehalt erzeugt und unterhalten werden. S. deſſen Allg. Geſchichte 1. Bd. S. 10 und 16.

**) So *Herder* Briefe zur Beförder. der Human. 2te Samml. S. 124.

ſo wie des nothwendigen Zweckes des Staates. Er ſoll dazu dienen, die höchſtmögliche Zweckerlangung, oder Humanität, nicht bloß zu ſichern ſondern ſelbſt mit zu bewirken. Glückſeligkeit, intellectuelle Veredlung und ſittliche Vervollkommnung ſollen in der durch ihn befeſtigten und geordneten geſellſchaftlichen Verbindung der Menſchen durch erleichterte und thätig erhaltene Wechſelwirkung geſteigert und verbreitet werden. Eine durch unſere natürliche Einrichtung beſtimmte Vernunftgemäßheit alſo und Gerechtigkeit ſind die Angeln, um die ſein ganzes Gebäude ſich wenden und worauf es ſich ſtützen muß. Vernunft dringt aber auf Frieden hin, ohne welchen (wenn er nimmer ſicher zu Stande kommen würde) wahre Veredlung nicht gedenkbar iſt; ihn ſucht ſie aus dem Kriege der vielen beſonderen Intereſſen ewig zu ſchaffen. Durch den Staat nun ſtrebt ſie ihn zu bewirken und zu erhalten. Dieſer erſcheint demnach zunächſt als eine Sicherheitsanſtalt. In der Hinſicht erwartet man von ihm, daß Jeder als Bürger in ſeiner rechtmäßigen Exiſtenz und Thätigkeit durch ihn ſichergeſtellt werde. Alle dürfen ungeſtört, ſo weit es die durch das Zuſammenleben nothwendig entſtehenden Verhältniſſe und Beſchränkungen erlauben, ihrer Zweckrealiſirung nachgehn. Dieſes leiſtet er durch eine angemeſſene Geſetzgebung, weil durch ſie die Vernunft nur eigentlich herrſchen, d. h. Ordnung unter die willkürlich ſtrebenden Intereſſen der Einzelnen bringen kann. Ferner gehört dahin die Polizei mit ihren zweckmäßigen Anſtalten zur Aufrechthaltung, Beförderung der Wohlfahrt überhaupt.

Muß daher allerdings Sicherheit erſter Zweck des Staates ſeyn, weil ſie den Frieden erhält, ohne welche kein Heil in was immer für einer Rückſicht zu hoffen iſt; ſo kann ich dennoch denen nicht beiſtimmen, welche da glauben, es ſey dieſe Sicherheit einzige

Sorge deſſelben. Denn wie geſagt iſt, ſoll der Staat das Auge der allgemeinen Vernunft ſeyn, und wie in der Definition bemerkt wird, die Humanität befördern helfen. Er wird dem zufolge alles Dasjenige zu leiſten ſtreben müſſen, was die Vernunft und die wahre Idee der Humanität rechtfertigen und in ſich aufnehmen. Denn es kann wohl nicht anders ſeyn, als daß die Vereinigung der Menſchen unter bürgerlicher Ordnung im Allgemeinen allerlei Vortheile und günſtige Reſultate für die Menſchenbildung ſchon durch die bloße Koncentrirung der Kräfte erzeugt. Dieſe Emolumente, welche aus der großen Verkörperung zu einer moraliſchen Rieſenperſon entſtehn, darf der Staat oder die Regierung keineswegés unbeachtet laſſen, ſondern muß ſie, ſo viel es thunlich iſt, zur wirklichen, thätigen Beförderung der Beſtimmung der im Staate lebenden Individuen anwenden und benützen. Alſo auch poſitiv muß er wirken. Dahin gehören zweckmäßige Anſtalten für Geſundheit und phyſiſches Wohlſeyn überhaupt; Bildungsinſtitute zur geiſtigen oder intellectuellen Veredlung und zur Entwickelung und Anregung eines ſittlichen Lebens. *)

Der Staat muß aber auch das Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte ſeyn, oder er muß bei der genannten, durch unſere Natur gerichteten Vernunftgemäßheit auch Gerechtigkeit beob=

*) Hierüber findet man Mehreres im Montesquieu, Esprit etc. liv. V, 19. lib. VII, 14. Auch beim Ariſtoteles. S. Politica lib. II, 9. VII, 10. beſonders aber lib. III, 12. VII, 13, 15. Imgleichen beim Plato, Polit. Vol. VI. p. 79, 113. beſonders am Ende p. 119. Feder, Grundſätze der Staatsklugheit S. 154 ff. (2te Abthl. über den menſchl. Willen). Schiller ſagt irgendwo: „Der bloß rechtliche Staat iſt eine kernloſe Hülſe.“

achten. Dieſe zeigt ſich nun beſonders darin, daß dafür geſorgt wird, daß theils jedes Individuum gegen ein jedes andere gleichmäßig geſchützt und mit ihm in Abſicht auf eine rechtgemäße Exiſtenz gleich gehalten wird; theils aber auch darin, daß die Regierung ſelbſt die Bürger überhaupt ſo wenig in ihrem freien Daſeyn und thätigen Leben beſchränkt, als es immer die Zuſammenſetzung und Einrichtung des ganzen Staatskörpers erlaubt. Dieſe Gerechtigkeit iſt überall eine durchaus nothwendige Tugend, wo ein friedliches, humanes Zuſammenſeyn möglich werden ſoll; beſonders aber iſt ſie ein unerläßliches Erforderniß bei einem Staate. Sie iſt in ihm die treue Bewahrerin der Menſchenrechte, ohne welche Humanität ſelbſt nicht gedenkbar iſt; ſie iſt der Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung; ſie die Hauptbedingung für die Zweckrealiſirung Aller. Ohne ſie wird Deſpotie oder Anarchie an die Stelle einer geſetzmäßigen Herrſchaft treten; ohne ſie wird kein echtes Gedeihen der Einzelnen, wie des Ganzen möglich ſeyn. Darum muß die Regierung ungeachtet einer billigen Aufſicht und vernünftigen Einwirkung in Abſicht auf die Veredlung der Bürger dennoch es ſich zum unverbrüchlichen Grundſatze machen, in die allgemeine, freie, ſelbſtſtändige Betriebſamkeit ſich ſo wenig, als es möglich iſt, zu miſchen, damit nicht durch ihr Eingreifen der wahren Humanität und eigentlichen Bildung mehr geſchadet, als aufgeholfen wird. Denn Freiheit iſt die Sonne, an der alles Menſchliche reifen muß; Freiheit iſt die Grundlage aller Humanität oder menſchlichen Vortrefflichkeit. Was immer für Gutes, was immer für Edles die Regierung auch durch eine zu ſpecielle Fürſorge, gleichſam durch eine ewige, ſtrenge Vormundſchaft, hervorzubringen bemühet ſeyn mag — es wird immer den Pflanzen und Früchten

gleichen, die im Treibhauſe behutſam gezogen wurden. Es fehlte ihnen das helle, wohlthätige Licht des Tages, die offene, reine Luft des Himmels — und ſie ſind ſaftlos ohne Geſchmack und Kraft, dauern nur eine kurze Zeit. Alles zu poſitive Eingreifen demnach in die Unternehmungen und Handlungen der Bürger von Seiten des Staates iſt Frevel gegen die menſchliche Natur und gegen die Abſicht des Schöpfers, der in ſie nicht umſonſt das Gefühl der Freiheit ſo tief ſenkte; es wird eben ſo ſehr damit gefehlt, als mit einer gänzlichen Sorgloſigkeit, einer ſaumſeligen, energieloſen Vernachläſſigung der Angelegenheiten der Bürger. Beides iſt Vergehung gegen die ewige, nothwendige Gerechtigkeit; beides zerrüttet oder zerreibt die ſegensreiche, himmliſche Ordnung; beides hemmt und verhindert die Fortſchreitung der Unterthanen zu höherer Veredlung und Bildung, welche doch einzig und allein Zweck aller Staatseinrichtungen ſeyn muß.

Wird der Staat nach dieſen Grundzügen eingerichtet und verwaltet, ſo wird er auch mehr in dem Sinne der Alten erſcheinen, welcher meiner Meinung nach mit Beſeitigung mancher Schwärmerei, die ſo leicht zu den Ideen ſich geſellt, dennoch der wahre iſt und bleiben wird. Denn die Bedeutung ſtützt ſich dort auf die höhere Würde des Menſchen, ſie geht auf die Beförderung der Humanität hin, ſie zeigt den Staat und die bürgerliche Ordnung als ein allgemeines Bildungsmittel des ſinnlich-vernünftigen Menſchen. Die Politik verſchwiſterte ſich dort mit der Bildung überhaupt und mit der Moral insbeſondere, und nur dieſe Vereinigung umfaßt den ganzen Begriff des Wortes πολιτεία.*) Alſo keine bloße Zwangstheorie darf

*) So beim Plato, Polit. Vol. VI. p. 102 und 103, be-

die Politik aufſtellen, ſondern ſie muß zugleich die höhere Würde des Menſchen — ſeine Menſchheit ſelbſt — berückſichtigen und in ſich aufnehmen. Die Gewalthaber müſſen ſich erinnern, daß ſie ihr Amt von Gott haben, wie der Apoſtel ſagt, (Röm. C. XIII, 1—8.) daß ſie demnach dieſe Stelle einer höheren Weltordnung verdanken. Sie müſſen alſo dieſer Weltordnung, d. h. der Abſicht des ſchaffenden und Alles regierenden Urweſens gemäß ihre Geſchäfte verwalten. Dieſe Abſicht aber iſt der Offenbarung in unſerer Natur zufolge keine andere, als fortſchreitende Veredlung der Natur ſelbſt in der allmähligen Verwirklichung ihrer Hauptzwecke durch den Staat, als ein nothwendiges Bildungsinſtitut. Nicht alſo Zuchthalter allein ſollen die Regenten ſeyn, ſondern weiſe Führer und treue Bewahrer des Geſetzes, nicht bloß als Schwertträger ſollen ſie ſich zeigen, ſondern auch als edle Prieſter der allgemeinen Vernunft und Gerechtigkeit ſollen ſie die heilige Flamme emporſtrebender Veredlung erhalten und beleben auf dem Hochaltare der Menſchheit; nicht das Scepter der Herrſchaft nur ſollen ſie ſchwingen, ſondern führen zugleich den Hirtenſtab; *) nicht endlich wie ein Machiavell die Fürſten ſtempeln

ſonders aber de Repub. (in eben dem Bande) lib. IV. p. 342 ff. So beim Ariſtot. Polit. theils an den oben angeführten Stellen und vorzüglich lib. VII. c. 13, 14, 15, 16. lib. VIII. c. 1, 2, 3, 4, 5. wo er über die Erziehung der Kinder und die Bildung derſelben, ſo wie von den Verheirathungen, als Angelegenheiten des Staats redet; obgleich er freilich etwas zu viel desfalls von demſelben fordert, und der eigenen freien Thätigkeit der Bürger zu wenig überläßt.

*) Plato (Polit. Vol. VI. p. 27.) nennt den Regenten: νομέα καὶ τροφὸν (einen Hirten und Ernährer) ſo auch p. 45.

will, ſollen ſie erſcheinen, wie Plagegeiſter der Finſterniß und der Tyrannei; ſondern wie die Menſchlichkeit und das Chriſtenthum ſie verlangt — ſchützende, leitende Genien des Himmels müſſen ſie unter dem Volke wandeln, ehrend die Rechte Aller ohne Unterſchied, hören die Stimme Aller, wie die verborgene Weisheit gleichmäßig über Alle waltet. — *)

---

*) Plato fordert bei einem Staate (de Rep. lib. V. p. 342 und 343) folgende vier Eigenſchaften: Weisheit, Stärke (ἀνδρεία), Mäßigung und Gerechtigkeit, alſo die vier Kardinaltugenden des praktiſchen Lebens überhaupt. Von den neuern, deutſchen Philoſ. nenne ich bloß Schulze Encyclop. 2c. §. 48. Bouterweck a. a. O. Thl. II. S. 355. §. 43. beſonders S. 189. §. 5. Herder, Ideen 2c. Thl. II. B. IX. K 4. vorzüglich Nr. 3. Imgleichen deſſen Briefe zur Beförder. der Humanit. 2te Samml. S. 122.

Aus der obigen Abhandlung über den Staat wird deutlicher auch die Beſtätigung hervorgehen für die früher geäußerte Behauptung, daß eigentlich von einer Erziehung zum Bürger nicht die Rede ſeyn könne. (Vergl. 2. Abthl 1. B. K. 3. Beruf.) Denn der Staat ſoll erziehen den Menſchen, der ſchon bei ſeiner Geburt dem geſellſchaftlichen Zuſtande angehört, zu ſeinen Zwecken. Da aber der Staat nur zur Erhaltung und beſſeren Benutzung der Vortheile jenes Zuſtandes dient, ſo hat er keine beſondere Zwecke für den Menſchen, ſondern iſt lediglich Mittel zur ſichrern Erreichung jener ſeiner Natur. Jede ordentliche Menſchenbildung vollendet ſich alſo nur im Staate, wozu die Natur ſchon den Menſchen führt, nicht aber Erziehung erſt vorbereitet.

Drittes Kapitel.

Religion.

In der Reihe der Veredlungs= und Bildungsmittel tritt die Religion mit großem Anſehn und eigner, hoher Würde hervor. Ehe wir aber dieſelbe in dieſer Hinſicht und Beziehung betrachten, wird es nöthig ſeyn, über ihren wahren Begriff und Urſprung Einiges vorauszuſchicken.

Was iſt Religion? — „Betend“ ſollte man die Antwort ausſprechen, wie ein geſchätzter Schriftſteller ſagt (J. Paul Levana), denn was ſie ausdrückt, iſt eine irdiſche Einkleidung des Ueberirdiſchen, Unſichtbaren, Ewigen — des Göttlichen Menſchwerdung oder Offenbarung im Menſchen in Worte gehüllt und durch Symbole vorgeſtellt. Alles, was ſich im menſchlichen Daſeyn auf ein höchſtes Urweſen bezieht, alle Verhältniſſe, worin der Menſch zu ihm ſteht, gehören demnach im weiteren Sinne zur Religion, ſo daß man gewiſſermaßen ſagen könnte und ſollte, unſere ganze humane Exiſtenz, ſey ein religiöſes Leben und Wirken, indem ohne jene Beziehungen auf ein unendliches, unſichtbares Etwas, als Grundbedingungen jedes ſichtbaren Seyns, Denkens und Handelns, gar kein Seyn, Denken und Handeln begreiflich und möglich iſt. Dieſes allerdings weite und überſinnliche Gebiet enthält, wie natürlich, manche dunkle Partien neben vielen ziemlich erleuchteten— und daher entſtehen die verſchiedenen Meinungen und Vorſtellungen im Betreff der Religion; daher ſtrömen ſo viele helle Strahlen herab und laſſen die Wahrheit oft faſt ungetrübt erblicken, daher aber ſteigt auch leider zu oft finſtere Nacht in unſere Welt hernieder, welche Aberglauben,

Schwärmerei und die unwürdigſten Ideen erzeugt und verbreitet. Wäre nur Tag für uns in dieſen höheren Regionen, ſo würde auch nur eine Wahrheit, ein richtiges Erkennen Allen zu Theil werden. Nimmer würde dann der Neger unwürdigem Fetiſchdienſte, der Bewohner des äußerſten Nordens und des Randes der Erde überhaupt entehrendem Schamanismus huldigen, faſt alle Völker der Vorwelt aber ſo oft einem niedrigen Götzendienſte ſich hingegeben haben; nimmer würden heidniſche und chriſtliche Prieſter, Bonzen und Braminen das Laienvolk irreleiten, hintergehen und betrügen können.

Wie erſcheint uns denn aber die Religion, wenn wir ſie ihrem wahren Begriffe nach erkennen und ausdrücken wollen? Religion iſt ein vor der Vernunft gerechtfertigter Glaube an ein höchſtes, allvollkommnes, nach Abſicht und Zweck handelndes Urweſen, in ſo fern unſer Daſeyn ſowohl in der Gegenwart als Zukunft in einem relativen Verhältniſſe zu ihm gedacht werden muß. In dieſem Begriffe vereinigen ſich, meiner Anſicht nach, alle Reſultate der Metaphyſik über dieſen Gegenſtand, ſo wie die moraliſchen Forderungen und der geſunde populäre Glaube. Es werden ſich daher in ihm auch die übrigen Zweige, welche nicht ſo unmittelbar auf das höchſte Weſen, die Gottheit, ſich beziehen, auffinden laſſen. Unſterblichkeit, Vergeltung u. ſ. w. ſind darin eingeſchloſſen.

An die Idee der Religion reihet ſich unmittelbar die Unterſuchung über den Urſprung derſelben. Auch hier begegnet man ſogleich verſchiedenen Meinungen. Einige wollen nur durch das Gefühl und den darauf ſich ſtützenden Glauben zu dem Göttlichen geleitet werden; Andere wagen ſich lieber auf den kühnen Schwingen der Vernunft in einer luftigen Fahrt hin zu dem

Ewigen, Unendlichen;*) Andere wiederum möchten gern im unſichern Fluge der Phantaſie den Rieſen der Urzeit gleich zum Himmel ſtreben. — Indeß warum will man nicht zunächſt bei dem verweilen, was in uns und um uns ſelbſt iſt und, in ſeinem ganzen Umfange unparteiiſch betrachtet, allein ſichere Kunde geben kann? Religion wird dem Sterblichen nicht eben von außen erſt zugeführt; ſie ruhet in ſeiner Bruſt ſchon vom erſten Augenblicke ſeines Daſeyns an. In unſerm innerſten Weſen ſchlummert ein Gefühl für jene erhabenen Angelegenheiten unſers Lebens, welches durch Erfahrung, Fortſchreiten und durch die Betrachtung der Außenwelt mehr erwacht, ſich immer vernehmlicher ankündiget und endlich zum Glauben erſtarket. In unſerm innerſten Weſen ſpricht aber auch ewig die Vernunft und ſie enthält gleichfalls Keime für dieſe göttliche Saat. Aus jenem Quell (dem Gefühle) ſtammen die dunkleren Ahnungen einer verborgenen Allmacht, Heiligkeit, Gerechtigkeit; aus dieſem (der Vernunft) vorzüglich die Ideen der Unendlichkeit, Ewigkeit, der Urkraft. Beide aber müſſen ſich freundſchaftlich vermiſchen, damit aus ihrem Spiegel die allerleuchtende, allerwärmende Sonne des menſchlichen Lebens — das Daſeyn des Göttlichen, das Herz der Religion — zurückſtrahle in die Nacht des Seyns.

Zuerſt erwacht das Gefühl, geweckt durch allerlei Erfahrungen. Die ganze Natur, die den Menſchen umgibt, enthält der Wunder ſo viele, der Aeußerungen höherer Macht ſo manche und ſo auffallende, daß durch ihre Einwirkung auf den Menſchen die geheime Ahnung verborgener Kräfte nothwendig in ihm aufſteigen

---

*) Hierhin gehört beſonders die Lehre der Neuplatoniker unter Anführung des Plotinus.

muß. Mit dieſer Ahnung vereinigt ſich das Gefühl eigener Schwäche und Beſchränktheit, die Empfindung erfreuender Wohlthaten und nicht minder ſelten erſchreckender Uebel, die Beobachtung von tauſend Ereigniſſen, die alle in Räthſelgeſtalt ſich hüllen und den engen Strebekreis der menſchlichen Intelligenz überſteigen. Dadurch wird die von Anbeginn und vor aller Spekulation der Vernunft ſchon tief im Gemüthe ſchlummernde Empfänglichkeit für den Glauben an unſichtbare Mächte, an Abhängigkeit der Menſchen von ihnen, immer mehr und mehr aufgeregt, bis ſich der Glaube mit ſüßer Labe und himmliſcher Stärkung ſelbſt als unzertrennlicher Gefährte durch die Exiſtenz hin ankündiget. Doch noch ſchwankend und allerlei Verirrungen unterworfen bleibt dieſer Glaube; noch mit mannigfaltigen Verfinſterungen kämpfen muß dieſer junge Strahl, der erſt wie milde Dämmerung aus der Tiefe des Herzens emporſchimmert. Siegend aber ſtrömt er in glanzvollem Mittage am Himmelsgewölbe des Lebens hinauf, wenn die Stimme der Vernunft zum Chaos ruft: Werde Ordnung! und zur Finſterniß: Werde Licht! Sie ſtrebt nach dem Einen im All, nach dem Mittelpunkte im Mannigfaltigen. Was das Gefühl andeutete, ſpricht ſie lauter aus durch lautere Forderungen. Ohne Urweſen begreift ſie ſich ſelbſt nicht und nichts in der Welt; ohne Urvernunft iſt ſie keine Vernunft, iſt ſie Trug, iſt nichts als Täuſchung überall. Nur durch die Wirklichkeit eines Unendlichen, iſt für ſie Wirklichkeit des Endlichen; nur durch eine höchſte Weisheit erkennt ſie Zweckmäßigkeit; nur durch eine unbegrenzte Heiligkeit hört Tugend auf, ihr ein eitles Hirngeſpinſt zu ſcheinen; nur durch ein ewiges Seyn blickt ſie ſelbſt zur Unſterblichkeit hin — endlich nur durch eine höchſte Ordnung tritt Plan in die Schöpfung ein und Bedeutung

in die Wunder der Bruſt. Alſo auch hier iſt nur Heil zu hoffen aus Harmonie, auch hier ſind Gefühl und Vernunft in freundlicher Verſchwiſterung die Leitgeſtirne, welche dem Schiffer die Bahn weiſen zum umſchirmenden Hafen. Doch nur in enger Vermählung ihrer Lichtausſtrömungen führen ſie ſicher; getrennt aber oder einzeln ſind ſie Irrwiſche, welche verwirren, verleiten und ins Verderben bringen. Nur durch Beider inniges Zuſammenwirken erhebt ſich der Glaube an Gott und Göttliches zu feſter Kraft, zu hoher Würde. Was die Ahnung des Gemüths andeutend in das Leben ſtellt, das prüft die Vernunft durch der Ueberlegung ruhigen Gang; was das Herz ſehnend fühlt, dem gibt ſie der feſtern Hoffnung Weihe; was endlich die innere und äußere Welt in tauſend Tönen verkündigt, das ſchafft ſie um, in verſtändliche, reine Melodie — und Religion iſt der Name derſelben. *)

Freilich war ihr Keim im ganzen Menſchengeſchlechte verbreitet von Anfang an; überall brach er durch die umſchließende Hülle; allein eben wegen jener Trennung wuchs er oft zu allerlei Mißgeſtalten auf. Obgleich nun auch dieſe den armen Sterblichen noch immer lieblich anſprechen und wenigſtens einige Bedeutung dem Leben ge-

---

*) Aehnliches findet man: Fr. H. Jakobi, von den göttlichen Dingen u. ſ. w. in einigen Stellen. J. Paul Levana (2te Ausg.) Thl. I. S. 101 beſonders S. 104 ff. Herder Ideen Thl. II. Bd. IX. Kap. 5 ganz durch. Bouterweck a. a. O. Thl. I. S. 69. §. 31. S. 96. §. 6. vorzüglich S. 223. §. 1, 2 ff. Pölitz a. a. O. Thl. I. S. 262. Schön und erhaben ſpricht hierüber Lichtenberg, Weiſſagung von S. 5 an. J. M. Sailer Lehren der Rel. S. 28 ff. S. 58 ff. Man findet hier treffliche Gedanken. J. L. Ewald Menſchenbeſtimmung ꝛc. Thl. I. S. 101 ff. Arndt a. a. O. Thl. II. S. 46 ff. S. 198.

ben, welches ohne alle Religion überall eine öde Wüſte darbieten würde; ſo iſt doch offenbar, daß es durchaus darauf ankommt, in welcher Reinheit und Wahrheit Religion waltet, ſo bald ſie als eigentliches Mittel der Veredlung und Beglückung der Menſchheit angeſehn werden ſoll. Nur in einigen Zügen will ich ſie in dieſer Hinſicht ſchildern, woraus dann Jeder weiter folgern mag.

Echte, wahre Religion geht auf das Göttliche als auf etwas Höchſtes, Ueberirdiſches, Uebermenſchliches. Sie wird daher nichts in die Idee dieſes Göttlichen aufnehmen, was daſſelbe von ſeiner Höhe zu ſehr herabzieht und durchaus in den niedern Kreis irdiſchen Wirkens und Handelns verſetzt. Das Göttliche iſt an ſich in keiner Sinnlichkeit gedenkbar, alſo auch durch ſie nicht zu entehren; das Göttliche iſt nur das Allvollkommene, alſo durch keine Mängel zu entheiligen; das Göttliche iſt endlich das Erhabenſte, alſo durch keine kleinlichen Attribute und unwürdigen Vorſtellungen zu erniedrigen und zu vermenſchlichen. Es iſt das Urſelige, Urwahre, Urheilige — Der Menſch kann nach dieſer unbegreiflichen Drei, als dem einen Quell Alles deſſen, was war, was iſt und ſeyn wird, hinaufblicken; aber nimmer müſſe er frevelnd den trüben Strom ſeines endlichen, irdiſchen, beſchränkten Lebens in das Ueberweltliche leiten wollen. Mag immerhin ſelbſt für alle Ewigkeiten das Höchſte, Geſtaltloſe ſich für ſeinen ſchwachen Blick in irgend ein freundliches Gewand hüllen müſſen, wenn er es ahnen, glauben und auf ſeine Macht und Größe vertrauen ſoll; ſo darf doch niemals das Uebermenſchliche wirklich menſchlich werden, wenn nicht die Religion in ihrer Grundlage verfälſcht und allerlei Irrthümern, niedern Verdrehungen und unwürdigen Verunſtaltungen ausgeſetzt werden ſoll.

Echte, wahre Religion bewährt ſich vor der Vernunft. Es iſt ausgemacht und kurz vorher ſchon zugeſtanden, daß eine verborgene Anlage für Religion in dem menſchlichen Gemüthe vorhanden iſt, und zwar in der höchſten Allgemeinheit, überall und unter allen Völkern der Erde. Ehe die Vernunft heranreift zur Spekulation, oder zu prüfender Reflexion erſtarkt, regt ſich jenes Gefühl bei Kindern und Kindernationen. Dieſes iſt gleichſam der Stamm, auf dem die edle Pflanze gepfropft wird; und Unglück da, wo man dieſen Stamm herausreißen will mit ſeinen tief verſchlungenen Wurzeln, um den veredelnden Zweig unmittelbar in des Gemüthes Boden zu ſenken. Er wird verdorren und verwelken, noch ehe er zu treiben begann, weil er im üppigen Erdreiche der Empfindungen von den andern, ihn rings umwuchernden Pflanzen erſtickt wird. So wie aber, um bei der Vergleichung zu bleiben, der wilde Stamm ohne das edlere Reis nur unvollkommene Früchte gibt; ſo wird auch die Religion, welche lediglich aus dem Gefühle erwächſt, nur unvollkommen, ohne Feſtigkeit und echten Adel ſeyn können. Eine Religion des bloßen Gefühls ſchlägt in allerlei Irrthümer, Täuſchungen und unwürdige Abartungen aus. Sie iſt dann eine Tochter der Finſterniß und wandelt auch nur in Finſterniß; ihr Gewand iſt einzig von dunklem Myſticismus gewebt, und kein heller Streif läßt die Geſtalt näher erkennen. Was denn überhaupt ſo leicht geſchieht, tritt auch hier meiſtens ein. — Mit dem Gefühle verbindet ſich deſſen leibliche Schweſter, die Einbildungskraft, und ſie vollendet im treuen Bunde die Zeugung jener tauſendartigen Mißgeſtalten, unter denen die Religion ſo vielfältig die Erdenwelt und das menſchliche Geſchlecht durchwandelte. Weil jene Kraft ſelbſt blind iſt, wie möchte ſie ihre blinde Geſellſchafterin leiten? Vielmehr wird ſie die Ver=

irrungen noch mannigfacher, auffallender und abweichender machen. Denn ihr fehlt die holde Beſcheidenheit, welche oft das bloße Gefühl begleitet. Ihre ſaubere Eigenſchaft iſt — die Zügelloſigkeit. Sie eilt raſchen Schwunges über die Grenzen der Natur und Wirklichkeit hinweg; und wo ihr Flug einmal Kraft gewann, da reißt er Herz und Verſtand unwiderſtehlich mit fort und ſchwebt in unſichern Höhen ohne Haltung und Feſtigkeit durch unbekannte Regionen hin. Da ſieht ſie dann auf ihrer luftigen Fahrt bald Rieſen, bald Zwerge, bald Feen und Zaubergewalten. Das Gefühl, gleich verblindet, ſieht, was jene will; und die um ihre Herrſchaft betrogene Vernunft muß es ſich wohl gefallen laſſen, wenn ihr Reich mit allerlei Wunderbildern, unbekannten Formen und gehaltloſen Luftweſen aus jenen Ländern der Täuſchung bevölkert wird. Da ſchwindet die Wahrheit vor dem Irrthume, da weicht die Wirklichkeit dem Traume. Götter aller Art durchziehn in komiſchen und niedern Geſtalten der Religion heiligen Tempel; oder, wo die eine Gottheit auf dem Altare bleibt, da erſcheint ſie ſodann in ſolchem Aftergebilde, mit ſo vielen unechten Attributen umhängt und in ſo irdiſchem, buntem Gewande, daß ſie jener Schaar nicht unähnlich ſieht, welche einſt Italien und Griechenland und die übrigen Gegenden belebte, und noch heut zu Tage den bei weitem größern Theil unſers Planeten erfüllet. Ja, ſie empfängt nicht ſelten faſt gleiche Verehrung von verblendeten Gläubigen an ihrem weltlichen Throne. Profane und heilige Geſchichten, Aſceten- und ſelbſt Philoſophenchroniken mögen meine Behauptung rechtfertigen, wofern die Natur der Sache und die tägliche Erfahrung noch Zweifel zurückläßt. Nicht alſo wird es ſeyn, wenn man auch der Vernunft Sitz und Stimme in dieſem hohen, heiligen Rathe zugeſteht; wenn ſie die letzte Inſtanz iſt, welche

das Urtheil fällt, oder beſſer die Reſultate des Gefühls prüft, dieſelben beſtätiget oder als unſtatthaft verwirft. Sie muß den Glauben vor ihren Richterſtuhl fordern, ſeine Gründe abwägen, ſeine Beweiſe reif überlegen und ihm die ſichere Firma ertheilen, ohne welche er nie und nirgend erſcheinen ſollte, wenn ſonſt dieſe oberſte Behörde ihr Amt gehörig verwalten kann. Daß ſie es aber könne, dazu wird eine ſtetige Bildung ihr Kraft und Geſchicklichkeit ertheilen. Alſo nur die Vernunft kann in ihren Reflexionen den Ausſprüchen des Gefühls Feſtigkeit und Anſehn ertheilen; nur ſie wird dem finſtern Myſticismus ſeine Grenzen zeichnen, weil doch einmal ohne ihn keine Religion gedenkbar iſt. Denn der Charakter derſelben iſt das Symboliſche; dieſes aber iſt niemals ohne ein gewiſſes Dunkel. In der Religion gibt es kein eigentliches Wiſſen, kein helles Anſchauen, keine Demonſtration — ein vernünftiger Glaube iſt Alles, was ſie dem Menſchen geſtattet. Dieſer aber kann ſo an Kraft und Ueberzeugung gewinnen, daß man den Mangel der Wiſſenſchaft eben nicht ſehr empfindlich vermißt.

Echte, wahre Religion iſt der höheren Würde der menſchlichen Natur gemäß. Die höhere Würde derſelben aber beſteht darin, daß der Menſch freithätig und ſelbſtſtändig ſeine Zwecke fördert, folglich ſeine Veredlung ſelbſt betreibt. Dieſes iſt aber auch der Charakter der Humanität, welche deswegen mit der höheren Würde des Menſchen von gleicher Bedeutung iſt. Demnach kann man auch ſagen, daß echte Religion durchaus der Humanität angemeſſen ſeyn muß. Es liegt dieſes Erforderniß ſchon in dem Weſen der Religion, indem ſie zur Bildung und Erhöhung unſerer ganzen Natur beitragen ſoll. Durch ſie kann und muß der Menſch glückſeliger, weiſer, beſſer werden — leiſtet ſie das nicht, oder nur

ſchlecht; ſo kann ſie die wahre Religion nicht ſeyn. Dieſe mildert das Unglück, indem ſie mit gegründeter Verſicherung auf eine unbegreifliche, höhere Lenkung hinweiſet; ſie mäßiget den Uebermuth im Glücke, indem ſie eine beſcheidene Demuth lehrt, die jeder edle Sterbliche um ſo mehr beſitzen wird, je edler er iſt und je mehr er ſich ſeines Werthes bewußt wird. Die wahre Religion gibt Vertrauen dem wankenden Gemüthe, indem ſie es zur Sternbahn der Ewigkeit hinaufführt, wo ein Vergeltungstag erſcheinen wird; ſie gewährt Beruhigung dem Zweifel und ſtille Zufriedenheit der Seele, indem ſie mit göttlicher Orakelſtimme Harmonie verkündet in den Welten dort oben und im menſchlichen Leben hienieden. Eben ſo wird und muß wahre Religion auch der Kenntniß Reich erleuchten und erweitern. Sie weiſet auf ein höchſtes Weſen hin, das der Urgrund alles Erkennens iſt. Dadurch leitet ſie einen hellen Strahl in das ganze große Gebiet des Wiſſens, das ohne dieſen Strahl nur ewigen Zweifeln unterthan ſeyn würde. Sie bildet das intellectuelle Vermögen ferner dadurch, daß ſie uns ſo manche Wahrheiten, welche ſich auf unſere ganze Natur beziehn und mit andern Zweigen des Wiſſens genau verwebt ſind, in vernünftigem Glauben erkennen und erfaſſen läßt. Sie gibt endlich dem ganzen Streben nach Wahrheit und geiſtiger Veredlung eine höhere Bedeutſamkeit, einen ſtärkeren Schwung. Ohne die Unterſtützung der Religion würde der Geiſt bald ermüden in den ſchweren Forſchungen aller Art. Denn wozu ſollte er ſich plagen, wozu ſollten ſo viele Opfer gebracht werden, wenn nur der enge Kreis der Gegenwart die Früchte unſerer Bemühungen umſchließen ſollte; wenn an der Grenze des Lebens auch der Wahrheit und der Kenntniß geſammelte Schätze in das leere Nichts einer nimmer wiederkehrenden Vergangenheit für

den hinabſinkenden Sterblichen ſchwinden würden? Doch mit himmliſcher Seherkraft ſteht die Religion dann an ſeiner Seite, und läßt ihn an der Neige des Erdentages wie in einem Spiegel die brechenden Strahlen eines jungen ihn erwartenden Morgens ſchauen, wo ein neues Leben beginnt, wo die erſte Stufe der errungenen Wahrheit die Grundlage einer höheren wird. Getroſt und durch dieſe ſchöne Verheißung ermuthiget, wandelt der Forſcher nun ſeine Bahn; er ſieht den Punkt der Einheit, er begreift die Möglichkeit einer künftigen Löſung deſſen, was ihm hier etwa in Räthſeln erſchien. Sorgfältiger reihet er nun Wahrheit an Wahrheit; ruhiger ſammelt er die Erſtlinge der Einſicht, denn er fühlt es im beſeligenden Glauben, daß er nicht umſonſt die Reihe anknüpfte oder vergebens die Sammlung mühſam begann. Ein Gott, der nur die Ewigkeit erfüllt, hält das Ende der Kette; ein Gott, der die Unendlichkeit ſelbſt iſt, wird aus ſeiner unermeßlichen Fülle ihm in ſtets größerem Maße geben, wornach er ſich ſehnt; wird ohne Aufhören in ewig erneuetem Daſeyn den Reichthum ſeiner erworbenen Kenntniß vermehren. Auch der Mann in ſtiller, kleiner Hütte wird nun ohne Murren und Verzweifeln die geringere Gabe dankbar nehmen, die ihm aus dem Schatze unendlicher Einſicht und Wahrheit gereicht wird — denn er hofft mit feſter Zuverſicht, daß eine Unſterblichkeit lang genug ſeyn wird, das geringe Korn zu einer Wunderhöhe zu erziehen.

Nicht minder wird und muß die wahre Religion auch die Angelegenheiten der Sittlichkeit begünſtigen. Mag es gleich gedenkbar ſeyn, daß ohne die religiöſe Stütze Tugend an ſich möglich ſeyn kann; ſo wird es doch ewig ein ſeltner Fall, ja das höchſte aller Wunder bleiben, wenn uneigennützige Tugend ohne Religion wirklich wird. Welch eine große Seele

gehört dazu, in gänzlicher Selbſtverleugnung ohne alle ermunternde Ausſicht das Schwerſte zu thun — dem Eigennutze und der Selbſtliebe einen harten Kampf entgegen zu ſtellen? Wie Viele werden dieſen hohen Muth in ſich fühlen; oder wenn ſie ihn fühlen, wie Viele werden ihn ſtets aufrecht erhalten? Gewiß nur äußerſt Wenige. Oede und verwüſtet würde ohne Religion das ganze himmliſche Land der Tugend erſcheinen, das durch ſie in ſchöner Pracht, in dem heitern Lichte vor uns liegt. Deutlicher und unwandelbarer ſteht durch ſie die Idee des Sittlichguten, indem Gefühl und Vernunft nun am höchſten Quell aller Sittlichkeit Stärkung ſchöpfen dürfen; feſter wird der Gedanke an Menſchenwerth, weil man die allmächtige Hand erkennt, die ihn begründete; inniger wird die Liebe zum Guten, weil ſie an der Vorſtellung, daß es ohne Ende uns beſeligen wird, neue Wärme erlangt; mit größerer Unverdroſſenheit, mit unbiegſamerer Standhaftigkeit endlich wird der Charaktermenſch ſeinen Weg zur ſteilen Höhe wandeln, denn er ſieht dort oben die winkende Siegespalme wehen. Ein zweiter Herkules wird er am Scheidewege nicht der Wolluſt Schmeichelrede folgen, ſondern mit Heldenſtärke der ernſten Tugend ſich ergeben; denn er ſieht das Götterland in grauer Ferne dämmern, das ihm des Lohnes Kronen bietet. Aber nur richtig verſtandene Religion kann ſolche hohe Vortheile gewähren; nicht jeder angeprieſene Kirchenglaube oder Bonzentand. Ein leerer Dogmatismus, der in keiner Rückſicht dem Menſchen frommen kann, wird unmöglich dieſe Kraft ertheilen. Allein er iſt auch nicht Religion; er ſchmückt ſich trügeriſch nur mit dieſem heiligen Namen und Gewande. Will ich gleich keineswegeſ Religion zur einzigen Dienerin der Tugend machen — wiewohl es immer eine edle Dienerſchaft ſeyn würde — ſo kann ich doch noch weniger mich

überzeugen, daß ein bloßes Bekenntniß ohne Weihe und Gehalt, in was immer für einer Hinſicht; daß eitles Hirngewebe ohne Bedeutung und vernünftigen Sinn; daß endlich Ausgeburten eines dunklen, finſtern Gemüths oder einer unbeſcheidenen, regelloſen Phantaſie jemals als Bildner in dem Heiligthume echter Religion dürfen aufgeſtellt werden.

Die echte, wahre Religion iſt endlich eine Lehrerin der Liebe. Religion, wie ſie das unverdrehte, von Phantaſie nicht mißleitete Gefühl im Bunde mit der reflectirenden Vernunft erzeugt, läßt eine Gottheit in höchſter Vollkommenheit glauben und ſtellt das ganze menſchliche Geſchlecht als abhängig von dieſem oberſten Urweſen dem Glaubenden vor. Dieſer Unendlichkeit verdankt alles Endliche mit ihm alle Sterblichen ihr Daſeyn; durch dieſe Unendlichkeit wird Alles in der Endlichkeit erhalten, in dieſer Unendlichkeit ſehnt ſich der Menſch in allen Zeiten und Ländern nach unendlicher Fortdauer und nährt mit hohem Vertrauen die ſüße Hoffnung. Die Religion zeigt ſomit uns Allen daſſelbe große Vaterhaus; verbindet uns Alle zu einer Brüdergemeinſchaft auf derſelben Wallfahrt; weiſet uns Allen dieſelbe Heimath, in ewiger Zukunft. Ein Streben beſeelt uns insgeſammt — das nach ſtets wachſender Vollendung; eine Beſtimmung harrt Aller — wahre Humanität in der wachſenden Vollendung; eine Religion ertheilt Allen Kraft und Muth, zu ringen nach dem Seligen, Wahren, Guten. Nur ein Ziel demnach iſt dem ganzen Geſchlechte geſteckt, und nur ein himmliſcher Glaube iſt der Schutzengel, der uns Alle mit ſtützender Hand dahin leitet. Darum wird auch nur eine Liebe Alle umfaſſen müſſen; und was ſich feindlich trennt im unvermeidlichen Kampfe irdiſcher Intereſſen, das wird und muß im großen Bunde des Glaubens ſich freund-

lich wiederfinden. Wie magſt du alſo, eifernder Zelot, deinen Nachbar haſſend bekämpfen, weil er nicht deines Weges gehen will? Haſt du denn ſo ſicher gewählt, daß nur auf deiner Bahn das Ziel erreicht wird? oder ſtrebt nicht dein Nachbar nach demſelben Ziele, ſehnt er ſich nicht nach demſelben Vaterlande? Wie darfſt du ihn lieblos anſehn, grauſam zwingen, ſelbſt wenn er auch auf Umwegen wandelte? wie magſt du vergeſſen, daß eine ewige Liebe euch Beide als gleich theure Pfänder zeugte, und als ſolche euch Beide zum Heile bringen will? Haſt du die Wahrheit, oder fühlſt du, daß dein Glaube auf feſtem Grunde ſteht, daß ſichere Ueberzeugung ihm rings kräftige Stützen baut — warum willſt du nicht lieber, der unendlichen Güte gleich, mit ſanfter Hand den Bruder zu dir ziehn und ihn beſcheiden nöthigen, dein Begleiter fortan zu werden? Will er dir nicht folgen, weil er deinem Orakel nicht volles Vertrauen ſchenkt, wie darfſt du ihm zürnen oder gar über ihn den Stab zerbrechen, als eile er dem unbezweifelten Verderben zu? wer gab dir das Recht, ihn von Abrahams Schooße auszuſchließen, weil er nicht Abrahams Sohn iſt? kannſt du ihn hierzu ſtempeln, kannſt du dort die Sitze vertheilen? Stolzer Sünder, ehre in beſcheidener Demuth deinen Mitmenſchen, weil er dein Bruder iſt, weil er zu demſelben Vater will und endlich auch zu ihm gelangen wird, für dich gleich viel — ob auf dem Wege der Gnade, den du übermüthig wallſt, oder auf dem Pfade eigener Kraft, den er muthig und vertrauend verfolgt! — Aller Sektengeiſt demnach muß aus der wahren Religion verbannt ſeyn, d. h. ſie muß die Ueberzeugung eines Jeden achten, muß ihr Licht nicht ſtolz in der Andersdenkenden Wohnung leiten wollen. Die Liebe vereinigt die Menſchen, nicht die Glaubens-

formel. Jene iſt lebendig, dieſe todt, wenn ihr nicht Leben ertheilt wird von jener. *)

Nur in dieſer Geſtalt kann Religion des Menſchen Veredlung wahrhaft befördern und ſeine höchſten Angelegenheiten ſtützen und leiten, mithin das wichtigſte und würdigſte Mittel zur fortſchreitenden Verwirklichung der Humanität, alſo der menſchlichen Beſtimmung werden. Wie manche Ausgeburten und Verirrungen indeß leider noch häufig in dieſer Hinſicht ſtatt finden, beweiſet Jedem die Nähe und Ferne, wenn er dort ſich ſelbſt etwas genauer umſieht und hier glaubwürdige Nachrichten aufſucht. Nur einiger vorzüglicher Abweichungen will ich erwähnen, welche als Hauptgattungen faſt alle übrigen wie Unterarten umfaſſen. Es ſind meiſtens ſolche, welche den vier genannten wahren Eigenſchaften der Religion als entgegengeſetzte Fehler widerſprechen.

Der echten, wahren Religion widerſtreitet zuerſt der grobe Anthropomorphismus. Wer jemals die menſchliche Natur und Exiſtenz im Verhältniſſe mit einem höchſten Weſen genauer betrachtete, der wird geſtehen müſſen, daß ein gewiſſer Grad des Anthropomorphismus allerdings nicht zu verwerfen iſt; ja daß ohne denſelben für den Menſchen gar keine Annäherung zu dem Göttlichen möglich ſeyn kann, ſelbſt kaum

*) Sehr richtig und kräftig redet hierüber Paulus Röm. Kap. 2, 3, 4 und 5. vorzüglich aber Kap. 14 und 15. Ueberhaupt wehet dieſer Geiſt der Liebe in dem Chriſtenthum, wie es die Bibel ohne Entſtellung von Menſchenſatzungen und Schwärmereien einfach darſtellt, mit erhabener Kraft. Aber freilich wird nur derjenige dieſen Geiſt der ſchönen Lehre fühlen, der ſie, wie Joh. v. Müller in einem ſeiner Briefe ſagt, aus dem Bedürfniſſe ſeines Herzens verſtehn lernt; wer ſie nicht aufnimmt wie ein Kind, ſezt er hinzu, iſt ihrer nicht empfänglich.

im Gedanken. Denn von menſchlichen Eigenſchaften ſteigt man zur höchſten Vollkommenheit hinauf und knüpft dieſe wiederum nach menſchlicher Denkweiſe an das Endliche an. Nur auf ſolche Art können wir uns das ganze relative Daſeyn in Hinſicht auf ein Urweſen, einen ewigen Urgrund, vorſtellen; nur ſo unſer Verhältniß zu einem Allvollkommnen in etwas begreifen. Denn die eigentliche Kenntniß deſſelben liegt außer unſerer Grenze, weit über unſern Horizont hinaus. *) Allein den Gott der Unendlichkeit ganz und gar in die Endlichkeit herabziehn wollen; ihn wie einen eingeſchränkten, unvollkommnen Menſchen wirken und leben laſſen, heißt die Gottheit zur Menſchlichkeit umſchaffen, das erhabenſte Weſen zu einem niedrigen Idol herabwürdigen. In dieſer Anthropomorphiſterei der groben Art, um mich ſo auszudrücken, bildet ſich Jeder, der ihr folgt, den Gott des Alls (den er nicht begreifen kann und nimmer begreifen wird, weil er unendlich iſt, der Menſch aber in alle Ewigkeit endlich bleiben wird) nach ſeiner Individualität, wie ihn ſeine Laune gerade wünſcht. Bald wird er zürnen müſſen, wie ein grauſamer Deſpot Alles zerreibend, bald aber wird er mit verwerflicher Parteilichkeit das verzogene Kind, oder das liebe Völkchen begünſtigen und überall vorziehen. Indem man ihn nun einmal ſo ganz hat Menſch werden laſſen, ſo glaubt man auch, mit ihm, wie mit einem eitlen, launiſchen Sohne des Staubes, ſpielen und

*) Kant nennt dieſen erlaubten, nothwendigen Anthropomorph. den ſymboliſchen zum Unterſchiede von dem dogmatiſchen, der Eigenſchaften der Erfahrung Gott an ſich beilegt. S. Prolegomena ꝛc. §. 57. S. 175. So auch in deſſen Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.

tändeln zu können. Heute will man durch Geschenke und Opfer seinen Unwillen besänftigen, seine Gnade erbetteln; morgen in unmenſchlicher Verleugnung und ſtundenlanger Schmeichelrede ſich ihm gefällig machen. Dieſer ſucht ihm in zernichtender Erniedrigung, jener in enger Feſſelung ſeines Gewiſſens durch kleinliche Verſprechungen ſeine Ehrfurcht zu beweiſen und ſeine Huldigung darzubringen. Ein Anderer wiederum hebt ewig Hände empor, ſendet tauſendfältige Bitten hinauf, um dadurch die Gottheit gleichſam endlich zu bewegen und zu nöthigen, ihm zu geben und zu verleihen, was er wünſcht oder bedarf, ohne daß er ſelbſt ſeine eigenen Kräfte gebraucht und die ihm unterthanen Mittel anwendet. Solche Kraſſitäten aber fanden nicht bloß in grauer Vorwelt ſtatt, wo man einen Jupiter mit Fleiſch und Blut begabte, auch die Mitwelt weiſet davon zahlreiche Liſten auf; und nicht bloß das Heidenthum erzeugte dergleichen Mißgeſtalten, auch das Chriſtenthum zählt noch manche Ausgeburten dieſer Art. Unwiſſenheit und Schwärmerei ſind die gewöhnlichen Quellen dieſer Abweichung und Verirrung, welche nur eine echte Aufklärung verſtopfen kann. Auf menſchliche Veredlung und Humanität kann ſolch ein finſtrer Glaube gewiß nicht heilbringend wirken. Möchten doch beſonders die Arbeiter in dem Weinberge des Herrn mit vernünftigerm Eifer ihr Tagewerk vollbringen; möchten aber auch die Aufſeher jene beſſer zu wählen verſtehn! —

Ein zweiter Fehler gegen die wahre Religion iſt der Aberglaube. Mit dieſem Worte und deſſen Bedeutung öffnet ſich ein ausgedehntes buntes Feld, worauf die ſonderbarſten Meinungen gleichſam ſinnlos emporwachſen, und wo der Glaube in allerlei Aftergeſtalten ſich gebehrdet. Aberglaube aber iſt ein religiöſer Glaube, der ſich vor der Vernunft nicht rechtfertigen. Man räumt dem Gefühle Alles ein, der

Reflexion will man nichts zugeſtehen, keine Stimme laſſen. Bei einem ſolchen Verfahren nun wird jeder Ungereimtheit und Albernheit freier Weg gelaſſen. Denn das Gefühl ohne leitende Vernunft gebiert ſelten das Richtige, ſo ſehr es auch unter der Führung jener über das Menſchliche und deſſen Angelegenheiten entſcheiden mag. An ſeiner Hand treten die Zerr- und Wunderbilder jeder Art in den Religionen aller Völker und Länder auf, in denen der Vernunft der Vorſitz nicht geſtattet, oder in denen ſie faſt gar nicht gehört wird. Um dieſe Geſtalten insgeſammt wogt ein nächtlicher Myſticismus, den auch nicht ein Sternchen durchglänzt; was hin und wieder ſchimmert, ſind nur Meteore, welche aus höheren Regionen in dieſe Nacht der Finſterniß niederſpielen. Daher entſtehn die wunderbaren Faſeleien faſt aller Zeiten und Nationen über verborgene, gute und böſe Mächte; daher die tauſendfältigen Erſcheinungen himmliſcher Weſen und ihre Beſuche bei den Sterblichen; daher die Zaubergebräuche der Schamanen und anderer Prieſter; die Büßungen der enthuſiaſtiſchen Braminen, und der chriſtlichen Schwärmer; daher endlich das ganze Heer von albernen Ceremonien und entehrenden Spielereien, welche Uebergläubige (Virtuoſen im Glauben nennt ſie ein witziger Schriftſteller) noch täglich vornehmen und Andere vorzunehmen verleiten.

Schon habe ich darauf hingedeutet und ich nenne es meine Ueberzeugung — keine Religion kann ganz ohne Myſtik ſeyn. Denn theils hat das Gefühl dabei zu viel zu entſcheiden, theils iſt ihr ganzer Gegenſtand von der Art, daß nie helles Licht ſich über ihn verbreiten wird. Glaube iſt die heilige Hülle aller Religion, in der das Göttliche nur zu dem Menſchlichen ſich herabläßt. Glaube aber iſt kein klares Wiſſen; er geht ſeiner Natur nach auf das Verbor-

gene hin. Allein die Sonne der Vernunft kann und ſoll ihn beſtrahlen, ſoll unabläſſig auch hier des Menſchen höhere Würde — eigne Kraft und ſelbſtſtändiges Bemühen — wenigſtens im Abglanz ſchimmern laſſen, da es einer erhabenern Weisheit gefiel, in dieſer Hinſicht dem kühnen Schwunge undurchdringliches Wolkendunkel vorzuziehn. Aber dennoch eigne, wie geſagt, der Sterbliche ſich zu, was er mit Recht das Seine nennen darf — Er ſey gläubig fromm, nicht gläubig faul; er wage es, den Blick zu ſenden in die heilige Nacht, und wo ſeine Sehekraft erblindet, da ſinke er mit hohem Gefühle in Demuth nieder und bete an das Unbegreifliche. *)

Ferner ſtreitet gegen die echte, wahre Religion die Bigotterie. Dieſe beſteht in der irrigen Sucht, durch äußerliche Verehrung, Andächtelei und dergleichen gottesdienſtliche Handlungen und Gebräuche ſeine Religion an den Tag zu legen, in ſo fern man dieſen Stücken einen eigenen, weſentlichen Werth ertheilt. Aeußerliche religiöſe Handlungen, öffentlicher Gottesdienſt, Kultus iſt von jeher ein Hauptgegenſtand bei allen Religionen oder vielmer Glaubensparteien geweſen. Ueberall, wo die Religion ſich, wenn auch nur in den erſten

---

*) Hierüber unter Andern Cicero Divinat. lib. II. Clemens Alexan. Strom. lib. I. p. 291. lib. VI. p. 665. Ferner Kant, Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, ſagt meiner Meinung nach ſehr wahr: „Man thut den meiſten Menſchen zu viel Ehre, von ihnen zu ſagen, ſie bekennen ſich zu dieſer oder jener Religion; denn ſie kennen und verlangen auch keine; der ſtatutariſche Kirchenglaube iſt Alles, was ſie unter dieſem Worte verſtehn.“ Bouterweck a. a. O. Thl. I. S. 227. §. 3 ff. beſonders §. 5 und 6. Herbart a. a. O. S. 241. Snell philoſoph. Religionslehre (5ter Thl. des Handb. der Phil.) S. 346 ff. Lueder a. a. O. §. 588.

Keimen regte und ankündigte, knüpfte ſie ſich ſofort an gewiſſe Zeichen, wodurch ſie äußerlich hervortrat. Darum findet man auch bei allen Nationen, in allen Ländern religiöſe Gebräuche, Opfer, Feſte und andere Gebräuche und entſprechende Feierlichkeiten, welche freilich nach der Verſchiedenheit der jedesmaligen Anſicht oder ſelbſt nach dem Charakter jedes Volkes oder Landes verſchieden waren oder ſind. Und ſo wird es ſtets bleiben, ſo lange wir Menſchen ſeyn werden, und es wird frommen, wenn es ſo bleibt. Denn ein angemeſſener Kultus gewährt mehr als einen Vortheil. Nicht bloß das eigene Gemüth wird durch ihn zu höherer Empfindung geſtimmt, zu heiligerer Anbetung hingezogen und zu feſtern, edlern Entſchlüſſen begeiſtert; auch bei Andern weckt man gleiche Gefühle, reißt ihre Seelen hin zu ähnlichen Geſinnungen. O, der himmliſchen Wechſelbegeiſterung — mit den Andächtigen in Andacht niederzufallen, mit den Anbetenden in Anbetung ſich zu verlieren, mit den kindlich Vertrauenden in ſeliger Zuverſicht ſeine Hände emporzuheben zu Dem, der iſt, war und ſeyn wird, deſſen Ruhm währt in alle Ewigkeit! — Weiter wird auch durch äußerliche Andacht, durch feierlichen, öffentlichen Gottesdienſt die Liebe der Menſchen gegen einander mehr geweckt und erhöhet. Alle hingegoſſen in gleich erhabenen Gefühlen vor dem, wovon ſie insgeſammt von einem gemeinſchaftlichen Vater Segen und Heil erflehen, dem ſie insgeſammt ihre Huldigung, wie dem einen unendlichen Gebieter über Alles was iſt und ſeyn kann, dem einen mächtigen Schöpfer und gütigen Erhalter, kindlich darbringen — Alle, ſage ich, werden in ſolchen Stunden ſich auch als Brüder erkennen. Der Haß wird da, wo echte Andacht betet, zurückweichen, wenn man den Feind in gleicher Stimmung ſein Aug erheben ſieht; die Liebe wird in der

Bruſt, wenn dieſe ſich in dem höchſten aller Gefühle auflöſt, inniger, feuriger werden gegen ſolche, mit denen uns ihr Band ſchon vereinigt, da man ſieht, wie die zarte Empfindung ihrer Seelen himmliſch in ihrem Angeſichte ſich verklärt und leuchtend mahlt. Aber leider verſuchte es in den jüngſten Zeiten die Afterphiloſophie, auch hier in Extremen auszuſchweifen. Man ſtellte die Vernunft auf den Thron, mit ſolcher Würde und Macht ſie umgebend, daß Alles übrige vor ihr ſich, demüthigen Sklaven gleich, im Staube winden ſollte. Das Herz durfte nichts mehr gelten, ſeine Forderungen mußten oder ſollten ſchweigen vor dem Antlitze des Idols, das der Stolz auf den Hochaltar hingeſtellt hatte. Auch in dem Punkte äußerlicher Gottesverehrung ward man daher immer gleichgültiger; und je dreiſter man mit der bloßen Vernunft den Himmel erſtürmen wollte, deſto verwegener ſchleuderte man jede ſogenannte Krücke, an der man langſamer, doch ſicherer weiter ſchritt, von ſich weg. Der Uebermuth wuchs und mit mitleidigem Lächeln betrachtete er die fromme Andacht, als eine elende Täuſchung, ſchwelgend im irrigen Bewußtſeyn einer erkünſtelten Größe. Möge doch dieſe Verirrung, wie ſo manche andere, durch ruhigere Beſonnenheit wieder hinlenken auf den Pfad der Natur, worauf nur Glück und Segen zu erſtreben iſt. Mag auch immerhin die Vernunft auf der Sonnenbahn ihrer Ideen ſich kühn zu dem Unendlichen hinaufſchwingen; ſie vergeſſe dennoch nicht, daß es für ſie nur ein unſicheres Weilen gibt in dieſer Höhe, ſie achte das Herz, das tiefer unten in ſanften, beſcheidenen Schlägen ſich verräth und das freundlich ſie vermählt mit dem traulichern Kreiſe der Erdenwelt. Mag immerhin jene des Geſetzes ernſte Worte reden; dieſes gibt ihnen erſt des mildern Tones Zauberkraft, wodurch lieblicher und wirkſamer zugleich des Willens Saite gerührt

und die harmoniſche That erweckt wird. Mag immerhin die Vernunft, mit ewiger Richtſchnur meſſend, ungehindert die fernſten Fernen umwandeln und umfaſſen; das Herz, der Menſchlichkeit ſchönes Heiligthum, wird in der Gegenwart bleiben und die Blumen der niedrigen Thäler mit Beſcheidenheit pflücken. Darum wird denn die ruhigere Vernunft es nicht verſchmähen, wenn für ſie das Herz auch diese Blume bricht, die auf dem Gefilde der Religion duftend am Wege zu dem Himmel blühet; und es iſt wohl ein verzeihlicher Wunſch, den gewiß Viele mit mir hegen, und den ich hier ausſpreche, daß man den Blick mehr auch auf dieſe Angelegenheit richten möge, um ſie zu beſorgen, wie die übrigen, welche die Menſchheit betreffen. Beſonders geht mein Wort an meine jüngeren Mitbrüder, nicht ſo unbedachtſam dieſe erquickende Labe für ihr ſehnendes Gemüth zu verachten, ſondern an ihr ſich zu ſtärken für die Freude der Gegenwart und für die Schickſale einer ſie noch erwartenden Zukunft des Lebens! —

So empfehlenswerth, ja in gewiſſem Sinne ſogar nothwendig, nun auch ein zweckmäßiger Kultus und äußerlicher Gottesdienſt bleibt; ſo wenig anſtändig und des Menſchen würdig iſt dagegen dasjenige, was Bigotterie heißt und oben erwähnt wurde. Wenn die wahre Andacht nur den Sterblichen zur Gottheit zieht, will die Andächtelei dieſe zu der Menſchheit niederführen; wenn echter Gottesdienſt im Aeußern nur die Gefühle der innern Bruſt ausſtrömt zu eigener Erhebung und Begeiſterung, ſucht Bigotterie dem Höchſten, wie der Erde eitlen Gebietern, in Wort und That ihre leeren Huldigungen aufzuopfern. Wahrer, würdiger Kultus geht nur in ſo fern auf Gott hin, als der Menſch dadurch ſich lebhafter im Verhältniſſe mit dem Unendlichen begreift und denkt; die Bigotterie aber

bringt äußerliche Ehre dar dem Allvollkommnen, als bedürfte er ihrer, als wäre ſolche ihm angenehm an ſich. Wenn der wahrhaft, gläubig Fromme die Tempel beſucht, um ſich zu erbauen, um ſeinen Glauben, ſein Vertrauen feſter zu begründen; wallt der Bigotte hin, um dem vermenſchten Gotte des Lobes und des Dankes Opfer wie einem niedern Götzen darzulegen; wenn jener durch edle Zeichen und mit hohem Anſtand ſich vor ſeinen Schöpfer im Bewußtſeyn ſeines Glaubens ſtellt, kriecht dieſer, feilen Schmeichlern gleich, im Staube und mühet ſich, durch alberne Gebehrden und kleinliche Gebräuche ihm ſeine Anbetung — oder vielmehr ſeinen Hofdienſt — zu erweiſen. Kurz die Bigotterie verfehlt das Ziel, indem ſie das, was bloß Mittel iſt, zum Zwecke erhebt. Sie iſt nicht wahre Gottesverehrung — ſie iſt echte Idololatrie. Unwiſſenheit und nicht ſelten moraliſche Trägheit iſt die Quelle dieſer Entartung des wahren Kultus. Man unterſcheidet nicht genug das wahrhaft Göttliche von dem Irdiſchen; man erkennt nicht, worin Religion hauptſächlich beſteht und alſo auch wirkliche Gottesverehrung; man glaubt ſchon dadurch der Tugend zu folgen, wenn man äußerlich ein allheiliges Weſen bekennt, und vergißt, daß ſolches Bekenntniß allererſt zur Tugend führen ſoll. Nicht ſelten iſt es aber auch der Fall, daß ſich zur Unwiſſenheit und dem Mangel an religiöſer Aufklärung noch eine gewiſſe ſorgloſe Unthätigkeit in moraliſcher Hinſicht geſellet und ſodann vollendet, was jene vorbereitete. Man fühlt es wohl, man muß ſittlich handeln, aber man findet auch, daß es nicht ſo recht behagt und eben nicht ganz gemächlich iſt; man hört freilich die Stimme der Pflicht, allein man merkt zugleich, daß ſie Opfer heiſcht — beides aber erfordert Ueberwindung, beides Selbſtverleugnung — und das ſind oft zwei gar unfreundliche Anmuthungen. Was indeß

nun thun, um wenigſtens in etwa die mahnende Forderung des Innern zu befriedigen? Nichts kann da willkommener ſeyn, als ein zweckmäßiges Surrogat, und nirgend kann ſich ein angemeſſeneres finden, als in der Andächtelei oder Bigotterie. Sie iſt mit der Heiligkeit doch dem Scheine nach am meiſten verwandt; ſie beſchwichtiget am erſten den Mahner der Bruſt und die Augen der Welt. Was Wunder demnach, wenn man ſomit recht brav die liebliche Täuſchung vermehrt, recht fleißig und in ſtarker Doſis das Surrogat gebraucht, da man es ſo wohlfeil und ſo leicht haben kann? was Wunder aber auch, daß man nicht minder oft dergleichen fromme Seelen, wie ſie die getäuſchte Menge aus einfältiger Leichtgläubigkeit zu nennen pflegt, als eigentlich pflichtvergeſſene Seelen kennen lernt, die da glauben, mit dem Austritte aus dem Tempel, worin ſie noch eben ganz zerknirſcht waren, auch aus dem Kreiſe ihrer Pflichten getreten zu ſeyn? was Wunder, wenn ſelbſt oft Leute, die auf Bildung und Gelehrſamkeit Anſpruch machen, häufig kleinliche, nichtsbedeutende Kirchenceremonien pünktlich beobachten, ſonſt aber der Gerechtigkeit und beglückenden Menſchenliebe Hohn ſprechen? was Wunder endlich, daß die Lippen, die noch vor einem Augenblicke die demüthigſten, frömmſten Haranguen an ihre eingebildete, menſchliche Gottheit hielten, in der andern Minute eben ſo eifrig mit ſataniſcher Tücke des Mitbruders Ehre und Ruhm beſudeln und mit giftiger Rede beflecken; daß die Hände, die noch unlängſt zu tiefer Andacht ſich falteten, jetzt thätig ſich bewegen, des Nächſten Sturz und Unglück zu bereiten; daß die Knie, die jüngſt an den Stufen des Altars ſich bogen, gleich geſchmeidig vor übermüthigen, nichtswürdigen Buben aus niederem Egoismus ſich krümmen; daß das Haupt, was ſo eben ſich vor dem Heiligſten entblößte, mit unerträglichem

Hochmuthe unter den übrigen Gotteskindern ſich emporſtreckt, als wären es nur Menſchenkinder? Von ſolchen Andächtlern gilt, was Chriſtus einſt zu den Phariſäern ſprach: „Wehe euch, die ihr die wichtigen Vorſchriften des Geſetzes vernachläſſiget (über ſolchen Aeußerlichkeiten) nämlich Gerechtigkeit, Güte und Redlichkeit!“ *)

Die häßlichſte Ausgeburt religiöſer Art aber iſt ohne Zweifel die Intoleranz. Ich möchte ſie nennen eine Tochter des Stolzes, gezeugt mit der Nacht der Unwiſſenheit und Dummheit. Daß ihr mit Recht ſolche niedere Herkunft vorgeworfen wird, ergibt ſich leicht, wenn man nur flüchtigen Blicks ihre Natur betrachtet. Die Intoleranz zeigt ſich beſonders darin, daß ſie Alle, Verſtändige und Unverſtändige, in ein und daſſelbe Joch des Glaubens zwingen will, was ſie ſelbſt für das einzig würdige und allgemein paſſende anerkennt. Wer ſieht aber hierin nicht ſogleich den Stolz ſein offnes Geſicht hervorſtecken? Denn was iſt es anders, als Stolz, zu wähnen, die höchſt eigene Ueberzeugung, oder, was noch häufiger ſtattfindet, der höchſt eigne dumme Köhlerglaube ſey die eine Norm, der Alle willig folgen ſollen, ſey das eine Licht, das

---

*) Matth. Kap. 24. Man erlaube mir, eine Stelle neben dieſer hier noch herzuſetzen. Rousseau Nouv. Hel. part. VI. ep. 8. ſagt von den ſogenannten Devoten oder läßt vielmehr die treffliche Julie ſagen: Mais ce qui m'a donné le plus d'éloignement pour les devots de profession, c'est cette âpreté des moeurs, qui les rend insensibles à l'humanité, c'est cet orgueil excessif, qui leur fait regarder en pitié le reste du monde. — — — L'amour de Dieu leur sert d'excuse pour n'aimer personne; ils ne s'aiment pas même l'un l'autre. — — La vrai chrétien c'est l'homme juste, les vrais incredules sont les mechants.

die geſammte Menſchenzahl erleuchten müſſe? was iſt es anders, als ſtolzer Dünkel, den freien Geiſt überall in eherne Bande ſchmieden, welche grauſame Tyrannei mit ſchwerer Hand erſchuf? Aber auch Unwiſſenheit theilt die Elternſchaft dieſer finſtern Tochter. Denn heißt es nicht alle wahre Religion verkennen, wenn man meint, nichts ſey richtig, als was man ſelbſt dafür halten zu müſſen glaubt? zeigt aber nicht vielmehr die Natur der Religion, daß nie ganz ſicher jemals ein Sterblicher ihre Myſterien durchſchauen wird? iſt es etwas anders, als ein Beweis innerer Verfinſterung, zu wähnen, dann allein werde dem Sterblichen die Thür zur Seligkeit geöffnet, wenn er ſelbſt ohne Ueberzeugung nur laut bekennt, daß er eines Andern Meinung blindlings huldiget, die meiſtens ſelbſt bloß erträumte Ueberzeugung iſt? *)

Die beiden verderblichſten Zweige dieſer religiöſen Verirrung aber ſind der Sektenhaß und die Inquiſition. Wie jener Jahrhunderte lang die Welt mordend und verwüſtend durchzog; wie er bei Juden und Heiden, unter Mahomedanern und den Verehrern des Brama wüthete und zum Theil noch wüthet; wie er die heilige Religion der Liebe ſelbſt (und dieſe gerade am meiſten) entſtellte und im Innern gleichſam entzweiete; wie er ſogar noch jetzt, wenn auch nicht mit Schwert und Feuer, doch heimlich ſchleichend Zwietracht ſäet und den ſchönen Bruderfrieden ſtört — davon redet die Geſchichte mit hundert Zungen und die Erfahrung in der Mitzeit liefert noch manchen Nachtrag. Schrecklicher noch indeß und herabwürdigender iſt

*) Kräftiger und zugleich treffender kann wohl nicht leicht gegen ſolche Intoleranz geredet werden, als es Paulus thut. Röm. Kap. 14. ganz durch. Möchten es die Chriſten leſen, und chriſtlich zu ſeyn daraus lernen!

die Inquiſition. Sie ſchreitet nur auf den Ruinen der edelſten Menſchenrechte einher, mit verhöhnendem Uebermuthe und doch im Schimmer der Heiligkeit die Mordfackel ſchwingend und unſchuldige Opfer ſchlachtend. Die Grauſamkeiten, die ſie erzeugte, die Unmenſchlichkeiten, welche die Prieſter der duldſamſten Lehre zu heiligen und unheiligen Zwecken hinter ihrer Aegide verübten, und um ſo ungeſcheuter und frevelhafter verübten, weil ſie ihren Verdammungsurtheilen das Siegel der Gottheit ſelbſt unterdrückten, ſind zu bekannt und zu gehäſſig, als daß ihrer weiter brauchte erwähnt zu werden. *) Dank der erleuchtenden, milden Aufklärung, daß ſie die Welt von dieſer vielhalſigen Hyder befreiete. Mag ihr gleich noch immer hier und da ein Kopf wiederwachſen; lange kann er nicht bleiben, die Erde nicht von neuem verheeren. Auch für ihn möchte ſich ja endlich ein kräftiger Herkules finden! Thätige Wegräumung der mannigfaltigen Vorurtheile, zweckmäßiges Studium der Religion und vernünftige Belehrung wird im Bunde mit dem Geiſte der Zeit ſolchen Auswüchſen ziemlich wehren, und die Religion das ſeyn laſſen, was ſie ſeyn kann und ſoll — die wohlthätigſte Beförderin wahrer Humanität. **)

*) Wer darüber ſich mehr belehren will, wird reiche Materialien finden in Baker's vollſtändiger Hiſtorie der Inquiſition, aus dem Engliſchen. Koppenhagen 1741. Auch Briefe über Inquiſitionsgericht und Ketzerverfolgungen in der röm. Kirche von H. M. A. Cramer, Leipzig 1784, 2 Bde. Und ſo weiter in der ganzen Geſchichte der verfloſſenen Jahrhunderte.

**) Ant. W. Winter Liturgie. München 1809. §. 7, 8, 45. Garve a. a. O. Thl. III. S. 44 ff. beſonders 47. Ueber den Einfluß der Rel. auf die Bildung und von der Schädlichkeit irriger Vorſtellungen in derſelben ſ. Plato, de rep. lib. II. ed. Bip. Vol. VI. p. 247 ff. Cicero de leg. II, 14.

Viertes Kapitel.

Kunſt.

Kunſt iſt ein Wort von tiefer Bedeutung und heiligem Inhalte, mit dem edleren Seyn und Weſen des Menſchen eben ſo innig verwebt, als die Religion. Wie dieſe in des Glaubens Schleiergewande das Unendliche, Unbegreifliche und Göttliche dem endlichen Seherblicke zu ſeliger Ahnung vorhält, damit der Sohn der Erde, einiger mit ſich und der Welt, den Weg zu ſeiner Beſtimmung ſicherer durch die tauſend Krümmungen wallen möge: ſo iſt die Kunſt die Verleiherin reiner Harmonie, die zu irdiſcherem Anſchauen das Ueberirdiſche feſſelt, Ebenmaß in das vielgetheilte Leben bringt und das unerkannte Sehnen nach dem Höchſten in dem Mittelpunkte der eigentlichen Menſchheit zwar verklärt, aber doch begreiflicher darſtellt. Wie ſie nach dieſer Anſicht nun als allgemeines Bildungsmittel auf die geſammte Veredlung des Menſchen einfließt, muß hier wegen des Zweckes der Schrift etwas genauer und einzelner gezeigt werden. Zuvor eine kurze Bemerkung über das Weſen der Kunſt überhaupt.

Kunſt bezieht ſich lediglich auf das vorzugsweiſe ſogenannte Aeſthetiſche in unſerer Natur, welches das Gefühl fürs Schöne umfaßt. *) Dieſes iſt dem-

---

Spectator Vol. VI. N. 459. Man findet da einen ſchönen Aufſatz über Religion und ihre wahre Beſchaffenheit. Wieland, in einem Aufſatze: Antworten auf die Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers, 1783.

*) Ueber das Aeſthetiſche in weiterer Bedeutung, wo es auf das geſammte Gefühlsvermögen ſich beziehet, iſt oben (2te Abthl. phyſ. Veredl.) weitläuftiger geſprochen worden, wor-

nach in allen ſeinen Erſcheinungen und mannigfaltigen Geſtaltungen der eigentliche Gegenſtand und Inhalt der Kunſt. Es kann hierbei aber eine zweifache Anſicht ſtatt finden, ohne daß in dem Weſen ſelbſt eine Trennung vorgeht, die nimmer vorgehen kann, weil das Schöne ſelbſt nur Eins iſt, und weil in Betreff deſſelben mit dem Empfinden ſtets ein Streben, es zu erfaſſen oder darzuſtellen verbunden iſt. Die Unterſcheidung, welche alſo gemacht werden kann, wird immer nur von der größeren oder geringeren äußerlichen Ergreifung und Darſtellung des innerlich Empfundenen ſich ergeben. Man darf in ſo fern nun von einer ſubjectiven und objectiven Kunſt reden, je nachdem das Schöne entweder mehr bloß gefühlt, oder wirklich in was immer für Formen für die Anſchauung geſtaltet wird. In jener Hinſicht umfaßt mithin die Kunſt zuerſt die Anlage in dem Empfindungsvermögen, welche den Menſchen fähig macht, des Schönen empfänglich zu werden; es zu genießen, wo es ſich in der Anſchauung zeigt. Es iſt dieſe Anlage gleichſam das Senſorium des Schönen, wie der Organismus der Sinne das Senſorium für die Eindrücke der Außenwelt, überhaupt iſt. Es gehört aber dahin auch noch die Fähigkeit, das Schöne beurtheilen und würdigen zu können. Man möchte dieſes Geſchmack nennen, freilich in engerer Bedeutung des Wortes. In objectiver Hinſicht iſt Kunſt die Geſchicklichkeit, dem natürlichen Streben des innern nach außen hin treibenden Gefühls, das Schöne in harmoniſcher Verſinnlichung für die Anſchau-

auf, wegen des natürlichen Zuſammenhanges der Gefühle überhaupt hier verwieſen wird. Was mithin dort über die Veredlung und Erhaltung der phyſiſchen Natur geſagt wurde findet bei dem Aeſthetiſchen in engerer Bedeutung im Allgemeinen nothwendig ſeine Anwendung.

ung zu feſſeln, mehr Thätigkeit und Aeußerung in der Wirklichkeit verſchaffen zu können. Sie umfaßt in ſo weit die Darſtellungsgabe für das Empfundene in bemerkbaren Formen, und man könnte dieſes erhöhtere Vermögen, vermittelſt deſſen das Subjective in die Objectivität eintreten kann, die Kunſtfertigkeit heißen.*) An ſich aber kann Geſchmack und Kunſtfertigkeit, oder das ſubjective Gefühl und die Tendenz deſſelben zur Objectivität nicht wohl getrennt werden, wie ſchon bemerkt wurde; wenigſtens kann die letztere nicht ohne den erſteren vorhanden ſeyn.

Das wahre Leben ertheilt der Kunſt aber zu allererſt die Phantaſie. Sie iſt das Element, in welchem und durch welches jene Nahrung und aufblühende Kraft empfängt. Lächelnd ſchwebt ſie über ihrem Reiche wie ein azurner Himmel, zu deſſen Heitre das trunkene Auge ſehnſuchtsvoll hinaufblickt, und aus deſſen blauer Ferne die Sterne der Ideale ihren Schimmer in die beſchränkte Endlichkeit herniederſenken. Durch dieſen Glanz

*) Gewöhnlich wird das Subjective und Objective in der Kunſt in einem andern Sinne genommen, wo jenes die durch Uebung erlangte Fertigkeit in der Hervorbringung der Werke des Geſchmacks oder des Schönen, dieſes den Inbegriff der Regeln und Vorſchriften, nach denen jene Fertigkeit ausgeübt werden muß, zu bedeuten pflegt. Indeß da in obiger Abhandlung das Wort Kunſt in einer weit allgemeinern Bedeutung genommen wird, indem es zugleich die natürliche Anlage mitbegreift; da ferner die Kunſtfertigkeit ſchon die nothwendigen Regeln zu ihrer Ausübung in Abſicht auf die Darſtellung des Schönen in wirklichen Formen ſowohl theoretiſch erkannt als in praktiſcher Anwendung angeeignet vorausſetzt: ſo ſcheint mir die angenommene Unterſcheidung, ſelbſt abgeſehen von ihrer Brauchbarkeit für den beabſichtigten Zweck, auch nicht ohne ein zureichendes Fundament zu ſeyn. Inzwiſchen ſollte ſie hier bloß für die gegenwärtige Darſtellung zur Beförderung größerer Klarheit dienen.

wird auch das Bewußtſeyn erhellt und dem noch zu unbeſtimmten Gefühle größere Beſtimmtheit gegeben, ohne die der ſubjective Genuß nebſt dem begleitenden Urtheile eben ſo wenig, als die objective Thätigkeit zur Schaffung der Werke des Schönen gehörig ſtatt finden kann. — Glücklich der Sterbliche, den bei andern edlen Eigenſchaften die Kunſt in ihrer ganzen Umfaſſung an ihren Buſen nahm, den ſie leitete und begünſtigte, den ſie in ſanftem Fluge auf ihren Schwingen über das beengte Streben der niedern Kreiſe fortführt und in das erſehnte Eden einer reinern Menſchheit wie durch Feengewalt verſetzt. Er gehört zu denen, von welchen unſer große, tieffühlende Dichter ſingt:

Glückſelige, die ſie (die Kunſt) — aus Millionen
Die Reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut;
Die ſie, auf ewig flammenden Altären,
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein ſie hüllenlos erſcheint,
Die ſie in ſanftem Bund um ſich vereint!
Freu't euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt —
In die erhab'ne Geiſterwelt
War't ihr der Menſchheit erſte Stufe!

Nach dieſer flüchtigen Anſicht des Weſens der Kunſt wenden wir uns zu dem eigentlichen Zwecke dieſer Abhandlung, zu der **Würdigung ihres Einfluſſes auf die geſammte Veredlung der Menſchheit.** Ohne jedoch ſogleich in das Beſondere einzugehen, möge unſer Blick zuvor einige Momente überſchauen, welches im Allgemeinen die Wirkung der Kunſt auf das ganze menſchliche Seyn iſt.

Der Menſch ſoll frei in harmoniſcher Fortſchreitung ſich ſeiner Beſtimmung nähern und, ſo viel es ihm möglich iſt, in

allſeitiger Veredlung zur Vollendung gelangen. So lautet die erſte Bedingung, die wir geſetzt haben, wenn wahre Menſchenbildung (die Menſchheit ſelbſt) verwirklicht werden ſoll. Da bietet nun die Kunſt freundſchaftlich ihren Dienſt an, und ohne Hauptzweck an ſich zu ſeyn, tritt ſie gefällig in die Schranken des Strebens und unterſtützt wie ein zugeſellter Schutzgeiſt das edlere Wirken. Schönheit iſt ihre verborgene Seele, Harmonie die liebliche Geſtalt, in der jene ſich verkündiget. In der anſprechenden Vereinigung beider gießt die Kunſt ihre beſeligenden Wirkungen über Alles, was ſich beſcheiden ihr nahet, bezaubert ſie Jegliches, was in züchtiger Umfangung ſie zu ergreifen wünſcht. Glückſeligkeit, Wahrheit und Tugend liegen im Seyn des Sterblichen als fruchtbare Gefilde ausgedehnt, auf denen er arbeiten und goldene Früchte ſammeln ſoll durch ſein Bemühen als freier Eigenthümer, nicht als gedungener Knecht. Doch trotz des eifrigſten Strebens wird immer nur eine Saat emporwachſen ohne freudiges Leben, ohne liebliche Anmuth; ohne verſchmelzende Sehnſucht werden die umzäunten Fluren in unharmoniſcher Bewegung wallen, ſo lange der Götterruf der Kunſt die Reize heſperiſcher Feenländer über ſie nicht verbreitet. Aber wenn dieſer ertönt, dann erhebt ſich ein Säuſeln, wie von glücklichen Inſeln, und ſchwebt als beſeelender Geiſt einer Gottheit über das getheilte Feld hin, das vor dem unbekannten Hauche in melodiſchem Einklange bezaubernd in einander weht. Nun ſpielen Blumen um die ernſtere Saat, und wie Aeolsharfen im Winde unbeſchreiblich ſüß erklingen, ſo durchathmet ſanft des Daſeyns erhabenere Beſtrebungen der Schönheit leiſe Gewalt. Maß und Ordnung ziehen in daſſelbe ein, Zartheit und Gefälligkeit umſchlingen alle Geſtalten. Die ſittliche Größe wandelt an der Hand der Grazie, die ſtrenge

Wahrheit vermählt ſich mit beſcheidener Sanftheit, den Leichtſinn und Uebermuth zügeln Anſtand und edle Würde. Da iſt fürder kein gewaltiges Trennen, kein feindſeliges Entfremden — Einheit im All iſt das Weſen der Kunſt, und Einheit im All dringt durch ſie in das geſammte Leben des Menſchen — zugleich auch die hehre Sophroſyne, die in abgemeſſenem Gange die fortſchreitende Veredlung begleitet, mit gefälliger Hand die Verhältniſſe ſchafft und erhält, der Gewalt des Einzelnen wehrt und Licht und Schatten mit ſtiller Geſchäftigkeit im Gemälde des menſchlichen Seyns zu unbemerkter Verſchmelzung gelaſſen vertheilt.

Ziehen wir nun den Blick von dieſer allgemeinen Anſicht zurück und werfen ihn auf die getrennten Partien, dann werden wir noch deutlicher ſchauen, mit wie viel fein geſponnenen Fäden die Kunſt in alle Hauptzwecke unſerer Natur verflochten iſt. Wir betrachten zuerſt die Glückſeligkeit. Sie gründet ſich, wie aus dem oben Geſagten erhellet, auf der Genußfähigkeit und dem wirklichen Genuſſe ſo, daß beide Stücke durch des Menſchen eigenes, freies Bemühen zu dem möglich höchſten Grade geſteigert werden. In jeder Hinſicht greift die Kunſt mit wirkender Kraft ein.

Genußfähigkeit beruhet auf dem Vermögen des Gefühls und geht aus der Empfindung hervor. Je veredelter demnach jenes iſt, je zarter und je mannigfacher dieſe ſich regt, deſto mehr erweitert und erhöhet ſich nothwendig die Genußfähigkeit. Auch der Boden der Kunſt iſt Empfindung und Gefühl, auf dem ſie unter den übrigen Pflanzen beſonders lieblich und heiter emporblühet. Alle Gefühle aber ſind näher oder entfernter mit einander verwandt, fördern oder hindern ſich wechſelnd, ſtehen überhaupt in gegenſeitiger Verknüpfung und in mehr oder minder verborgener Einwirkung unter ſich ſelbſt. Natürlich geht daher aus der Kunſt,

wo ſie veredelt und gepflegt wird, mancher Vortheil für die geſammte phyſiſche Vervollkommnung hervor. Größere Feinheit verbreitet ſich über alle Gefühle; das Rauhe wird ſanfter, das Wilde ruhiger, das Ueppige gemäßigter, das Starre, Unbiegſame milder, geſchmeidiger und zarter. Dadurch aber wird größere Empfänglichkeit für Genüſſe ſelbſt, tiefere Innigkeit für das Angenehme, längere Dauer für Freude und mannigfaltigere Abwechſelung des Vergnügens bereitet.

Ferner gewinnt der Genuß ſelbſt durch die Wirkungen der Kunſt. Je häufiger, anhaltender und feiner er iſt, deſto mehr hebt und befördert er das Wohlſeyn und die Luſt. Die Kunſt aber kann dieſe Eigenſchaften beſonders erzeugen und verleihen. Wo ſie thront und lebt, da entfaltet ſie auch an ſich tauſend Arten der Freude und des Genuſſes, die für den, der mit der Göttlichen nicht befreundet iſt, verloren ſind. Selbſt in der Uebel Drange bewahrt ſie Troſt für ihre Geweiheten, hebt auf leichten Flügeln das bange Gemüth aus dem Kampfe mit dem Unglücke zu himmliſchen Beſeligungen empor, rettet aus dem Sturme des Schickſals manches theure Pfand für das ſehnende Verlangen und ſendet durch die Finſterniß eines verödeten Lebens noch erquickende Strahlen in das verwaiſete Herz. — Die Kunſt feſſelt ferner die Freude, daß ſie nicht zu ſchnell und plötzlich vorbeieile, nur im kurzen Taumel berauſche und dann die Seele leerer als zuvor wiederum zurücklaſſe. Sie gibt dem Genuſſe mehrere Reize, leihet der Luſt eine höhere Weihe, die nicht mit dem Augenblicke dahin ſchwindet, ſie weiß ſelbſt im Nachhalle der Wonne die Empfindung der Wirklichkeit zu erhalten. — Die Kunſt endlich windet in alle Genüſſe die Kränze der Grazien und ertheilt ihnen edlere Würde. Das Schöne, wo ihm im Gemüthe Huldigung gebracht wird, führt die Stunden der Freude wie einen milden,

heitren Tag in das Daſeyn ein, wo nicht blendender Glanz die Gefühle überſpannt, ſondern ein ſanfter Schein die Seele erwärmt und lieblich erhellt. Der Mäßigkeit Frohſinn durchdringt jedes Vergnügen, des Adels tiefempfundenes Gefühl leuchtet in jeder Luſt zurück und ſelbſt den thieriſchen Genuß erheben die Genien der Schönheit zu der Menſchheit Höhe hinauf.

So befördert die Kunſt auch nur als bloßes Gefühl ſchon das Glück des Lebens; unendlich mehr gewährt ſie aber da, wo ſie mit ſchöpferiſcher Kraft durch das Leben wandelt und das Schöne in wirklichen Formen der Anſchauung darſtellt. Da einen ſich alle jene lieblichen Anklänge zu wahrer Sphärenmelodie für das Gemüth, dem es vergönnt ward, die Empfindung, lebendig geſtaltet, in die Außenwelt zu ergießen. Wie göttlich umſpielt nun erſt die Himmelstochter die Glückſeligen, die in dieſe innigere Freundſchaft mit ihr aufgenommen wurden; wie oft flügelt ſie nicht dieſe begünſtigten Kinder auf bunten Irisſchwingen aus dem beengten Kreiſe hinauf zu unbekannten Regionen, wo ſich des Paradieſes Wonneträume in Wirklichkeit verwandeln? Selig fühlt ſich die Bruſt, die zart genug iſt, die Töne der Harmonie zu empfinden, die mit orpheiiſcher Kraft in ſie dringen — aber dreimal ſelig derjenige, der, ſelbſt ein Orpheus, Götter rührt und der Unterwelt Schatten durch den Zauber ſeiner Kunſt zum Leben zurückruft. Wie verſetzt zu höheren Weſen ſchwebt, dem niedern Raum entnommen, die Seele aus dem Körper auf, welche des Liedes begeiſternde Sprache kundig vernimmt — aber wirklich zu dem Aetherlichte dringt der Sohn der Muſe, der in kühnem Schwunge durch des Geſanges Macht das Göttliche verherrlicht, das Tyrannenherz zerſchmelzt, der Wehmuth Zähren aus dem Auge locket und ſich ſelbſt enterdet. In namenloſer Empfindung zerfließt vor eines

Pygmalions Zauberbilde das zartere Gemüth — aber unbeſchreiblich wird Den die Wonne durchſtrömen, der ſelbſt ein Pygmalion vor ſeiner eigenen Schöpfung ſtaunend niederſinkt. So ſchreitet der Sohn der Kunſt beglückt und nimmer ganz verwaiſet in holder Begleitung der Grazien auf ſeiner Wallfahrt weiter und gelaſſen

Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Nicht minder bedeutend äußert die Kunſt ihre Wirkung im Gebiete der Kenntniß oder der intellectuellen Veredlung des Menſchen und das in zweifacher Hinſicht mittelbar und unmittelbar.

Alle Vermögen in unſerm dermaligen Weſen ſtehen in genauer Verbindung und ſind an ſich betrachtet nur eine einige Erſcheinung, wie der geſammte Menſch bloß ein Ganzes bildet. Nur die Reflexion unterſcheidet das Einzelne, um das Eine in der wirklichen Anſchauung deſto beſſer zu beobachten und zu verſtehen. Darum muß dasjenige, was das Einzelne veredelt, mittelbar das Uebrige mehr oder weniger zugleich mitveredeln. Die Kunſt bezieht ſich nun freilich zunächſt auf die Sinnlichkeit, weil das Gefühl der Grund iſt, dem ſie entkeimt und auf dem ſie ſtehet und wächſt. Allein indem ſie die Gefühle verfeinert und die Empfindung zarter macht, befördert ſie die Leichtigkeit des Anſchauens überhaupt, erweitert die Empfänglichkeit für Eindrücke und läßt ſomit auch mehr Stoff gewinnen für die Verarbeitung und Thätigkeit der geiſtigen Kräfte. Ferner wirkt durch die Kunſt und in ihr auch die Phantaſie viel lebendiger, bereichert das Bewußtſeyn mit allerlei Bildern und führt auf dieſe Art wegen einer nothwendigen Verbindung unter den Vorſtellungen manche neue herbei, die ohne dieſe geſteigerte Geſchäftigkeit

der Phantaſie nicht entſtanden ſeyn würden. Der Verſtand nimmt dann daher mehrfache Gelegenheit zum Vergleichen und Trennen, zum Urtheilen und Schließen, kurz er wird dadurch veranlaßt zu mancherlei Begriffen, Kenntniſſen, Wahrheiten. Selbſt die Vernunft, die in höheren Kreiſen thätig iſt, wird von der Kunſt häufig unterſtützt. Denn ſie bezieht Alles auf ein Abſolutes und lebt im Reiche der Ideen; auch dieſe ſtrebt zu gleichen Höhen in das Gebiet der Ideale, nur auf andere Weiſe. Die Vernunft will das Irdiſche zum Ueberirdiſchen hinaufziehn, die Kunſt das Ueberirdiſche in irdiſchen Geſtalten verſinnlichen; die Vernunft will das Endliche im Unendlichen denken, die Kunſt das Unendliche in der Hülle der Schönheit für die Endlichkeit darſtellen; jene ſucht das Vergängliche im Ewigen zu begründen, dieſe möchte gern das Unwandelbare in leiſen Zügen in der Wandelbarkeit feſthalten; jene endlich trachtet, die Räthſel der Gegenwart in der Vorſtellung des Höchſten zu löſen, dieſe wünſcht das Höchſte im Symbole der Formen der Begreiflichkeit näher zu bringen. So ſteht mithin für Vernunft und Kunſt daſſelbe Ziel, beide gehen auf das Unendliche, um es mit dem Endlichen zu vereinigen, doch, wie geſagt, auf verſchiedenen Wegen. Die Vernunft ſteigt am Unvollkommnen ſelbſt immer höher bis zum Vollkommnen auf durch Vorſtellungen; die Kunſt erfliegt, von allem Niedern frei, auf den Fittigen der Phantaſie das Reich der Ideale und ſenkt ſich gleichſam entzückt von dem Höchſten ſanft herab in die Sphäre der Anſchauung, um das Empfundene, doch Unbegreifliche, zu verſinnlichen, das Aetheriſche mit dem Irdiſchen durch den Zauber der Geſtalten zu verbinden. Wie natürlich indeß ergibt ſich daher, daß Liebe zur Kunſt und Bildung des Gefühls für das Schöne auch der Vernunft bei ihrem hohen Geſchäfte dienlich werden kann? Der Geiſt wird durch jene über-

haupt größere Fertigkeit gewinnen im Idealiſir ., ſich mehr und mehr vertrauet machen mit dem, was außer den Grenzen der engen Sinnlichkeit liegt, ſich endlich freier fühlen von den Feſſeln langer Gewohnheit, die ihn nur in den Kreis der Gegenwart bannte. Die Kunſt leitet ihn wie im gefälligen Spiele an, hin und wieder das Niedere zu verlaſſen und höhere Ahnungen zu empfinden; ſie ſtärkt von Zeit zu Zeit die noch ungeübten Schwingen, im leichteren Fluge überirdiſchen Gegenden ſich zu nahen; ſie bereitet ihn ſo allmählig vor, im kühnſten Streben durch der Vernunft geweckte Kraft das Höchſte ſelbſt zu erfliegen.

Die Kunſt beweiſet ihren mittelbaren Einfluß auf die intellectuelle Veredlung auch noch auf eine andere Art. Sie dringt überall, wo ſie eintreten darf, auf Uebereinſtimmung und ſchönes Gleichmaß in dem Einzelnen. Dieſes wird aber nach der Erfahrung, die beſonders in jüngeren Zeiten hier ſehr vernehmlich redet, nirgends leichter geſtört, als eben im Syſteme der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. Wo für dieſen Zweig in der Menſchheit einmal eine vorzügliche Liebe rege wurde, da reißt ſie ſehr häufig mit ſolcher Gewalt das Streben zu ſich hin, daß nicht ſelten die übrigen Angelegenheiten vernachläſſiget werden, mithin die echte Menſchheit ungefördert bleibt. Zu der an ſich löblichen Begierde des Forſchens tritt dann gar oft noch ein eben nicht löblicher, ſich ſchlecht gebehrender Stolz, der höhnend und übermüthig auf die andern, nicht minder wichtigen Zwecke des freien menſchlichen Wirkens herab blickt und dadurch alles harmoniſche Eingreifen der verſchiedenen Intereſſen hindert, woraus doch, wenn die Harmonie möglichſt vollkommen iſt, die wahre Menſchenwürde ſich einzig geſtaltet. Daher wird dann in keiner andern Angelegenheit ſo oft ins Wilde gearbeitet, ſo oft die Zweckmäßigkeit überſehen, ſo unverzeihlich alles

Ebenmaß zernichtet, als eben hier. Da bietet nun die Kunſt wiederum ihre wohlthätige Kraft an und verhütet, wo ihr gehuldiget wird, den Mißbrauch bei dem, was, gehörig geſucht, Haupttheil menſchlicher Beſtimmung iſt.

Die Kunſt leitet das Streben zu einem Mittelpunkte der Vereinigung hin, worin Alles zum echt menſchlichen Seyn ſich bildet. In dieſem Herzen der Menſchheit tritt jede Ader gleichſam zuſammen für das allgemeine Leben, da ſondert ſich das Geſunde vom Ungeſunden, das Echte vom Unechten; da iſt die Quelle der harmoniſchen Vollendung. Die Kunſt macht geſchickt, das Verhältniß ſchnell und richtig zu bemerken, die Abweichungen zu entdecken, das Ungleiche im Einzelnen aufzufaſſen und den gehörigen Grad in Beziehung auf das Ganze ohne Irrung leicht zu beſtimmen. Wo ſie gepflegt wird, da waltet beſeligender Einklang; wo ihr Athem wehet, da tönt Harmonie durch die Verbindungen des Vielen. Sie führt den Freund der Kenntniß und Wahrheit aus ſeiner umzäunten Einſamkeit oft in das größere, mannigfaltig bewegte Leben, in die reichgeſtaltete Natur hin, und läßt ihn da die errungene Kenntniß knüpfen an das Allgemeine; ſie zieht des Forſchers Geiſt von Zeit zu Zeit aus den formenloſen Regionen des Gedankens ſanft mahnend und freundlich zu den ihn umgaukelnden Bildern der Wirklichkeit nieder, und läßt ihn fühlen, daß die Unendlichkeit und die Gegenwart in reizenden Akkorden zuſammenſtimmen; ſie tönt ihm leiſe die Belehrung in die Seele, daß Niemand ungeſtraft die Ordnung der Natur unterbricht und gibt ihm die Weiſung, daß nicht bloß die Cedern Libanons Werth haben, weil ſie den verwegenen Sterblichen über ungemeſſene Meere führen, ſondern daß auch die zarte Blume, die ſtill auf Alpen blüht, unſere Aufmerkſamkeit verdient, weil ſie lieblich im Kranze duftet,

den die ſtillere Freude der Unſchuld um die Schläfen windet. Kurz die Kunſt enthüllt das Freundſchaftsband, das gefällig die Kenntniſſe unter ſich, und dieſe mit dem geſammten menſchlichen Seyn vereinigt.

Die Kunſt kann aber auch unmittelbarer d. h. durch ihre gleichſam eigene intellectuelle Seite auf die geiſtige Kultur des Menſchen wirken und ihr Fortſchreiten bedeutend befördern.

Langſam und ſpät reift der Geiſt für eigentliche Wiſſenſchaft und für ernſtere Kenntniſſe; weit und beſchwerlich iſt der Weg zu kräftiger Ueberzeugung und lichtvoller Erfaſſung der Wahrheit. Das Leben jedes Einzelweſens, ſo wie die Geſchichte der Nationen und der geſammten Menſchheit liefern die Beweiſe. Gemach und mit zögernden Schritten entweicht die Nacht der Unmündigkeit dem grauenden Tage hellerer Einſicht, erſt aus langen Phantaſien erwacht nach und nach das Bewußtſeyn zu klarerem Leben und ſteigt aus den Wolken des bloßen Gefühls zum lichten Erkennen hinauf. Allmählig wird ein Fleck nach dem andern aufgeklärt, und nach vielen Jahren der Erfahrung kommt endlich die Sonne der Wahrheit ſelbſt. Nicht anders verhält es ſich mit den Völkern und dem ganzen Menſchengeſchlechte. Jene wie dieſes nehmen im Allgemeinen den Gang des Individuums. Anfangs ruht der Geiſt in nächtlichem Dunkel, wie im Schlummer befangen. Allerlei Veranlaſſungen wecken ihn dann und laſſen ihn noch im Dämmerungsſcheine Alles ſchauen; ſpät erſt verbreitet ſich voller Tag über das Volk, noch ſpäter über die Geſammtheit des Geſchlechts. Tauſend Vergleichungen müſſen vorangehn, manches Menſchenalter muß verſtreichen, bis endlich die Reflexion die Kenntniſſe gehörig ſcheidet und befeſtiget, die Wahrheiten daraus entwickelt und den Bau der Wiſſenſchaften beginnt und weiter führt.

Doch vor der Sonne des Tages ſteigt dort wie hier der Morgenſtern der Kunſt auf, anfangs ſelbſt noch in Nebelflor gehüllt, aber ſchon ſichtbar und mild das Gewölk durchleuchtend. Sie iſt die Vorläuferinn der Wiſſenſchaft und ſtrengen Wahrheit, die holde Verkündigerinn des künftigen Glanzes und zugleich deſſen ſtete Begleiterin. Wie der Glaube der Vernunft bei ihren Forſchungen ſtützen muß da, wo ihr Horizont ſich ſenkt und nur die Ahnung noch hinüberſchweben kann; ſo dient die Kunſt auch ihrer Seits dem Wiſſen. In Symbolen bewahrt ſie die Keime ſicherer Kenntniß, bis gemach der erſtarkende Verſtand den Schleier hebt und die umhüllte Wahrheit zu Tage fördert. Die Entwickelungsgeſchichte der Völker und der einzelnen Menſchen zeigt dieſe Wirkung der Kunſt.

Bilder umgaukeln die Zeit der Kindheit, wo die Kräfte des Geiſtes noch wie am Morgen ſchlummern, aber Bilder voll Bedeutung von dem, was einſt wirklich erſchauet werden ſoll. Träume umflattern die hellere Dämmerung der aufblühenden Jugend, etwa jenen zu vergleichen, die im Morgenſchlafe heranziehn, geweckt von dem Geräuſche der ſchon erwachenden Außenwelt. Phantaſie und Gefühl leiten jene Tage des Lebens und überlaſſen erſt ſpät den ernſteren Führern des Menſchen — dem Verſtande und der Vernunft — die Zügel. So winden jene den Pfad zur Wahrheit und Kenntniß durch die blumige Gegend der Kunſt hin, dieſe laſſen vom Sonnenberge der Einſicht die bunten Wege des Thals licht überſchauen. —

Eben ſo verhält es ſich mit ganzen Völkern. Auch bei ihnen ruht in den früheſten Zeiten die Wahrheit gleichſam in den Windeln der Kindheit, die Entwickelung von künftigen Zeiten erwartend. Geſchäftig aber waltet ſchon die Kunſt und ſichert und hegt durch ihre zarte Behandlung den verborgenen Keim. So tritt ſie

uns zuerſt entgegen in den Sagen und Werken der Indier. Da breitet ſie mit jugendlicher Einfalt in der Sprache eines tiefen Gemüths ihre Schöpfungen aus, doch ſo, daß der forſchende Verſtand die Spuren der Kenntniß, wie ſie nachmals ſich ergab, darin entdecket. Hochemporſtrebende Werke der Kunſt verrathen kühne, obgleich nur geahnete Ideen; mit Feenmacht ergreifende Sagen deuten auf dunkelgefühlte hohe Wahrheiten hin. In den bunteſten Farben, in den mannigfaltigſten Geſtalten umfängt hier die Dichtung eine herrliche, reiche Welt des Wiſſens, aus der ſpätere Weiſe oft ſich goldene Vließe holten.

Finſterer und trüber ſchreitet das Leben der Kunſt in den älteſten Zeiten durch Aegyptens Thäler, aber wiederum mit tiefer Bedeutung. Den Himmel ermeſſen, den Zeitenlauf beobachten, das Reich des Gemüths offenbaren wollte der Sohn Cham's. Darum waren die Symbole, worin hier die Kunſt jene Beſtrebungen zum Wiſſen kleidete, Rieſenformen und andere wunderſame Dichtungen voll undurchdringlicher Nacht. Der Aegyptier wollte in ſeinen ungeheueren Pyramiden ſicher nicht bloß Grabmäler für ſeine Könige errichten, ſondern des Firmaments gewaltige Körper und ihr ewig feſtes Wandeln verſinnlichen; in dem ſtadtähnlichen Tempel des Phtha, (Hephaiſtos) an deſſen Vollendung Könige Jahrhunderte arbeiteten, wollte man wohl nicht allein dem Gotte des Feuers ſeine Ehrfurcht beweiſen, ſondern erhabene Begebenheiten, die Geſchichte des Volks der Nachwelt überliefern.*) In der Hieroglyphenſchrift endlich fanden liſtige Prieſter gewiß nicht bloß ein paſſendes Mittel, den Pöbelblick zu täuſchen, ſondern in ihr

*) So ſcheint es ſich wenigſtens aus dem Herodot zu ergeben, lib. II. c. 99 ff.

ruhet vielmehr das früheſte Wiſſen des Volks künſtlich umſchleiert. Auch aus Aegyptens Dichtungswelt ging in der Folgezeit manche Kenntniß auf andere Völker über.

Selbſt im Volke Gottes, das mehr in religiöſem Wunderglauben als in freundlicher Anſchauung der Kunſt die Wahrheiten von dem Unendlichen, der Welt und dem Menſchen umfangen mochte, ſchwebt dieſelbe dennoch in anſprechenden Erſcheinungen. Der allwaltende Jehova und ſein allmächtiges Thun war dem Hebräer der Mittelpunkt, um den ſich all ſein Denken und Forſchen drehete. Aber nicht bloß glaubend ſah er zu ihm hinan, nicht bloß im Lichte der Religion ſah er deſſen Wirken und ſein eigenes Verhältniß zu ihm auch mit lieblichen Allegorien umhüllte dieſes Verborgene die Dichtung, und die Grazien warfen um das Unbegreifliche ein heiliges Gewand voll bedeutender Geſtalten. Doch die göttliche Kunſt wirkte hier nicht nur im Symbole für künftige Wahrheiten, auch lebendiger trat ſie hervor, wirkſam ſtimmte ſie das Gemüth zu ſanften Empfindungen und ſtreuete freundlich duftende Kränze. Des Volkes Propheten und Dichter feierten in begeiſterten Geſängen Jehova's unendliches Seyn und der Liebe ſeliges Walten. Nicht das Geſetz allein gebot in den Hallen des Tempels, auch der Melodien erhebende Kraft ſtimmte die Seelen der Betenden zu himmliſchen Gefühlen. Kurz, wer die Erſcheinung des hebräiſchen Volkes unter den Völkern mit beobachtenden Blicken betrachtet, wer ſein Thun und Streben, ſein Wachſen und Beſtehen von den früheſten Perioden bis zu den Tagen ſeiner Zerſtörung und Zerſtreuung uneingenommen verfolgt, wird es gewiß nimmer leugnen, daß ſelbſt die engen Schranken, welche dieſe Nation umſchloſſen und von andern ſonderten, die Schöpfungen der Kunſt in ſich aufnahmen, ja oft rein und anſprechend ſich ent-

wickeln ließen. Eben ſo wenig wird ein ſolcher unbefangener Beobachter auch in Abrede ſtellen, daß die Kunſt der Hebräer, beſonders wie ſie dichtend in ihren Schriften erſcheint, ein reicher Quell iſt, aus dem mit unverſiegbaren Strömen in unſere Zeiten Aufklärung fließt! Wie manches Licht der Wahrheit würde die Gegenwart noch immer vermiſſen, hätte das hebräiſche Alterthum niemals im milden Schatten einer vorbildenden Kunſt gewandelt!

Nur zu nennen brauchen wir das Volk, das vor allen den verdienten, ſchönen Beinamen — das Künſtlervolk — erhielt, und bei dem bloßen Worte ſtehet das göttliche Wirken der Kunſt jedem Kenner dieſer liebenswürdigſten der Nationen lebendig vor der Seele. Wer hätte nie von der Kunſt der Griechen gehört? Doch das Leben der Grazien hier ſchildern oder mahlen zu wollen, wäre Vermeſſenheit — große Geiſter gaben kaum den Nachklang jener goldenen Zeit. In dem reichſten Gewande prangt beſonders das beblümte Gefild ihrer Mythe. Dieſe erzeugte wieder tauſend andere Formen der Kunſt, und umhüllte Wahrheiten, die jetzt die Nachwelt langſam erkennt; ſie war vorzüglich die Mutter des freundlichen, heitern Seyns, das die Griechen in ſittlicher, wiſſenſchaftlicher Hinſicht beſeelte.

Von Orpheus Zauberharmonie — was auch immer an ihr Fabel ſeyn mag — bis in die Tempelgewölbe der Chriſten hin verbreitete die Muſik unter ihnen ſanfte Empfindung, muntere Freude; des Tanzes immer ſchaffende, immer neue Geſtalten entwickelnde Uebung gab eine Bewegbarkeit und Biegſamkeit ihrem Körper, daß er leicht und gefällig das Leben durchwallte und dem Wirken des Geiſtes williger folgte.

Eine der vorzüglichſten Wirkungen der Kunſt aber unter den Griechen ſcheint mir die zu ſeyn, daß ſie ihnen lehrte, das Leben der Gegenwart gehörig zu be-

greifen und zu ergreifen; es auf das Reich der Ideale zu beziehen und doch nach ſeinem eigenen Weſen zu genießen. Leicht entſchwebte ihr Geiſt zu höheren Regionen, aber das Gefühl für das Schöne, die Macht der Kunſt knüpfte die erſchaueten Reſultate an die Wirklichkeit an; tief drang ihre Forſcherkraft in die Tiefen des Wiſſens, aber die Grazien lenkten ihn unbemerkt auch auf das Handeln hin, verwebten die ernſten Kenntniſſe holdſelig in die wechſelnden Auftritte des bürgerlichen und mehr irdiſchen Strebens; die Kunſt endlich gab bei ihnen allem Thun gefälligeres Anſehn, ſtellte überall das Reinmenſchliche ungezwungen dar. Zu dieſem Volke wende ſich Jeder, dem das Walten der Kunſt unbedeutend ſcheint, und beſſer belehrt wird er mit Schiller wünſchen:

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

Auch dem römiſchen Kraftleben ertheilte die Kunſt zuerſt ſanftere Bildſamkeit und leichtere Bewegung. Mit mannhafter Würde, mit ſtreitbarem Ernſt ſchritt der Römer unbeugſam und roh daher, und kaum näherte er ſich den mildern Tugenden einer vollendetern Menſchheit. Da kam unvermerkt aus Hella's freundlichen Gefilden die Kunſt und ſenkte nach und nach in die Bruſt des ſtarren Kriegers den zarten Keim einer edlern Bildung und höherer Wiſſenſchaft. Ohne dieſe wohlthätige Fremde würde in Rom kein Cicero geblühet und auf des Wiſſens Höhe geglänzt, ohne dieſe ſanfte Leiterinn würde kein Virgil und Horaz ſo hinreißend geſungen, kein Livius ſo einnehmend die Welt belehrt, kein Salluſt und Tacitus der Menſchen Thun und Beginnen mit ſo tiefblickendem Geiſte erfaßt und dargeſtellt haben. Selbſt an der bewundernswürdigen Geduld, womit das vordem edle Volk ſo manches Jahrhundert nie gekannter Tyrannen grauſames Herrſchen er-

trug, hat die Kunſt ihren Antheil. Denn ohne ſie würde die Rohheit früherer Zeit gar bald in Unbändigkeit ausgeartet, die alte Tugend ſchneller zu der Tiefe der Verworfenheit hinabgeſunken, Roma's angeſtaunte Weltherrſchaft zeitiger in ihr beſtimmtes Grab getreten ſeyn.

Wir verlaſſen den Orient ſammt den klaſſiſchen Völkern und treten in die romantiſche Zeit, die alle die gewaltigen Nationen des Nordens in ihrer Vermiſchung mit den civiliſirten herbeiführten. Ein kaum überſehbares Feld mit den mannigfaltigſten Scenen und im wunderbaren Gemiſch der bunteſten Farben breitet ſich dem Blicke aus. Man forſcht vergebens nach der Helle des Wiſſens, die Sonne der Kenntniß iſt noch nicht aufgegangen, im Nebel des grauenden Morgens brechen ſich noch kaum ihre kommenden Strahlen. Doch flimmert durch das unverſcheuchte Dunkel das magiſche Zwielicht der Kunſt und bereitet auch dieſe neue Welt vor zum Empfange geiſtiger Bildung, zum Tage glänzender Aufklärung. Zwar trägt die Zauberinn hier ein anderes Gewand, hüllt in andere Symbole das ewig Wahre und tritt in andern Geſtalten unter dieſe Kinder der Wälder — allein doch immer als treue Prieſterinn des Schönen, als heilige Pflegerinn eines ſanften Gefühls für die Reize der Grazien. Freilich nennt man dieſe Barbaren nicht ſelten Feinde der Kunſt, aber ſicher mit Unrecht. Vielmehr liebten ſie die Göttliche, nur nicht in der Geſtalt, wie ſie bei den Griechen, Römern und andern Völkern erſchienen war. Ihr Sinn ſtrebte zu kühnern und mannigfaltigern Formen hin; ihr Gefühl barg noch die Eindrücke ihrer vorigen Lage, umfaßte zu innig das Freie, das Unendliche, das Unbegreifliche. Nur da erſt, als die Kunſt, die ihr Weſen ſo leicht in wechſelnden Geſtaltungen darbietet, das Feſtbeſtimmte der klaſſiſchen Zeit mit dem Zwangloſen dieſer ungebundenen Stämme, die hohe Sanftheit der griechiſchen Formen mit

dem Kräftigen im Geſchmacke der roheren Einfalt vermählte; als ſie des arabiſchen Wüſtenſohnes leicht und kühn auf- und fortſtrebende Schöpfungen unter die ähnlichfühlenden Bewohner der nördlichen Steppen und Waldungen führte — da erſt tauchte jene unbeſchreiblich herrliche Zeit der Romantik aus der Mitte dieſer Völker hervor, da wurde die gothiſche Schöpfung geboren, die jetzt noch in himmliſchſüßem Nachklange das Gemüth der Künſtler durchſchauert, empfängliche Seelen erhebt. In dieſen geſtaltvollen Tagen erſtanden jene gewaltigen Denkmäler, vor denen unſere Zeit mit gerechtem Staunen ſchweigt; in den Jahrhunderten dieſes allſeitigen, freien Strebens ſangen die Barden jene Lieder dem ritterlichen Thun und der züchtigen Liebe, die noch jetzt unſer Gefühl mit unnennbarer Sehnſucht erfüllen und in Wemuth verſenken. Hierdurch aber wurde bei dieſen Völkern allmählig die Empfänglichkeit für jene vielfältigen Kenntniſſe vorbereitet, die ſich bis auf uns herab ſeit Jahrhunderten über ſie ausdehnten. Es wurden die geiſtigen Talente unvermerkt fähig gemacht, jene tiefen Forſchungen einſt in den Wiſſenſchaften zu machen, die ſelbſt Griechen und Römer nicht ſo vollkommen erreichten. Was würde aber aus ſolchen ſtürmiſchen Reibungen roher Nationen, aus den ewigen Kriegen Anderes hervorgegangen ſeyn, als ſchwarze Nacht, in deren Gefolge Wildheit und völlige Unwiſſenheit ſich gezeigt haben würden, hätte nicht die milde Kunſt verborgen und leiſe gewirkt, die Gemüther geſänftigt, ſie nach und nach mehr zu dem Geiſtigen hingewandt? Vergebens würden ein Petrarka, Bocaccio und andere Männer das Licht der hinabgeſunkenen Vorwelt vom Aufgange her unter die mancherlei Völker des Abendlandes geleitet haben, hätte nicht die Morgenröthe der Kunſt die umdunkelten Blicke zuvor für die blendendere Helle geſtärkt!

Was wir hier bei den Nationen der Vorwelt ge-

funden haben, daſſelbe erſcheint uns auch bei den unkultivirten Bewohnern ſolcher Gegenden der Erde, wohin die intellectuelle Veredlung bisher nicht gedrungen iſt, noch in unſern Tagen. So wie der Geſang und die Muſik aus den wildlebenden Griechen gebildete Bürger, aus den Stämmen Skandinaviens und Germaniens ſanftere, veredeltere Menſchen vordem machten, ſo noch heute aus Nordamerika's Barbaren oder andern Wilden anderer Länder. Ueberall wird dem aufmerkſamen Beobachter bei einem Volke, das kaum die erſte Stufe der Bildung erſtieg, das Wirken der Kunſt begegnen, mag es auch noch ſo unvollkommen, noch ſo unentwickelt ſeyn. Die Kraft des Liedes, die Töne der Melodie, die Bewegungen des Tanzes oder die Formengebilde der Hände ſind bald hier oder dort, bald mehr oder weniger diejenigen Aeußerungen der Kunſt, welche die Bahn für künftige höhere geiſtige Veredlung brechen.

Aus dieſer flüchtigen hiſtoriſchen Darſtellung geht demnach hervor, was pſychologiſch ſich gleichfalls leicht bewährt, wie überaus bedeutend die Kunſt, mittelbar ſowohl als unmittelbar, das intellectuelle Fortſchreiten der Menſchen zu fördern vermag und beſonders dazu dient, dieſe Seite unſerer menſchlichen Exiſtenz mit dem Ganzen der Menſchheit lieblich und freundlich zu verſchwiſtern. Denn wo ihre Zauber die Wahrheit umgeben, da öffnet ſich dieſer weit bereiter jedes Gemüth, da vermählt ſie ſich inniger mit dem Glücke und der Tugend.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.

Endlich beweiſet die Kunſt ihren Einfluß auch in ſittlicher Rückſicht auf eine ſehr bedeutende Weiſe. Schon weiter oben (1. Abthl. B. 3. K. 3.) iſt bemerkt worden, daß die als ein wirkliches Ganzes ſich darſtellende Sittlichkeit — die Tugend gleichſam ihrer Natur nach nicht ohne Grazie und Schönheit erſcheinen darf. Die Kunſt aber, als Bewahrerin und Beförderin des Schönen, wird dieſes Erforderniß der moraliſchen Veredlung am ſicherſten herbeiführen. Durch ſie wird Anmuth und ſanfte Gelaſſenheit ſich zu dem Streben nach ſittlicher Vollkommenheit geſellen; ſie wird dem Uebertriebenen wehren und durch ihre geheim wirkende Kraft die Harmonie befördern, in welcher die Tugend eines Menſchen mit deſſen übrigen Hauptzwecken nach dem Geſetze vollendeter Humanität ſtehen ſoll. Opfere den Grazien (Θυε ταις χαρισιν) iſt der Kunſt freundliches Gebot bei Allem, worauf ſie hinwirken mag, und wohl, wenn Jeder dafür ein geneigtes Gehör trüge. Viel liebenswürdiger möchte uns dann auch ein Kato erſcheinen, der bei ſeiner unbeugſamen Strenge trotz der Hoheit ſeiner Tugend weniger Zuneigung als Bewunderung gewinnt. Weit gefälliger ſprechen dagegen jene Tugendmuſter an, welche, ohne den ganzen Menſchen zu verkennen, ihrer ſittlichen Vortrefflichkeit ein reizenderes Gewand geben und ſie in ſanfte und anziehende Uebereinſtimmung mit der Geſammtheit der eigentlich menſchlichen Beſtrebungen ſetzen. Jede Zeit wird auf ſolche Sterbliche mit Liebe und ſehnſuchtsvoller Bewunderung hinblicken. Auch ſind von jeher die Bemühungen derſelben für das ſittliche Wohl Anderer oder auch des ganzen Geſchlechts viel ausgebreiteter, wirkſamer und

dauernder geweſen. Was ſie darſtellten und außer ſich erwecken wollten, war dem Menſchen verwandter, war ſeiner und der allgemeinen Natur, wo Alles in ſteter Harmonie einen ewigen Gang fortgeht, angemeſſener. Durch die Kunſt endlich wird jene beſcheidene Mäßigung zuerſt auch in das Leben der Tugend eingeführt, ohne die es nirgends ein wahrhaft humanes, gutgeordnetes Daſeyn geben kann, und die unter den Griechen ſo viele liebenswürdige Charaktere bildete, zu welchen die gefühlvollen Seelen mit innigem Verlangen zurückſchauen.

Die Kunſt wirket aber auch noch von einer andern Seite her für die ſittliche Veredlung. Sie mildert das rohere Gefühl, weckt die zartere Empfindung und ertheilt dieſem ganzen Vermögen eine größere, vielartigere Empfänglichkeit für Alles was zum beſſeren und edleren Seyn des Menſchen gehört. Alſo auch das moraliſche Gefühl wird ſie auf dieſe Weiſe ganz beſonders bilden. Sie wird ihm größere Regſamkeit und Feinheit ertheilen, welche wiederum bewirken, daß das eigentlich Sittlichgute leichter empfunden und ſichrer aufgefaßt wird. Selbſt der gebietenden Vernunft wird ſie in dieſer Beziehung wichtige Dienſte erzeigen. Denn ſie macht das ganze Syſtem der Begierden und Leidenſchaften, oder die Sinnlichkeit, ſanfter, beſcheidener, wenn ſie ſonſt ſelbſt nicht auf Koſten der Harmonie vor den wichtigern Angelegenheiten in unſerer Natur begünſtiget wird. Da bewirkt ſie denn freilich gar oft das Gegentheil, wie die Erfahrung leider zu häufig zeigt. Allein das iſt nicht Schuld der Kunſt, ſondern des freien Menſchen, der ſich ſelbſt nicht kennt und begreift. Wo ſie aber mit der gehörigen Mäßigung gepflegt wird, da wird ſie nimmer zu ſolchem Extreme ausſchweifen. Vielmehr wird ſie, wie geſagt, die Leidenſchaften geſchmeidiger und ſie dadurch biegſamer machen für den Gehorſam

gegen die Vernunft. Ihre Rohheit wird mehr in Gelaſſenheit, die Zügelloſigkeit der Begierden mehr in ſanfte Folgſamkeit ſich umwandeln. Das gerechte Verhältniß zwiſchen der Obergewalt der herrſchenden Vernunft und der ihr unterthanen Sinnlichkeit läßt die Kunſt am richtigſten bemerken und behaupten. *)

Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen ſie das reinſte Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht zurück.

Es iſt demnach die Kunſt in jeder Hinſicht eines der vorzüglichſten Bildungs- und Beförderungsmittel

---

*) Plato, de leg. lib. II. ed. Bip. vol. VIII. pag: 82 sq. De republ. lib. III. vol. IV. Hier bemühet er ſich, beſonders den Einfluß des Tanzes und der Muſik auf die geſammte Bildung des Menſchen darzuſtellen. Auch über die vortheilhafte Wirkung mythiſcher Dichtungen bei der Erziehung ſpricht er ebendaſelbſt, vorzüglich de rep. l. c. pag. 285, 292 und 293. Eben ſo beſtimmt redet er über die Bildung durch Fabel und Muſik de rep. lib. II. vol. VI. pag. 246 und 247. Kant, über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, S. 2 und 19, auch 24 ff. Herder's Kalligone Thl. 3 S. 227. Maaß, Verſuch über die Einbildungskraft. Halle, 1792. Fr. Schiller, über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in deſſen klein. proſ. Schr. Thl. 3. S. 44 ff. Niemeyer's Grundſätze, Thl. 1. S. 128 ff. Snell, Aeſthet. S. 3. Eberhard's Handbuch der Aeſthetik, Thl. 1. Br. 42. Beſonders auch Heyne in der Abhandl. de morum vi ad sens. pulchrit. quam artes sectantur. Goett. 1765. Th. Abbts vermiſchte Schr. Thl. 4. S. 27 ff. Gügler, die heil. Kunſt, S. 122 ff., 127 ff. und an andern Stellen des Buches.

der Humanität oder der geſammten reinmenſchlichen Vollendung, und verdient eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit von Allen, denen die Erreichung ihrer Beſtimmung am Herzen liegt. Sie beruhet, wie gleich anfangs geſagt werden, auf dem Gefühle für's Schöne und äußert ſich entweder als bloße Empfindung, Beurtheilung — als Geſchmack — oder auch als wirkliche Schöpfung in der Außenwelt — als Kunſtfertigkeit. Nicht überall kann und wird ſie den Verhältniſſen und Umſtänden gemäß in beiden Rückſichten ſtatt finden, indeß ganz und gar fehlt ſie, wenigſtens in der Anlage, nicht leicht. Ihr Daſeyn kündiget ſich, eben weil das Gefühl ihr Grund iſt, früher an, als andere, mehr bloß geiſtige Beſtrebungen. Früh muß daher auf ſie das Augenmerk des Erziehers gerichtet werden, und weil ſie durch das ganze Leben hin den Menſchen begleitet, ſo muß auch Jeder nach der Beendigung der eigentlichen Erziehungsperiode während der Reife des Seyns als Selbſtbildner dieſelbe mit Sorgfalt und Fleiß beobachten, pflegen und rein bewahren. *) Um dieſes Gefühl nun theils zu entwickeln, theils zu veredeln und zu erhöhen, wird nichts ſo zweckmäßig ſeyn können, als ein öfteres Verweilen bei denjenigen Gegenſtänden und

*) Aus der Anſicht, welche in gegenwärtiger Schrift von der Humanität, als der menſchlichen Beſtimmung hienieden, und von der Bildung zu derſelben aufgeſtellt iſt, geht hervor, daß von einer eigentlich äſthetiſchen Veredlung, als einer Hauptangelegenheit des Menſchen, eben ſo wenig die Rede ſeyn kann, als von einer religiöſen in demſelben Sinne. Denn im Allgemeinen betrachtet iſt ja die Kunſt wie die Religion nur Mittel, die echte Humanität, welche in der harmoniſchen Verwirklichung der hier feſtgeſetzten drei Hauptzwecke im menſchlichen Daſeyn beſteht, deſto glücklicher zu geſtalten. (S. oben 1. Abthl. B. 2. K. 3. in der Note.)

Scenen, in welchen beſonders Schönheit oder auch Erhabenheit vorherrſchen. Zuerſt aber wende man ſich zu den Erſcheinungen in der großen Natur, denn dieſe ſpricht den Menſchen in der Kindheit, wie in den übrigen Zeiten des Lebens am vernehmlichſten, wahrſten und reinſten an. Da wähle man vorzüglich ſolche Partien und Auftritte, die vor andern durch edlen Reiz und erhabene Einfachheit am tiefſten auf das Gemüth wirken. Man weile häufig in anmuthig-ſchönen Gegenden, um da in der Fülle die Erhabenheit, worin allerdings oft das Schöne gekleidet erſcheint, zu empfinden und zu bewundern. Nicht minder häufig mache man aber auch das Kleinere, worin die Schönheit ſanfter und milder waltet, zum Gegenſtande der Betrachtung. Man ſtaune über die Majeſtät, in der die Elemente in Gewittern oder andern furchtbar-großen Erſcheinungen kämpfend und arbeitend hervortreten; man weile aber auch am Thautropfen in der Blume, worin das zarte Farbenſpiel in lieblicher Schöne wechſelt und das Auge bezaubert; man blicke mit Ehrfurcht in das Dunkel erhabener Wälder, in denen das Gemüth heiliger Schauer durchbebt und mit hoher Empfindung erfüllt; man überſehe aber auch nicht das Blatt, wenn es von herbſtlicher Kälte gefärbt dem hohen Wipfel entſinkt und in einfach anſprechendem Reize das Gefühl ergötzt und in ſanfte Stimmung verſetzt. Wie ſehr ein ſolches Befreunden mit der Natur auf die Bildung und Entwickelung des Gefühls der Schönheit wirke, beweiſen einzelne Menſchen und ganze Nationen, die eine maleriſche Flur umfängt, und über denen ein milder, heitrer Himmel ſchwebt. Darum erhob ſich die Kunſt einſt ſo beſonders bei den Griechen, darum ſchafft und wandelt ſie noch heute ſo freundlich und häufig in den lieblichern Gegenden des europäiſchen Südens.

Doch eben ſo angelegentlich muß ferner derjenige,

der ſein Gefühl für's Schöne bilden will, die eigentlichen Erzeugniſſe der Kunſt betrachten, wenn ſonſt ſich Gelegenheit darbietet. Sein Blick weile auf den Formen, worin edle, geſchickte Künſtler die Schönheit der Anſchauung hinſtellten, ſein Ohr vernehme die Zaubertöne, in denen die Harmonie ſüß zu der Seele redet. Beſonders iſt dieſes ein nothwendiges Erforderniß für den, der ſich *ausübend* einem Zweige der Kunſt als Prieſter oder Freund weihen will; was freilich Jeder ſollte, dem ſonſt Anlage und Umſtände es vergönnen. Vor Allem endlich ſtrebe man ſtets dahin, die *Ideale* des Lebens, beſonders der Jugend zu bewahren. Sie erheben die Seele des Menſchen zu dem Edlen, ſie leiten den Freund der Kunſt zur Vortrefflichkeit in den Schöpfungen der Phantaſie. O, es iſt ein ſeliges Seyn, von der Höhe der Ideale ohne Schwärmerei in die Welt der Wirklichkeit und aus dieſer zu den Reichen einer erhabenern Vollkommenheit ſeinen Blick mit hohem Selbſtbewußtſeyn zu ſenden!

Glücklich indeß, ich ſage es wieder, der Sterbliche, dem lauter das Gefühl des Schönen die Bruſt erheitert; glücklicher auch jener, der in lebendiger Anſchauung dieſes Gefühl auszuſtrömen vermag; denn wahr iſt, was der Sänger Helden und Grazien einſt ſang:

Σὺν γὰρ ὑμῖν τὰ τερπνὰ καὶ τὰ γλυκέα;
Γίνεται πάντα βροτοῖς·
Εἰ σοφὸς, εἰ καλὸς, εἴ τις ἀγλαὸς
Ἀνήρ.

Pind. Olymp. XIV. *)

*) Denn durch euch (die Grazien) kommt alle ſüße Luſt und Freude den Sterblichen: daß Jemand ein weiſer, ein liebenswürdiger, herrlicher Mann ſey.

Verbeſſerungen.

Seite 6 Zeile 3 von oben l. ſtatt erhalten enthalten.

— 10 — 2 v. o. l. ſtatt „einen oder mehrere oberſte Grundſätze" Grundſätze.

— 16 — 3 v. unten l. ſt. Karrikatur Karikatur.

— 27 — 8 v. u. l. ſt. Diodors Diodor.

— 68 — 6 v. u. l. ſt. Schäfteſbury's Shäfteſbury, und ſtatt Kant's Kant.

— 84 — 11 v. o. l. ſt. Lampen Langen.

— 92 in der Note Z. 7 v. u. l. son ſt. ton.

— 96 Z. 8 v. o. l. Anhörung ſt. Abhörung.

— 97 in der Note Z. 1 v. o. l. Wörter ſt. Worte.

— 100 Z. 1 v. u. l. Eigenheiten ſt. Eigenſchaften.

— 103 in der Note Z. 3 v. o. l. Absit ſt. Adsit.

— 106 Z. 15 v. o. l. empöreriſchen ſt. empöriſchen.

— 106 in der Note οὐν ſt. ουν.

— 127 — 5 v. u. das „Uebereinſtimmung mit unter" ganz fort.

— 130 in der Note Z. 1 v. u. l. iſt ſt. ſey.

— 133 Z. 7 v. ob. l. epikuräiſch ſt. epikuriſch.

— 137 — 1 v. u. l. in ihre Gemüther ſt. ihren ꝛc.

— 154 — 5 v. o. l. Zuſtand ſt. Anſtalt.

— 160 — 1 v. u. l. humaniſirlich ſt. humaniſtiſch. Dieſes an mehreren Stellen.

— 166 — 16 v. o. l. Pindar ſt. Pindar's.

— 168 in der Note Z. 4 v. o. l. Homer ſt. Homer's.

— 176 in der Note l. Rouſſeau ſt. Rouſſeau's.

— 192 Z. 4 v. u. l. in dem ſt. in der.

— 202 in der Note Z. 1 v. o. l. in der ſt. in die.

— 204 Z. 7 v. u. l. wurde ſt. würde und wurden ſt. würden.

— 230 — 2 v. u. l. ſomit ſt. ſo mit.

— 231 — 2 v. u. l. hinter gegen die.

— 231 in der Note Z. 3 v. u. l. in der Eigenſchaft eines Mittels zu deſſen Zwecken, ſt. als ein Mittel ꝛc.

— 241 Z. 14 v. u. das und fort.

— 247 — 10 v. u. l. Ausnahmen ſt. Ausnahme.

— 259 — 9 v. o. l. eigenſt ſt. eigens.

— 266 — 1 v. o. l. a, b, ſt. α, β.

— 266 l. Ich ſt. Ichs.

— 267 Z. 9 v. o. l. mit dem Körper ſt. mit ihm.

— 295 in der Note l. ὡς εἴη ὁ Ἔρως μέγας θεός.

— 369 Z. 1 v. u. hinter rechtfertigen l. kann.

— 365 — 6 v. o. l. Bilder ſt. Bildner.

— 387 — 12 v. u. l. orphiſcher ſt. orpheiiſcher.

— 406 — 3 v. u. l. noch ſt. auch, und Z. 1 v. u. l. hinter Sänger der.

— 406 l. Ἀνήρ ſt. Ανὴρ.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hillebrand, Joseph,

Versuch einer allgemeinen Bildungslehre

Braunschweig 1816
Paed.th. 2028
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10763091-5